

Schwäbische Heimat

Januar-März DM 9.00



1991/1

Burg Katzenstein
für Besucher geschlossen

«Goldenes Rad»
in Göppingen abgerissen

457512
Park ohne Zukunft?
Stuttgarter Rosensteinkpark

Mägde und Knechte
in Oberschwaben

Schwäbische Heimat

42. Jahrgang
Heft 1
Januar–März 1991

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 35,-, für Einzelhefte DM 9,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (0711) 221638.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:
Postgiroamt Stuttgart (BLZ 60010070) 3027-701,
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308,
Deutsche Bank Stuttgart (BLZ 60070070) 1435502.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 7400 Tübingen, Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift von Verlag und Redaktion:
Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1
Telefon (0711) 221638
Telefax (0711) 293484

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des Archiv-Verlags, Braunschweig, sowie des Innenministeriums Baden-Württemberg bei.

Inhalt

WINFRIED ROESNER Zur Sache: Kulturpolitik nach Späth	1
HEINZ BARDUA Das Wappen des Landkreises Sigmaringen	2
URSULA WEBER Burg Katzenstein – Mit Steuermitteln erhalten, für Besucher jedoch verschlossen	3
ULRICH GRÄF Ausgezeichnete Denkmale – Der Denkmalschutzpreis (Peter-Haag-Preis) 1990	6
KLAUS SACKENREUTHER Park ohne Zukunft? – Geschichte und heutige Situation des Stuttgarter Rosensteinparks	12
VEIT ERDMANN Justinus Heinrich Knecht – Organist und Komponist in Biberach	25
JULIAN AICHER »Heut ist mein Bingletag, morgen mein Ziel« – Mägde und Knechte in Oberschwaben-Allgäu	30
SUSANNE GOEBEL Der Unterwäsche auf den Leib gerückt – Frühe Formen der Wäschereklame der Trikotindustrie	39
WINFRIED ASSFALG Riedlingen: Ein Zentrum für Künstler, aber kein Kunstzentrum in der Barockzeit (Teil 2)	51
Göppingen, Gasthaus «Goldenes Rad» – Begründung der Kulturdenkmaleigenschaft	62
KLAUS R. GEBHARDT Warum das «Goldene Rad» in Göppingen sterben mußte – Eine Bürgerinitiative kämpfte vergeblich	73
sh intern	77
Buchbesprechungen	81
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	90
sh aktuell	91

Den Schwaben sagt man den banausigen Satz nach: *Mir brauchet koi Kunscht, mir brauchet Grombira!* Als der Satz fiel – im Landtag! –, da war Lothar Späth noch nicht geboren. Ihm wäre so ein Satz nie über die Lippen gekommen. Er wußte zu gut, wo Kunst zu brauchen und zu gebrauchen war.

Späth ist nicht mehr Ministerpräsident von Baden-Württemberg. Was das für die Kultur in diesem Land bedeutet, werden wir erst langsam merken. Sein Nachfolger Erwin Teufel hat uns Kontinuität versichert, und er wird trotzdem nicht so die Haydée küssen können, wie Späth es konnte.

Lothar Späth war eben erst gewählt worden, da hat er einen wichtigen Satz gesagt: *Ein Industrieland wie Baden-Württemberg mit seinen vielfältigen Strukturen muß natürlich die Möglichkeit wahrnehmen, seine Kulturszene weiterzuentwickeln. Das halte ich für eine wichtige Aufgabe meiner Regierung.* Richtig staatsmännisch gesagt war das, aber die Kulturleute haben es ihm noch nicht so ganz geglaubt, war er doch kurz zuvor noch damit beschäftigt, Claus Peymann aus dem Land treiben zu helfen. Wir haben Glück gehabt: Nach seinem Sündenfall siegte seine liberale Ader. Späth begriff sehr früh den Staat als Mäzen der Künste, und da das nur mit Toleranz funktioniert, übte der Ministerpräsident Toleranz.

Der Staat als Mäzen – Späth hat das ernst genommen und Geld dafür locker gemacht. 30 Millionen Mark für das Stuttgarter Kammertheater, 28 Millionen für das Wilhelmatheater, 45 Millionen für die Künstlerakademie auf Schloß Solitude, das schwäbische «Massimole», 200 Millionen für das Mannheimer Landesmuseum für Technik und Arbeit, 180 Millionen – es dürften noch ein paar mehr werden – für die erstedeutsche Theaterakademie, um nur ein paar der dicken Brocken aufzuzählen. Das steht und bleibt. Was bleiben wird von Späths zwölf Jahren, das ist auch die Kunstkonzeption des Landes Baden-Württemberg. So etwas hat kein anderes Bundesland: eine gewaltige Liste, was es an Kultur hierzulande gibt, und eine breite Perspektive, was künftig möglich sein sollte. Da ein Mann wie Hannes Rettich für

Späth denken durfte, lauten die Spielregeln der kulturellen Zukunft: liberal soll es zugehen, plural, subsidiär und dezentral. Ein kühnes Konzept.

Nur: Hannes Rettich ging schon in den Vorruhestand, und sein Ministerpräsident folgte ihm nach. Ob das kühne Konzept also demnächst noch Folgen haben wird, hängt von denen ab, denen es in die Hände gefallen ist. Sind es kleinere Geister, die sich hier in Sachzwängen winden und dort in Finanznöten jammern, bleibt das Konzept zwar erhalten – aber in der Schublade.

Wenn man auf Späths «Kulturrausch» – um einen Kollegen zu zitieren – zurückblickt, dann fallen einem in der Tat sofort die Glanzstücke ein. Aber in die Dankbarkeit darüber, was die Kultur von ihm bekommen hat, mischt sich immer eine leichte Verlegenheit darüber, daß man mit seinen Geschenken in der Hand auch ein bißchen neureich wirken könnte. Lag es daran, daß Späth sich immer eine Spur zuviel selber mitfeierte? Daß der Mäzen Späth immer auch den Sonnenkönig spielen wollte oder wenigstens den Herzog Karl Eugen? Man nahm sein Geld und wußte zugleich: Wir kriegen es nicht, weil der Ministerpräsident so viel von Kunst versteht, sondern weil er einen Instinkt für Dekoration hat. High culture als die Sahne auf high tech. Jeder Fortschritt in der Wirtschaft geht leichter mit einem Pas de deux über die Bühne, oder wie Walter Jens spötelte: Marcia und Mercedes feiern Hochzeit.

So blieb auch die Kritik nicht aus: Späths Kunstpolitik ist einseitig. Was nicht dem Glamour dient, bleibt im Schatten, oder wie die SPD mäkelte: *Was nicht etabliert ist, wird nicht gefördert, und was nicht gefördert wird, kann sich meist gar nicht erst etablieren.* Hier, in der Breitenförderung der Kultur, wären sicher für die Zukunft ein paar Weichen umzustellen. Auf Späths spontane Sprünge, auf seine sprudelnden Ideen, die er dann auch mal halbfertig liegenließ und vergaß, mag eine Kulturpolitik folgen, die weniger kreativ, dafür aber solider ist. – Ach, wenn man doch immer beides haben könnte!

Manches, was zu sehr an ihn gebunden war, könnte jetzt auch in die Bedeutungslosigkeit abdriften; das gilt für Personen wie für Projekte. Wird man noch eine Filmakademie, ein Haus der Geschichte, ein Architekturarchiv, ein Haus der Gegenwartskunst für nötig halten? Möglich, daß Späths Kulturparadies bald doch auf einen Schrebergarten zurückgestutzt wird. Und vielleicht gibt es dann auf einmal wieder mehr Grombira.

Das Titelbild zeigt Schloß Rosenstein in dem gleichnamigen Stuttgarter Park. Diese Grünanlage ist nicht nur ein bedeutsamer Landschaftsgarten aus dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts, sie ist mittlerweile auch eine Oase für Pflanzen und Tiere und natürlich auch für die Menschen selbst inmitten der Großstadt. Eine Oase, die immer kleiner wird, je mehr sich z.B. die angrenzende Wilhelma ausdehnen will. Näheres auf den Seiten 12 ff.

Der 1973 aus dem Kern des gleichnamigen früheren Kreises sowie aus bedeutenden Anteilen der ehemaligen Kreise Saulgau, Stockach, Überlingen und einer Gemeinde des Alt-Kreises Reutlingen gebildete neue Landkreis Sigmaringen benötigte – wie auch andere aus vielen Gebietsteilen zusammengefügte Körperschaften dieser Art – etwas mehr Zeit zur Gestaltung eines guten heraldischen Bildkennzeichens. Übrigens führten auch von seinen fünf Vorgängern nur die Kreise Sigmaringen – *Über einem von Silber und Schwarz gevierten Schildfuß in Rot ein goldener Hirsch* –, Stockach – *Von Gold und Blau gespalten, vorne drei blaue Hirschstangen, hinten ein an einer silbernen Hellebarde mit rotem Schaft anklimmender, rot bezungter und bewehrter goldener Löwe* – und Überlingen – *Von Silber und Blau schräg geteilt, oben ein schwarzer Stufenschrägbalken, unten ein schräg abwärts schwimmender silberner Fisch* – eigene Wappen.

Der schreitende goldene Hirsch im roten Feld galt schon im Wappen des gleichnamigen früheren Kreises als das Schildbild der vor-zollerischen Grafschaft Sigmaringen, das zunächst aus dem seit 1316 belegten Wappen der Kreisstadt erschlossen wurde. Den frühesten farbigen Beleg für das Hirschwappen der Grafschaft enthält Grünenbergs Wappenbuch von 1483. Von 1573 an führten auch die seit 1534 mit dieser Grafschaft belehnten Grafen von Hohenzollern das Hirschwappen in ihren Siegeln. Während das Kreiswappen die ursprünglichen Farben Gold und Rot aufweist, wurde der goldene Hirsch im hohenzollerischen Haus- und Landeswappen seit 1844 offiziell in blauem Feld geführt.

Kurz vor der Konstituierung des neuen Landkreises Sigmaringen beschloß der vorläufige Kreistag am 7. Dezember 1972, bis zur Verleihung eines neuen Wappens das seitherige heraldische Bildkennzeichen des Kreises Sigmaringen weiter zu verwenden. Da es unmöglich erschien, die territorialgeschichtliche Vielfalt der Bestandteile des Kreises heraldisch anzusprechen – sie hätte zu einem überladenen, bei Verkleinerung auf Stempelgröße nicht mehr erkennbaren Zeichen geführt –, plädierte die Archivdirektion Stuttgart zunächst für eine endgültige Übernahme des früheren Kreiswappens. Im Kreistag regte sich jedoch Opposition aus den nicht hohenzollerischen Gebietsteilen, die für eine Mitberücksichtigung Vorderösterreichs und der Grafschaft Zimmern eintrat. In der Folge wurden zahlreiche Figurenkombinationen diskutiert, bis der Kreistag schließlich das jetzige Wappen annahm.



Heraldische Beschreibung: *In Rot über einem erniedrigten silbernen (weißen) Balken ein schreitender goldener (gelber) Hirsch.*

Der zuvor im Schildfuß enthaltene Zollernschild entfiel nun mit der Begründung, Hohenzollern sei ja schon durch den Hirsch ausreichend repräsentiert. Außer dem Sigmaringer Hirsch, der zugleich an die Helmzier der Grafen von Zimmern – *Roter Hirschrumpf mit goldenem Geweih* – erinnert, enthält das neue Wappen den silbernen Balken in Rot. Diese Figur ist vom österreichischen «Bindenschild» abgeleitet; sie bezieht sich somit auf die ehemals vorderösterreichischen Gebiete im Landkreis. Dem hat das Regierungspräsidium Tübingen am 9. Juni 1978 das Recht zur Führung dieses Wappens verliehen.

Burg Katzenstein – Mit Steuermitteln erhalten, für Besucher jedoch verschlossen

Ursula Weber

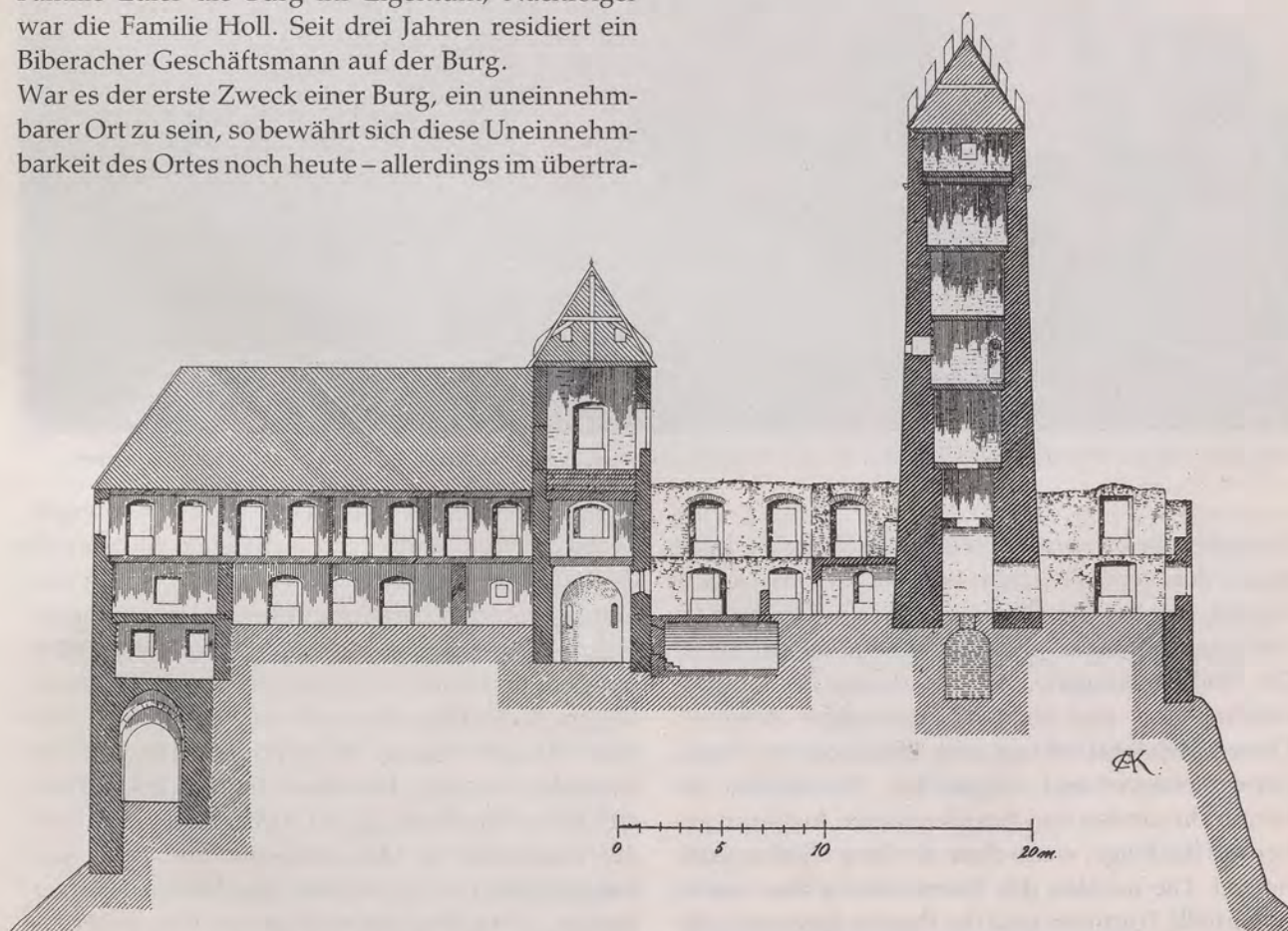
Als eine der eindrucksvollsten Dominanten des Härtsfeldes bezeichnen Freunde und Kenner der Ostalb die Burg Katzenstein. Ihre herausragende Lage auf dem Griesfelsen macht sie landschaftlich zu einer Kostbarkeit und ihre Geschichte zu einer der bedeutendsten Burganlagen Württembergs. Mit ihren Höfen in verschiedenen Ebenen, dem Burggraben, der Brücke, der Brunnenhalle und dem Palas reicht ihre Gründung bis in das 12./13. Jahrhundert zurück. Typische Einzelheiten im Inneren der Anlage zeugen davon: romanische Fenster im Palas, ein romanischer Kamin im Turm und mittelalterliche Fresken in der Kapelle.

Die lange Geschichte von Katzenstein, in einem Seitental der Egau, unweit von Dischingen, war mit vielen Burgherren verbunden. 1099 sind die Herren von Cazenstein genannt. Im 13. Jahrhundert kam die Burg von den Herren von Hürnheim an die Grafen von Öttingen, dann an die Grafen von Helfenstein und von Westerstetten. Im Jahre 1810 fiel dieses Gebiet zu Württemberg. Seit 1939 nannte die Familie Edler die Burg ihr Eigentum, Nachfolger war die Familie Holl. Seit drei Jahren residiert ein Biberacher Geschäftsmann auf der Burg.

War es der erste Zweck einer Burg, ein uneinnehmbarer Ort zu sein, so bewährt sich diese Uneinnehmbarkeit des Ortes noch heute – allerdings im übertra-

genen Sinne. Die mit Mitteln der Landesdenkmalpflege erhaltene Burg ist seit 1988, als sich der Biberacher Autoverwerter Alwin Peter für rund 1,1 Millionen Mark auf der Burg einkaufte, für die Öffentlichkeit geschlossen. Es scheint so, als würde sich auch in nächster Zukunft keine Brücke für Besucher über den mittlerweile wieder schier unüberwindbaren Burggraben senken.

Dies ist für alle Betroffenen der Stein des Anstoßes, doch die Fehde wird nicht ausgefochten, da Burgherr Peter den Fehdehandschuh links liegen läßt. Alle, die aus unterschiedlichen Gründen an der Burg interessiert sind, seien es der Bürgermeister der Gemeinde Dischingen, der Fremdenverkehrsverband «Gastliches Härtsfeld», der Heidenheimer Kreisbaumeister, die zuständigen Referenten des Landesdenkmalamtes und natürlich die Besucher der Ostalb, sie alle stehen vor einem verschlossenen Kulturdenkmal, ohne auf Einlaß pochen zu können. Nicht einmal die in Denkmalfragen oberste Landes-



Querschnitt durch die Anlage der Burg Katzenstein auf dem Griesfelsen.



Dominant auf einem Felsen der Ostalblandschaft zwischen Dischingen und Neresheim: Burg Katzenstein, 1099 erstmals genannt.

behörde, das Landesdenkmalamt in Stuttgart, kann gegen den verschlossenen Burgbesitzer etwas ausrichten, um ihn zur Öffnung seiner für viele so attraktiven Gemäuer zu veranlassen; darauf weist Dr. Norbert Bongartz hin, Mitarbeiter des Landesdenkmalamts und ehemals zuständiger Referent. Diesen Mißstand beklagt auch Elke Joos vom Fremdenverkehrsverband «Gastliches Härtsfeld»; sie könne Hunderten von Anrufern keine Auskunft geben auf die Frage, wann denn die Burg wieder geöffnet sei. Die meisten der Interessierten aber wären potentielle Touristen und der Region durchaus willkommen.

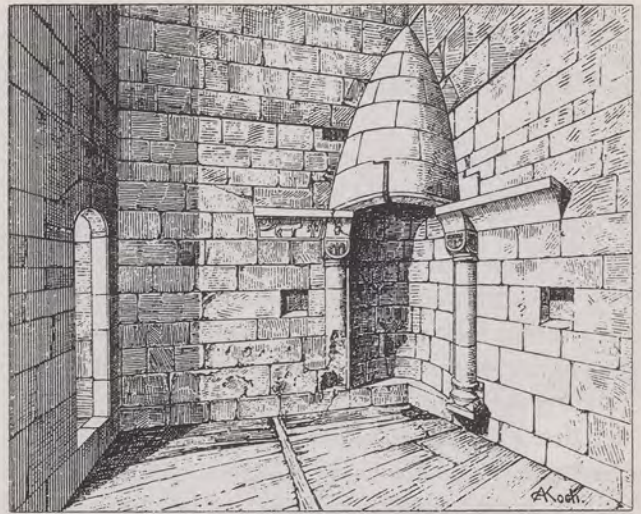
Der Bürgermeister der Gemeinde Dischingen, Bernd Hitzler, deren geschichtlicher Mittelpunkt die staufische Burg ist, will sich nach dem nun zwei Jahre dauernden Zermürbungskrieg nicht mehr aufregen. Er meint, daß verheerende Fehler gemacht wurden, und findet es katastrophal, daß das für die Region so wichtige Bauwerk vom Wohl und Wehe eines Mannes abhängt. Bürgermeister Hitzler findet besonders brisant, daß selbst das Landesdenkmalamt keine Handhabe gegen Alwin Peter habe, trotz der Zuschüsse in Millionenhöhe, die zwar noch hauptsächlich zu Lebzeiten des letzten Besitzers flossen, aber nichtsdestoweniger auch zu dieser Zeit Steuergelder waren.

Burgbesitzer Alwin Peter aus Biberach ist für kein Gespräch zugänglich, noch reagiert er auf schriftliche Anfragen. Dieser Umgang stößt die Beteiligten besonders vor den Kopf. Verordnetes Schweigen hat auch den zuständigen Architekten, Hans-Jürgen Rössler aus Nattheim, ereilt. Er ließ auf Anfrage schließlich durch sein Sekretariat mitteilen, ihm habe der Biberacher verboten, über diese Bausache Auskunft zu erteilen. Nicht nur über eine geplante Wiedereröffnung könnte der Nattheimer Architekt Auskunft geben, sondern auch über den nicht minder interessanten Tatbestand, wie weit der geplante und genehmigte Ausbau von zehn Appartements hinter dem Burgwall gediehen ist.

Denn kaum, daß der Besitzer die Burg erworben hatte, legte er dem zuständigen Dischinger Bürgermeister Hitzler ein Baugesuch für den Ausbau von Appartements vor, das von der zuständigen Behörde auch genehmigt wurde. Doch ist weder vom Besitzer noch von der zuständigen Denkmalbehörde zum Stand der Bauarbeiten etwas zu erfahren.

Selbst Heidenheims Kreisbaumeister Fritz Strauß ist darüber nicht informiert. Für ihn ist aber mittlerweile klar, daß der Landeszuschuß verloren wäre, wenn die Burg nicht wieder für die Öffentlichkeit zugänglich wird. Zwar müsse Peter die Auflagen des Landesdenkmalamtes erfüllen, doch diese Pflicht allein reicht seiner Meinung nach für die Burg Katzenstein nicht aus. Hier fehle ein Zusatz des Landesdenkmalamtes, die eine Mindestzugänglichkeit gewähren würde. Eine Möglichkeit einzugreifen, bezeichnet Dr. Bongartz als aussichtslos. Eine Mindestzugänglichkeit wäre nur über einen entsprechenden Eintrag ins Grundbuch zu erhalten gewesen, nachdem für das Kulturdenkmal in den letzten 25 Jahren öffentliche Gelder geflossen waren.

Der derzeit zuständige Gebietsreferent des Landesdenkmalamtes, Dr. Klaus Könnner, zieht sich in dieser Sache auf den Verweis zurück, daß für ihn allein wichtig sei, daß das Denkmal keinen Schaden nehme. Zwar sei er über den Bau der Appartements nicht erfreut, die erforderlichen Arbeiten jedoch bewegten sich im Rahmen der rechtlichen Möglichkei-



Romanischer Kamin im Turm der Burg Katzenstein. Gezeichnet für das Sammelwerk «Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg», Band Jagstkreis, «Die Burgen im Bezirk Neresheim».

ten. Doch auch für ihn dürfte gelten, was Dr. Bongartz als sehr außergewöhnlich einstufte: Den Besitzer und Bauherrn noch nie zu Gesicht bekommen zu haben. Alle Vorgänge wurden entweder schriftlich oder durch einen Mittelsmann verhandelt, erledigt oder besprochen.

Es mehren sich die Gerüchte, daß die Burg Katzenstein von dem Geschäftsmann zum Spekulationsobjekt gemacht werden soll. Es ist ein Wert, der sich zusammensetzt aus den baulichen, geschichtlichen und kulturellen Komponenten. Werte, die sich für einen Besitzer durchaus auch finanziell lohnen. Jedoch wird dieses alte Gemäuer nicht allein durch seine bauliche Substanz kostbar und dadurch als Spekulationsobjekt interessant, sondern als Kulturdenkmal stellt die Burganlage diesen hohen Wert dar.

In einer demokratisch verfaßten Industriegesellschaft muß es widerstreitende Interessen geben, doch sollte trotz der Gegensätze die Bereitschaft für einen Austausch mit sämtlichen Betroffenen nicht verloren gehen. Eine freiheitliche Gesellschaft sollte nicht darüber hinweg täuschen, daß es auch Verantwortung zu übernehmen gilt, nach der grundgesetzlichen Rechtspflicht: Eigentum verpflichtet.

Ausgezeichnete Denkmale – Der Denkmalschutzpreis (Peter-Haag-Preis) 1990*

Ulrich Gräf

Noch nie gingen beim Schwäbischen Heimatbund so viele Bewerbungen für den Denkmalschutzpreis, den Peter-Haag-Preis, ein wie im vergangenen Jahr. Die Zahl der Bewerbungen steigert sich inzwischen von Ausschreibung zu Ausschreibung, so daß die Jury immer mehr die Qual der Wahl hat. 1990 stand sie vor der Aufgabe, aus 43 Bewerbungen die in der Satzung des Denkmalschutzpreises vorgeschriebenen drei Preisträger zu ermitteln.

Das perfekt sanierte Denkmal gibt es nicht. Gleichwohl war diesmal wieder eine Vielzahl von sanierten und wiederhergerichteten Gebäuden dabei, die denkmalpflegerischen Anforderungen gerecht werden. Sie wurden uns auch von den amtlichen Denkmalschützern empfohlen als gute Beispiele. Deshalb tut es uns leid für alle die Besitzer mit ihren gut sanierten Gebäuden, die dieses Mal nicht gewürdigt werden konnten. Wir möchten aber an dieser Stelle allen Bewerbern für ihre denkmalpflegerisch beispielhaften Leistungen im Umgang mit ihren alten Gebäuden danken, und ihnen für die Zukunft Freude und Stolz auf ihre schönen Denkmale wünschen.

Zunehmenden Anteil an der Vielzahl der Bewerbungen haben die Denkmalschutzbehörden sowie denkmalpflegerisch interessierte Bürger vor Ort, die immer mehr dafür sorgen, daß die guten und vorbildlichen Leistungen in ihren Bereichen auch für den Denkmalschutzpreis des Schwäbischen Heimatbundes vorgeschlagen werden.

Gartenhaus in Tübingen, Herrenberger Straße 9/8

Bereits in der Renaissance-Zeit wurden in Tübingen die ersten Gärten entlang der Ammer angelegt, da in der Stadt kein Platz für solche Grünanlagen war. Für den Aufenthalt im Garten benötigte man eine Unterkunft, die gegen die Unbilden der Witterung Schutz gewährte. Das Gelände zwischen der Herrenberger Straße und der Ammer bot sich zur Nutzung als Gartengelände an und blieb aufgrund seiner stadtnahen, exklusiven Lage vor allem den begüterten Familien von Tübingen vorbehalten. Die Herrenberger Straße war zur damaligen Zeit eine wichtige Fernstraßenverbindung; von daher rührten die Ummauerungen der Gärten als Schutz vor Eindringlingen.

Gartenhaus in Tübingen, Herrenberger Straße 9/8, um 1760 auf einem Grundstück an der Ammer erbaut von Johann Friedrich Cotta.

Um 1760 ließ sich Johann Friedrich Cotta, ein Großonkel des Verlegers und Kanzler der Tübinger Universität, dieses Gartenhaus errichten. Es diente damals zwar nicht zum Wohnen, war aber wohnlich ausgestattet.

Nun darf man sich diese Gärten nicht als reine Nutzgärten vorstellen, sie waren vielmehr im Stile der jeweiligen Zeit als gestaltete Gartenanlagen mit symmetrischen und achsialen Wegen und Beeten angelegt, die sich auf das Gartenhaus bezogen. Das Gartenhaus übernahm in Anspruch und Gestaltung die Aufgabe eines kleinen Schloßchens. Mit dem Bau dieses barocken Gartenhauses wurde auch der



Garten neu angelegt und diene vor allem der Repräsentation.

Die Gestaltung des historischen Gartens kann heute allerdings nur noch erahnt werden, steht das kleine Gebäude doch inmitten voluminöser Wohnneubauten unserer Zeit, die ohne Rücksicht auf die historische Lage und deren Besonderheit errichtet wurden. Sie lassen das Gartenhaus heute auch optisch kleiner erscheinen, als es früher aufgrund seiner wohlausgewogenen Proportionen mit dem auf die Gartenachse bezogenen Portikus gewirkt hat. Es stand früher am Ende der Hauptachse der barocken Ziergartenanlage und diene als point-de-vue zur Ammer hin.

Seit 1867 wurde das Gartenhaus als Studentenbude genutzt. Generationen von Medizinstudenten wohnten hier, zwar nur mit Kanonenofen und Plumpsklo, dafür aber ruhig und in schöner Umgebung. Nicht vergessen werden sollte, daß in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts das Gartenhaus vorübergehend als Verbindungshaus diene, für die erste Verbindung von Studentinnen in Tübingen.

Glücklicherweise fiel das Gebäude im Zuge der Neubebauung des Geländes nicht der Spitzhacke zum Opfer. Aber gerichtet und gepflegt wurde es nicht mehr. So verfiel es in den letzten zwanzig Jahren mehr und mehr, und eine grundlegende Erneuerung war unumgänglich. Dieser Aufgabe stellte sich der neue Besitzer, Otto Krause-Bächer, der mit viel Liebe zum Detail und hohem finanziellen Aufwand das dem Verfall preisgegebene ehemalige Gartenhaus erhalten und erneuert hat.

Über die Erforschung seiner wechselvollen Geschichte konnten viele Bauteile nachvollzogen und rekonstruiert werden. Durch den Einbau einer kleinen Wohnung für Studenten setzt sich heute die Tradition dieses Gartenhauses fort. Durch eine geschickte Einteilung und Neunutzung des Untergeschosses konnte der obere Raum, der kleine Gartensaal, ohne Abtrennungen als Wohnraum erhalten werden. Im Untergeschoß sind eine kleine Küche mit Bad und WC sowie die Heizung eingebaut.

Herr Krause-Bächer hat den Innenausbau in großen Teilen selbst entworfen und gebaut, um die Einrichtung so platzsparend und doch so großzügig wie möglich unterzubringen. So wirkt das Gartenhaus im Inneren trotz aller neuen nutzungsbedingten Einbauten nicht verstellt. Das äußere Erscheinungsbild folgt in seiner Farbgebung jetzt wieder dem Aussehen des Gebäudes zur Zeit seiner Erbauung. Großer Wert wurde bei der Erneuerung auf die richtige Dachdeckung mit alten handgestrichenen Biberschwanziegeln gelegt. Klopf man an die Säulen



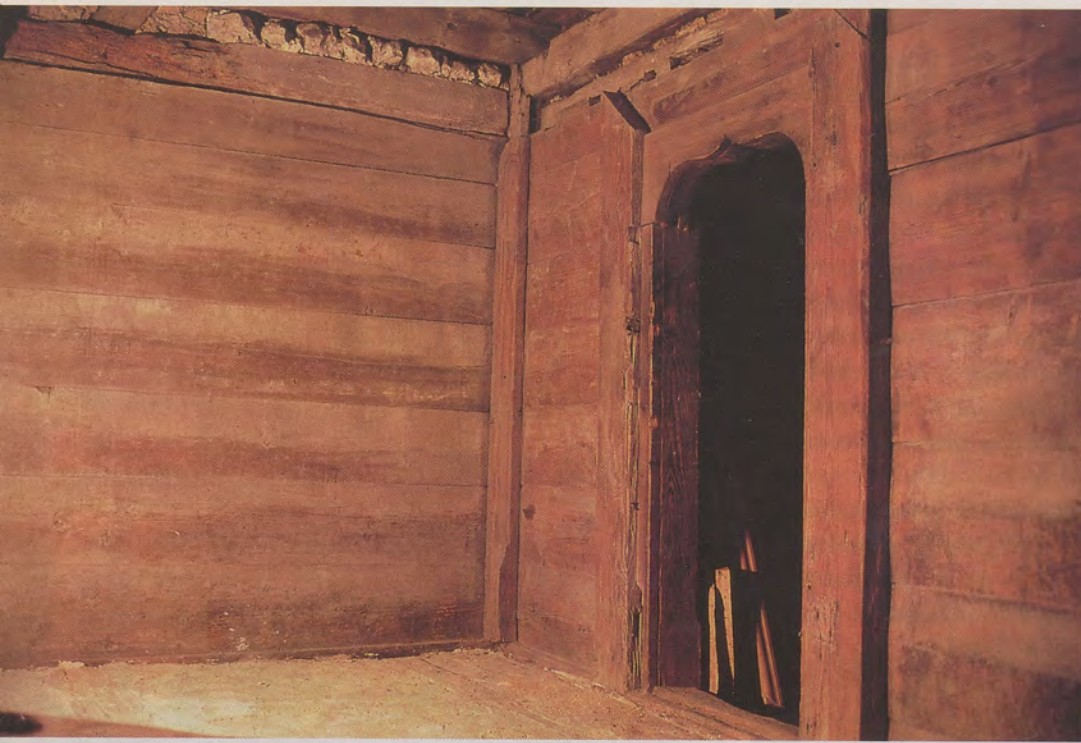
Der ehemalige Gartensaal des barocken Gartenhauses, heute nach dem Umbau zu einer Studentenwohnung Wohnraum.

des Portikus, so ist man erstaunt über den hölzernen Klang. Die Säulen sind in der alten Handwerks-technik repariert und ergänzt worden. Sie entsprechen wieder dem barocken Schein, Steinarchitektur vorzutauschen und durch Holz mit entsprechender Bemalung zu ersetzen.

In seiner heutigen, verbauten Umgebung gibt das Gartenhaus einen letzten Hinweis auf die frühere Gestaltung und Nutzung des Geländes entlang der Ammer, auf die einst hochberühmten Gelehrten- und Poetengärten von Tübinger Familien.

Haus Bußgasse 3 in Horb am Neckar

Wehrhaft und dominant steht das in Horb unter dem Namen «Bußturm» bekannte Gebäude über



Horb am Neckar, Bußgasse 3: In den Jahren 1438/39 wurde auf dem Stumpfeines mittelalterlichen Wohnturms ein zweigeschossiger Fachwerkbau errichtet. Im Dachgeschoß ist die Sommerstube mit Bohlenwänden und spätgotischer Eselsrückentür erhalten.



Blick in die Bohlenstube mit Fenstererker im ersten Obergeschoß und Durchblick auf die Horber Altstadt.

Rechte Seite: Am westlichen Rand der Horber Altstadt setzt der Bußturm einen unübersehbaren Akzent, auch wenn sich das Gebäude von der Innenstadt her nicht so beherrschend präsentiert.

dem Tal. Hinter der Stadtmauer von Horb und unterhalb der früheren Burg überragt das Gebäude Bußgasse 3 die Altstadt Häuser. Seine Lage in der Stadt und seine repräsentative Bauweise weisen auf ein Wohn- und Dienstgebäude früherer Vögte in Horb hin. Über dem mittelalterlichen Wohnturmstumpf in massiver Bruchsteinmauerung wurde 1438/39 ein zweigeschossiger Fachwerkbau errichtet, der in der für den süddeutschen Raum so typi-

sehen sogenannten alemannischen Fachwerkkonstruktion ausgebildet ist. Das steile Dach mit nochmals drei Fachwerkgeschossen gibt dem Haus seine Höhe und damit seine dominierende Stellung im Stadtbild.

1978 erwarben Ursel und Albrecht Bopp das Haus. Sie richteten es in einem ersten Bauabschnitt zum Bewohnen her, zogen hinein und waren seitdem beschäftigt, das große Gebäude Stück für Stück und



weitgehend in Eigenleistung zu reparieren und – wo notwendig – zu erneuern. Die behutsame und beharrliche Modernisierung und Instandsetzung der einzelnen Bauteile ist spürbar und besonders hervorzuheben.

Das Gebäude hat insgesamt sieben Stockwerke mit unterschiedlichen Nutzungen. Die Grundrißeinteilung ist dabei weitgehend erhalten und in den funktionalen Bezügen neu genutzt. Im Erdgeschoß mit dem Haupteingang von der Bergseite her blieb der teilweise barocke Zustand mit stuckierten Decken und verputzten Wänden erhalten und dient heute als Atelier und kleine Galerie.

Das Obergeschoß ist seit jeher der repräsentative Wohnbereich mit der auch von außen weithin sichtbaren Bohlenstube, die in der Ansicht den repräsentativen Charakter des dahinterliegenden Wohnbereichs kenntlich macht. Dieser Raum ist bis in die Details rekonstruiert und auch heute wieder das wichtigste Zimmer im Haus. Die zartgliedrig sprossierten Schiebefenster des großzügig dimensionierten Fenstererkers und die gewölbte Bohlenbalkendecke geben dem Raum sein besonderes Gepräge. Im Dachgeschoß ist in Resten noch eine zweite Bohlenstube erhalten mit einem mittelalterlichen Türsturz, einem «Eselsrücken». Dieser nicht beheizbare Raum hat wohl früher als «Sommerstube» gedient. Er ist leider wegen späterer Veränderungen nicht mehr ganz nachvollziehbar. Die ehemalige Sommerstube bekräftigt aber die Hinweise auf ein bedeutendes adliges Wohn- und Dienstgebäude, das zum ökonomischen Umfeld der Burgherrschaft gehört.

Im Stadtbild von Horb nimmt das erneuerte Gebäude wieder seinen ihm angemessenen Platz ein und trägt maßgeblich mit zur Ablesbarkeit von Geschichte und städtebaulicher Entwicklung bei.

Hof Georgenau in Liebenzell-Möttlingen

Von früher sieben Höfen in Möttlingen ist der ehemalige Bühlhof, 1862 in Georgenau umbenannt, der einzige noch erhaltene. Er ist in der Gegend auch der einzige, der in seinem Güterbesitz nicht aufgesplittert, sondern immer wieder vergrößert wurde. Er war von Anfang an, seit den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts, im Privatbesitz, zuerst der Familie von Francken, deren männliche Vertreter als Forstmeister in Liebenzell tätig waren, später der Familie Georgii. Im 20. Jahrhundert sind wechselnde Besitzer festzustellen.

Nach einer Datierung am Türsturz zum Hof wurde das herrschaftliche Gutshaus 1739 errichtet. Die Hofanlage war also schon kurz nach der Gründung

eine stattliche und repräsentative Anlage, deren Bewirtschaftung durch einen Meier, d. h. einen Gutsverwalter, erfolgte, der wie die Herrschaft im Gutshaus wohnte. Daher rührt die großzügige dreigeschossige Bauweise des schloßähnlichen Gebäudes. Von 1859 bis 1927 gehörte die Hofanlage der Familie Georgii, an die seit 1862 der neue Name des Hofes als «Georgenau» erinnert. Für das Erscheinungsbild wichtige Um- und Erweiterungsbauten geschahen 1887 in einer Blütezeit. Der Besitzer Emil Georgii ließ zwar den Besitz durch einen Verwalter bewirtschaften, kümmerte sich aber dennoch um fast alles und förderte z. B. den Obstbau oder führte den Hopfenbau ein. Das Herrschaftshaus erfuhr durch ihn, wie es in der Chronik heißt, eine *zeitgemäße Umgestaltung* und wurde durch die seitlichen Anbauten vergrößert.

Vor allem der Park erhielt ein «modisches Aussehen» durch besondere Anlagen. Romantische Gartenarchitektur, wie der sogenannte «Römerturm», erweiterten den barocken Garten zum englischen Landschaftsgarten. Zu dieser Umformung in einen romantischen Garten trug sicherlich der Fund eines römischen Götterkopfes östlich des Herrschaftshauses bei. Für ihn wurde ein Miniaturtempel aus rotem Sandstein gebaut, in dem seit der Preisverleihung am 7. Oktober 1990 eine Kopie des römischen Steins aufgestellt ist.



Hofansicht des Gutshauses Georgenau, Türsturz mit Wappen und Bauinschrift aus dem Jahre 1739.

Die Erhaltung, Erneuerung und Pflege einer solchen Hof- und Gartenanlage erfordert viele Mühe, und es ist um so mehr anzuerkennen, daß die Familie von Reden-Lütcken neben ihrer Arbeit auf dem Hof sowie der Aufgabe, das Herrschaftshaus zu erhalten und als repräsentatives Gebäude zu tradieren, sich mit ebensolcher Mühe und Sorgfalt auch dem Garten gewidmet und vor allem die Ruinenarchitektur erneuert hat.

Emil Georgii ist in seiner Heimat heute noch unver-



Blick auf die Georgenau, auf das dreigeschossige, schloßähnliche Gebäude aus der Barockzeit, von der Parkseite her. Im Vordergrund ein Anbau aus dem 19. Jahrhundert.

gessen. Neben vielerlei Stiftungen wie dem «Georgenäum» für die Stadt Calw sei noch die Schenkung einer Vereinsfahne an den Möttlinger Gesangverein erwähnt, die 1865 feierlich übergeben wurde. Daß Emil Georgii 1870 von König Karl in den erblichen Adelsstand erhoben wurde, verwunderte niemanden und fand die allseitige Zustimmung seiner Zeitgenossen, wie es in der Chronik vermerkt wird. Der Hof blieb über die ganzen Jahre und auch Kriegswirren hinweg immer bewirtschaftet, wenn auch mit wechselndem Erfolg. Nach mehrmaligem Besitzerwechsel gelangte das Anwesen 1976 an die Familie von Reden-Lütcken. Sie war bereits seit zwanzig Jahren als Pächter auf dem Hof tätig und betreibt seit dieser Zeit biologischen Anbau. 1988 begannen dann die Sanierungsarbeiten am Herrschaftshaus und im Park nach einer Zeit unterbliebener Bauunterhaltung über Jahrzehnte hinweg. Die Rückführung des Herrschaftshauses und des Parks auf die Zeit um 1887 ist erklärtes Ziel der bis heute durchgeführten Maßnahmen und wird es auch für zukünftige Maßnahmen bleiben. Besonders hervorzuheben sind die Restaurierungsarbei-

ten an den barocken Fassaden. Die Reparaturen und notwendigen Erneuerungsarbeiten wurden detailgetreu und materialgerecht durchgeführt.

Es war sicher schwer, über Jahre hinweg mit einem heruntergekommenen Herrschaftsgebäude und Park zu leben und dabei eine Identifikation mit seinem Besitz zu entwickeln. Heute, nachdem das Herrschaftsgebäude wieder hergerichtet ist und seine repräsentative Aufgabe für die Georgenau wieder erfüllt, ist dies keine Frage mehr und eigentlich schon wieder selbstverständlich.

Mit hohem Engagement und Mitnpacken hat die Familie von Reden-Lütcken dies geschafft und kann stolz auf das Erreichte sein. Dadurch werden auch die immer noch anstehenden zukünftigen Aufgaben – wie die Suche nach einer Nutzung des großen Herrschaftshauses oder die Weiterführung der Arbeiten im Park – erst möglich und auch nicht unüberwindlich.

* Ansprache, gehalten am 7. Oktober 1990 in der Reithalle des Hofes Georgenau bei der Verleihung des Denkmalschutzpreises 1990 des Schwäbischen Heimatbundes.

Ein Park ohne Zukunft? – Geschichte und heutige Situation des Stuttgarter Rosensteinparks

Klaus Sackenreuther

Der im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts angelegte Stuttgarter Rosensteinpark besitzt sowohl in seiner Eigenschaft als historischer Landschaftsgarten wie auch in seiner Funktion als städtischer Grünraum große Bedeutung. Durch die Entwicklung seit Beginn unseres Jahrhunderts, ganz besonders aber in den letzten Jahrzehnten, wurde Stück für Stück der Parkfläche zweckentfremdet. In seiner Grundsubstanz dadurch immer mehr verringert, hat die Gefährdung des Rosensteinparks einen Zustand erreicht, der zu großer Besorgnis Anlaß gibt. Gerade in den nächsten Jahren werden weitere einschneidende Beeinträchtigungen auf den Rosensteinpark zukommen; erwähnt sei hier nur die für 1993 geplante Internationale Gartenbau-Ausstellung, die IGA.

Um auch zukünftig den Weiterbestand dieses großen und wertvollen Parks zu sichern, bedarf es einer verstärkten Information der Öffentlichkeit. Der vorliegende Aufsatz will dazu einen Beitrag leisten. Zum einen spricht er deshalb die grundsätzliche Bedeutung des Rosensteinparks an, zum anderen sollen aber auch die aktuellen Entwicklungen näher behandelt werden. Da der Rahmen dieses Artikels eine stark konzentrierte Darstellungsweise erforderlich macht, sei der interessierte Leser gleich zu Beginn auf eine ausführlichere Arbeit des Verfassers hingewiesen, die als Dokumentation zu diesem Thema im Auftrag des Verschönerungsvereins Stuttgart angefertigt wurde und deren Titel dem Literaturverzeichnis zu entnehmen ist.

*Der Rosensteinpark als Denkmal der Gartenkunst:
Beispiel eines historischen Landschaftsgartens*

In der Renaissance- und Barockzeit wurde die gesamte Gartenkunst Europas von den damals verbindlichen Stilprinzipien der Geometrie, Symmetrie und Regelmäßigkeit entscheidend geprägt. Die Gärten erhielten dadurch ihr charakteristisches Aussehen, so daß diese ganze Zeit einheitlich als Epoche des geometrischen oder architektonischen Gartens bezeichnet wird. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts setzte in England eine neue Bewegung innerhalb der Gartenkunst ein, die ihren Ursprung in einem radikalen Gegensatz zu den zu jener Zeit allgemein verbreiteten Gärten des Barocks hatte. Leitendes Grundprinzip dieser Reformbewegung, die zunächst nur von einigen adligen Schloßbesitzern und mit ihnen in Verbindung stehenden Künstlerkrei-

sen ausging, war die entschiedene Hinwendung zur freien Natur als allein maßgeblichem Vorbild für die durch Menschenhand geschaffenen Gartenanlagen.

Bei der allmählichen Herausbildung dieses neuartigen Gartenideals des sogenannten Landschaftsgartens entwickelten sich bestimmte Kompositionsprinzipien, die das Erscheinungsbild eines solchen Gartens grundsätzlich bestimmen: Auch wenn die vom Menschen unberührte Natur als für den Gartenkünstler verbindliches Leitbild postuliert wurde, so wird doch diese Natur durch die Hand des Künstlers im Garten in ästhetisch möglichst qualitätvolle Kompositionen verwandelt. Ein derartiger Landschaftsgarten bietet seinem Betrachter zwar einen unbezweifelbar viel «natürlicheren» Gesamteindruck als seine formalen Vorläufer der Renaissance und des Barocks, aber dennoch ist auch dieser selbst das Produkt spezieller menschlicher Auffassung von Natur und ihrer entsprechenden Darstellung im Kunstwerk Garten.

Von maßgeblicher Auswirkung auf das Erscheinungsbild der Landschaftsgärten waren die in der klassischen Landschaftsmalerei des 17. Jahrhunderts entwickelten Formprinzipien. Ihre ausführlichere Beschreibung würde hier zu weit führen; es sei nur darauf hingewiesen, daß die dort gebrauchten Kompositionsregeln auch das Aussehen eines jeden Landschaftsgartens bestimmen. Unter den Aspekten von Größe, Form, Farbe, Struktur sowie des räumlichen Arrangements von Vorder-, Mittel- und Hintergründen ließe sich jedes einzelne «Bild», im Landschaftsgarten wesentlich aus pflanzlichem Material gestaltet, in seiner formalen Erscheinung charakterisieren. Diese künstlerisch anspruchsvolle Gestaltungsweise läßt sich, wie überall, auch im Rosensteinpark trotz allen Veränderungen selbst vom heutigen Besucher noch gut nachvollziehen.

Die Parkanlage des Rosensteinparks fällt im wesentlichen in die Regierungszeit König Wilhelms I. von Württemberg (1816–1864). Auf einigen ersten Ansätzen unter seinem Vorgänger König Friedrich aufbauend, begann er unmittelbar nach seinem Regierungsantritt mit den Planungen für ein größeres Landschloß samt einem weitläufigen Landschaftspark, als deren Standort ein Hügel oberhalb des

Der Rosensteinpark in Stuttgart: Blick auf eine weite Wiesenfläche innerhalb des großen Rundwegs in diesem klassischen Landschaftsgarten.

Cannstatter Neckarufers, der damals noch den Namen Kahlenstein trug, ausgewählt wurde. Während der klassizistische Schloßbau nach Entwürfen des Architekten Salucci schon 1830 eingeweiht werden konnte, zogen sich die umfangreichen Erdarbeiten und Anpflanzungen des neuen Parks noch einige Jahre länger hin. In den nachfolgenden Jahrzehnten ergaben sich noch kleinere Erweiterungen der ursprünglichen Pläne durch die Errichtung einzelner Parkgebäude – Officiengebäude zur Schloßbewirtschaftung, Meierei, Löwentor – sowie, zur Zeit König Karls, durch Umgestaltung des Schloßvorbereichs als sogenannter Pleasureground.

Sehen wir einmal von dem Bau eines maurischen Lustschlosses, der späteren «Wilhelma», in den Jahren 1837 bis 1853 ab, der von Wilhelm I. im nordöstlichen Teil des Parks vorgenommen wurde, so ließen diese vergleichsweise geringfügigen Veränderungen die Grundgestalt des Rosensteinparks im Laufe des 19. Jahrhunderts völlig unangetastet. Das Ende dieses Jahrhunderts markiert aber auch in der Geschichte dieses Parks den Beginn eines neuen

Zeitabschnitts. Denn die Jahrzehnte seines ungestörten Wachstums und Gedeihens sind nun vorbei. Am Anfang des 20. Jahrhunderts fällt mit den Erweiterungen der Stuttgarter Bahnhofs- und Eisenbahnanlagen das Startzeichen für eine Epoche ständiger Bedrohungen dieser großen, bedeutenden Parkanlage, die mit einer langen Reihe von kleineren und größeren Flächenverlusten bis zum heutigen Tage andauert.

Die kunsthistorische Bedeutung des Rosensteinparks als ein klassischer Landschaftsgarten

Nachdem bereits einige grundsätzliche Merkmale eines Landschaftsgartens beschrieben wurden, soll in aller Kürze versucht werden, die individuelle künstlerische Gestaltung des Rosensteinparks zu erfassen und sie in die allgemeine historische Entwicklung der Gartenkunst einzuordnen.

Als Grundlage für die Ausführung diente der ziemlich eigenständige Plan des württembergischen Hofgärtners Johann Wilhelm Bosch (1782–1861), der





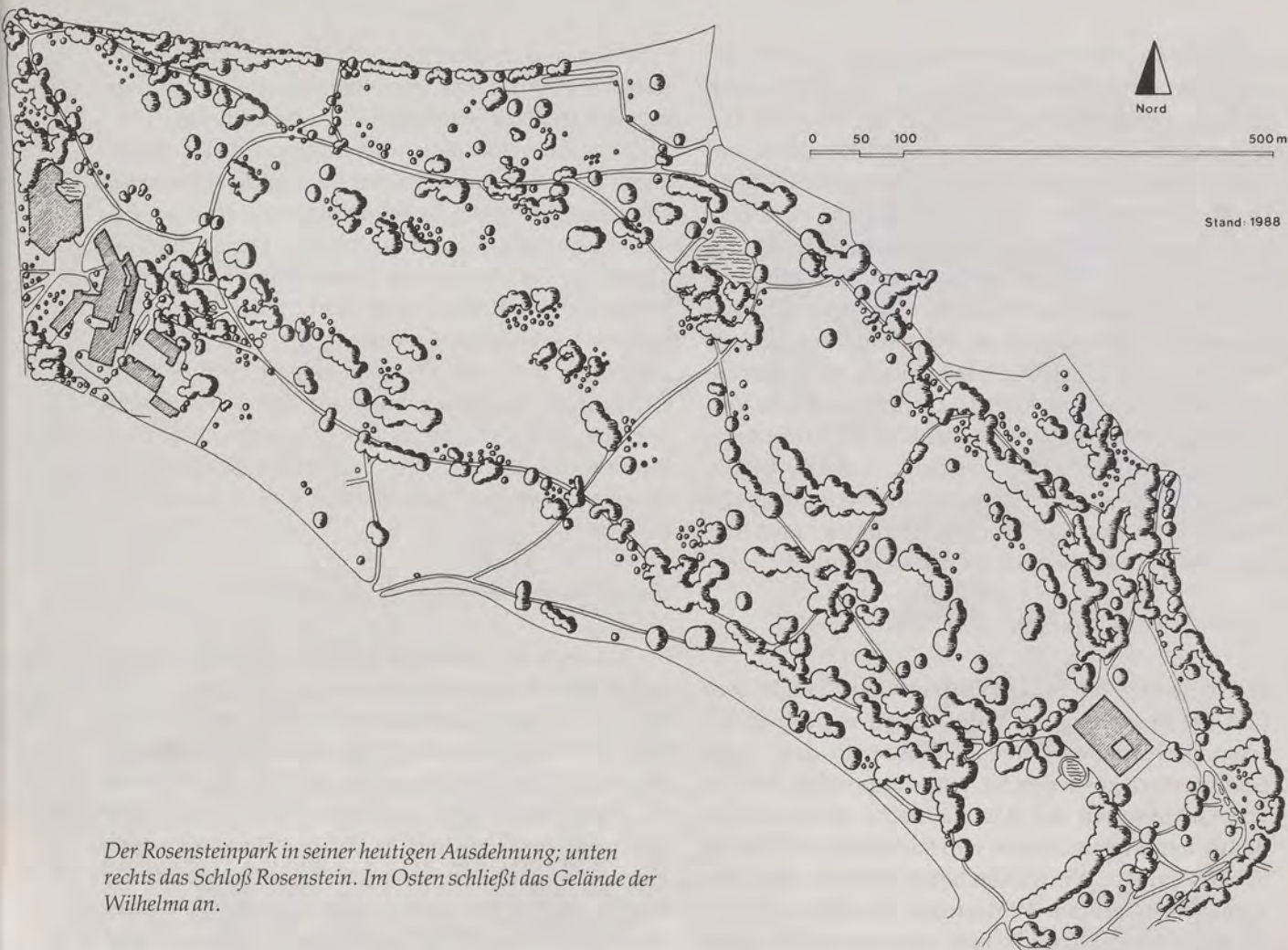
Eine der unzähligen Landschaftsszenarien im Rosensteinpark: Wenige Schritte vom großen Rundweg entfernt öffnet sich dem Betrachter eine kleinere Lichtung. Neben den vielfachen Grünabstufungen der Bäume ergeben sich bei diesem Herbstbild durch erste Laubverfärbungen weitere reizvolle Farbeffekte.

allerdings einige wichtige Gestaltungsideen von John B. Papworth (1775–1847) übernahm. Dieser in England ziemlich renommierte Architekt, der aus dem Schülerkreis des damals weltbekannten Gartenarchitekten Humphry Repton stammte und der später sogar zu den Begründern der berühmten britischen Architekturakademie zählen sollte, war bei den vorbereitenden Planungen für Schloß und Park von König Wilhelm I. ebenfalls um Entwürfe gebeten worden.

Auch der (englische) Landschaftsgarten unterlag im Ablauf von rund eineinhalb Jahrhunderten einer stilistischen Entwicklung mit entsprechenden formalen und inhaltlichen Veränderungen. Für die Stilphase des sogenannten klassischen Landschaftsgartens stellt nun der Stuttgarter Rosensteinpark ein typisches Beispiel dar: Mit wenigen natürlichen Mitteln – Baum, Strauch, Wiese, ein Wegesystem, im Schloßbereich auch noch Blumen und Rasen, die in unendlich vielen Varianten zu jeweils neuen Parkkompositionen zusammengefügt wurden – gestaltete man sein Landschaftsbild. Im Gegensatz zu vielen Landschaftsgärten der sentimental und ro-

mantischen Stilstufen verzichtete man im Rosensteinpark weitgehend auf die üblichen Parkarchitekturen. Die etwas später hinzugekommene Meierei und das Officiengebäude dienten keineswegs als irgendwelche Bedeutungs- und Stimmungsträger, sondern fanden ihre einzige Daseinsberechtigung in rein praktischen Überlegungen.

Für eine umfassende Beurteilung der kunsthistorischen Bedeutung des Rosensteinparks muß auch seine Stellung innerhalb der württembergischen Entwicklung des Landschaftsgartens betrachtet werden. Da entsprechende Vorarbeiten über die Geschichte der württembergischen Gärten weitgehend fehlen, kann dies hier nur ein erster Versuch sein, der sich zudem auf die Anlagen des Hauses Württemberg einschließlich seiner für die Gartenkunst äußerst bedeutsamen Nebenlinien im französischen Mömpelgard (Montbéliard) und im schlesischen Oels (Oleśnica) beschränken muß. In mehrfacher Hinsicht markiert der Rosensteinpark einen bedeutenden Einschnitt in der Gartengeschichte dieses Hauses:



Der Rosensteinpark in seiner heutigen Ausdehnung; unten rechts das Schloß Rosenstein. Im Osten schließt das Gelände der Wilhelma an.

1. Er ist der erste und einzige der klassischen Phase des Landschaftsgartens zuzurechnende Park, zeitlich später und in konzeptionellem Gegensatz zu den romantisch geprägten Schöpfungen König Friedrichs im Ludwigsburger Ostgarten und in Monrepos.

2. Nach Karlsruhe in Oberschlesien (Pokój) besitzt der Rosensteinpark flächenmäßig den größten Umfang aller württembergischen Gärten; in der Literatur wird er des öfteren sogar als der größte Landschaftsgarten ganz Südwestdeutschlands bezeichnet!

3. Schließlich stellt der Rosensteinpark die letzte Anlage aus der Epoche des eigentlichen Landschaftsgartens im engeren Sinne dar. Mit dem Siegeszug des Historismus, der etwa seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts auch die Gartenkunst bestimmt, entstehen in Stuttgart zu Beginn dieser neuen Epoche die Bauten der Wilhelma (seit 1837) und der Villa Berg (seit 1845) samt ihren zugehörigen Gärten. Der Historismus sollte 1865 sogar noch den Rosenstein selbst, wenn auch nur in geringem Maße, berühren.

Die Bedeutung des Rosensteinparks in seiner Eigenschaft als Grünraum

Der Stuttgarter Rosensteinpark besitzt zusätzlich zu seiner Bedeutung als Kunstdenkmal großen Wert in seiner Eigenschaft als natürlicher Grünraum innerhalb einer Großstadt. Die nachfolgend beschriebenen Funktionen werden unabhängig davon, ob es sich um eine historische Gartenanlage handelt oder nicht, im Prinzip von jedem städtischen Grünbereich ausgeübt. Selbstverständlich erfahren sie unter den speziellen Bedingungen eines historischen Gartens eine besondere Ausprägung, die in einigen Fällen durchaus auch zu einem Spannungsverhältnis zwischen dessen Bedeutung als historischem Kunstdenkmal und seinen Aufgaben als Naturraum führen kann.

Grünzonen jeder Art bilden innerhalb des städtischen Raumes wichtige Elemente, die die Raumstruktur und Raumgliederung einer Stadt mitbestimmen. Durch die verschiedenen Einzelformen des Stadtgrüns ergeben sich für die Stadtgestalt wichtige ästhetische Akzente im Kontrast zu oft dicht bebauten Wohn- und Industriegebieten. Die

für Stuttgart sehr charakteristische Lage einer Großstadt, die mitten in einen rings um die Hänge laufenden Grüngürtel eingebettet ist, der in weiten Teilen des Stadtgebietes optisch deutlich präsent ist, trägt maßgeblich zur Individualität dieser Stadt bei. Der Rosensteinpark, ungewöhnlich nahe dem Zentrum gelegen, bildet ein wichtiges und bedeutendes Element dieses Gesamtbildes. Er ist Bestandteil eines sehr großen Komplexes verschiedener Grünanlagen, die sich vom Killesbergpark im Nordwesten bis zum oberen Schloßgarten mitten im Stadtzentrum erstrecken und deren letzte noch fehlende Verbindungsstücke im Rahmen der IGA 1993 zum sogenannten «Grünen U» ausgebaut werden sollen. Dies wird die ohnehin schon große Bedeutung des Rosensteinparks für die Stadtstruktur und das Stadtbild Stuttgarts noch weiter steigern.

Stadtklimatische Funktion

Seit in den letzten beiden Jahrzehnten das Interesse und die Beschäftigung mit der immer problematischer gewordenen Umweltsituation in den Großstädten stark gestiegen ist, tritt der positive Einfluß von Grünflächen auf das städtische Klima immer deutlicher im Bewußtsein von Fachwelt und Öffentlichkeit zutage. Wir wissen heute sehr gut über ihre klimaverbessernden Wirkungen Bescheid, die für die stark belastete Großstadt von unverzichtbarem Wert geworden sind: Grünflächen bilden relative Kältezonen innerhalb des Stadtgebietes, das seinem Umland gegenüber deutlich wärmer ist. Zusätzlich tragen die kühleren Grünzonen, denen ja Bebauung völlig oder doch weitgehend fehlt, als Schneisen für die Zufuhr kälterer Frischluft maßgeblich zur Verbesserung des städtischen Klimahaushalts bei. Große Grünflächen, für die gerade der Rosensteinpark beispielhaft ist, entfalten dabei einen besonders günstigen Effekt, da vor allem kleinere Grünzonen von der klimatisch negativen Auswirkung nahegelegener bebauter Gebiete und des Straßenverkehrs überlagert werden.

Auch unter diesem Aspekt müssen die andauernden Flächenverluste des Rosensteinparks kritisiert werden, die vielfach mit Überbauung und Bodenversiegelung verbunden sind: Nicht nur die Größe, sondern auch die räumliche Lage und der räumliche Zusammenhang einer Grünzone mit einer anderen ist entscheidend dafür, ob sie ihre Funktion als Frischluftschneise unbeeinträchtigt erfüllen kann. Infrarot-Thermographiemessungen, die bereits mehrfach in Stuttgart durchgeführt wurden, haben die diesbezügliche Eignung und Bedeutung des Rosensteinparks, der als großflächiger, quergelagerter

Grünraum den Stuttgarter Talkessel an dessen nordöstlichem Ende von Bebauung so weit wie möglich frei hält, eindrücklich nachgewiesen.

Weitere Auswirkungen des Grüns auf das Stadtklima bestehen im wichtigen Beitrag der Bäume zu einer Erhöhung der Luftfeuchtigkeit und ihrer Filterwirkung gegen Staub und Lärm. Durch die Verdunstung von Wasser in Wasserdampf tragen sie wesentlich zur Befeuchtung der Luft bei. Besonders größere Laubbäume erweisen sich hierbei als außerordentlich wertvoll. Einen positiven Einfluß üben Grünzonen schließlich noch auf den Wasserhaushalt aus. Im Gegensatz zu den bebauten oder durch Straßen u.ä. versiegelten Flächenanteile kann auf ihnen ein Teil der Niederschläge ungehindert versickern.

Bioökologische Funktion der Grünflächen

Im Rahmen der ökologischen Wirksamkeit städtischer Grünräume ist neben ihren gerade beschriebenen vielfältigen Auswirkungen auf das Klimasystem der Stadt noch ihre Eigenschaft als Lebensbereich der Tiere und Pflanzen anzuführen. Grün in der Form einer Parkanlage stellt sehr häufig eine Mischung verschiedenster Biotope dar, die innerhalb einer Großstadt wertvolle Rückzugsgebiete für die Tier- und Pflanzenwelt bereithalten: Wald oder waldartige Zonen, Gebüsche, Hecken, Wiesen und – von eingeschränktem Wert – Rasenflächen. Größe und Struktur der Parkanlage bestimmen wesentlich, was die Tierwelt betrifft, ihre Beziehung zu anderen Lebensräumen im Sinne eines Biotopverbundes, Vielfalt und Zahl der dort lebenden Arten. Vom ökologischen Standpunkt aus müßte besonders auf die Erhaltung der beiden wichtigsten Haupteinheiten der Wiesen unter insgesamt dreizehn nachweisbaren Vegetationsgesellschaften geachtet werden, die alle zusammen 133 Arten wildwachsender Pflanzen enthalten: Die frische Glatthafer-Wiese und die Glatthafer-Wiese mit Wiesensalbei. Beide haben einst die süddeutsche Kulturlandschaft mitgeprägt und sind heute in starkem Rückgang begriffen; als wertvolle Vegetationsbestandteile des Rosensteinparks bedürfen sie deshalb eines besonderen Schutzes.

Der wertvolle Altbaumbestand zeichnet den Wert des Rosensteinparks ganz besonders aus. Seine Bedeutung unter gartenkünstlerischen Gesichtspunkten und unter dem Aspekt des Stadtklimas ist be-

Komposition des Parkbildes mit den Mitteln unterschiedlicher Formen und Farben der Gehölze sowie einer räumlichen Tiefenstaffelung durch Vorder-, Mittel- und Hintergründe.



reits beschrieben worden. Besonderer Aufmerksamkeit bedürfen die in großer Zahl vorhandenen alten Parkbäume vor allem auch als Lebensraum für die Tierwelt. Die künstlerischen Intentionen zur Entstehungszeit des Parks vermieden prinzipiell die Verwendung exotischer Baumarten, und auch später ließ König Karl nur relativ wenige derartige Exemplare anpflanzen. Unter ökologischen Aspekten ergeben sich damit ziemlich günstige Lebensbedingungen für die Tiere. So wurden beispielsweise bis zu fünf im Rosensteinpark brütende Spechtarten ermittelt.

Von allergrößtem Wert ist jedoch eine in ihm lebende größere Population der allgemein stark gefährdeten Fledermäuse. Vier Fledermausarten finden in den Baumhöhlen der alten Parkbäume ihre Unterschlupfmöglichkeiten, die in unserer Umwelt so selten geworden sind. Trotzdem dürfte auch das Vorkommen der Fledermaus im Rosenstein als potentiell gefährdet anzusehen sein, da diese Tiere sehr empfindlich auf Veränderungen im Baumbestand reagieren. Insgesamt sechzehn Säugetierarten sind zur Zeit als ständige oder zeitweilige Parkbewohner festgestellt worden. Die Vogelwelt zeigt mit rund hundert beobachteten Arten eine reiche Vielfalt, die vor allem in den im Rosensteinpark vorkommenden drei Lebensbereichen der großen Wiesenflächen, des alten Baumbestandes sowie in den Gebüschzonen am Rande auftritt.

Erholungsfunktion

Ein größerer Park bietet innerhalb einer Stadt zweifellos einen der normalerweise eher selten zu findenden Bereiche, in denen der Stadtbewohner Ruhe und Erholung finden kann. Die Größe einer solchen Grünanlage, ihre Gestaltung wie auch ihre Lage zur städtischen Umgebung bestimmen wesentlich, auf welche Art und Weise und bis zu welchem Grad ein Besucher dort Erholung und Entspannung genießt. Der Rosensteinpark liegt direkt im Einzugsbereich der Stuttgarter Innenstadt und ist wegen seiner Nähe zum Zentrum – Schloßplatz und Hauptbahnhof – ziemlich leicht erreichbar. Obwohl der Rosensteinpark nicht gering frequentiert wird, treten größere Besuchermassen nur selten störend in Erscheinung. Selbst wenn sich an schönen Sonntagen oder im Hochsommer einmal verhältnismäßig viele Menschen in ihm aufhalten sollten, trägt allein die Größe des Parkareals dazu bei, keinen Eindruck eines allzu großen Rummels entstehen zu lassen. So bietet dieser Park nach wie vor recht gute Voraussetzungen für die Erholung des einzelnen Besuchers. Dieser Grundcharakter des

Rosensteinparks muß auch in Zukunft unbedingt erhalten werden.

Durch die Neubauten der den Park umgebenden Institutionen, vor allem aber durch die dauernde Erweiterungen der Wilhelma – zur Zeit ist die letzte anstehende Erweiterung der Schaubauernhof –, ergibt sich eine Tendenz zu ständig wachsenden Besucherströmen. So sehr die Möglichkeit zu zusätzlichen Erlebnisgelegenheiten kultureller Art in den Naturkundemuseen und der Wilhelma die «Attraktivität» auch des Parks für seine Besucher steigern kann – meiner Meinung nach eine etwas zu vordergründige Betrachtungsweise –, so sollte andererseits dennoch dringend darauf geachtet werden, nicht ständig «Kultur» in der einen Form gegen die andere auszuspielen und sich im Zweifelsfall meistens zuungunsten eines «bloßen» Kulturdenkmals zu entscheiden, den ein historischer Landschaftsgarten darstellt.

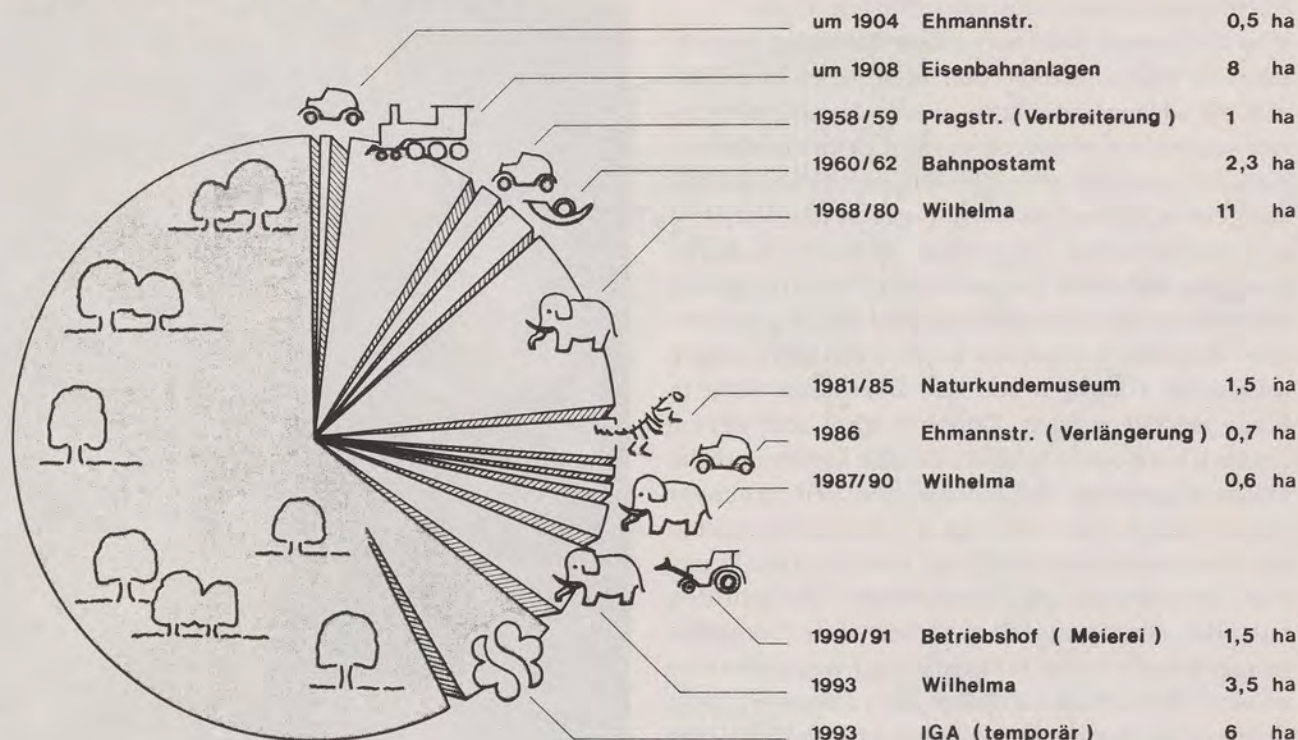
Es bleibt sehr zu hoffen, daß eines Tages eine rein veräußerlichte «Schau» nicht den endgültigen Sieg über kulturelle Leistungen und künstlerische Qualitäten davonträgt, die seit Jahrhunderten schon bestehen und ihre Gültigkeit über alle modischen Zeitströmungen hinweg bewiesen haben.

Der Rosensteinpark im 20. Jahrhundert: bedroht durch Flächenverluste und Umweltschäden

Ziemlich genau zur Jahrhundertwende, um die Schilderung der Parkgeschichte wieder aufzunehmen, setzt mit dem Bau des Eisenbahntunnels eine neue Periode in der Geschichte des Rosensteins ein, die bis in unsere Tage andauert und deren Ende noch nicht abzusehen ist. Ihre Kennzeichen sind eine ständige Gefährdung der ganzen Parkanlage innerhalb einer immer bedrohlicher werdenden großstädtischen Umwelt und eine lange Reihe fort-dauernder Flächenverluste. Erst sehr spät, in den 70er Jahren, beginnt man allmählich, die Bedeutung dieser historischen Grünzone stärker zu beachten, obwohl dieser Park nach wie vor vielfach nur als eine bequem verfügbare Freilandreserve zur Erfüllung anderweitiger Interessen mißbraucht zu werden scheint. Es würde zu weit führen, sämtliche Flächenverluste dieses Parks im Laufe unseres Jahrhunderts näher zu beschreiben; hier einige bezeichnende Beispiele.

Hauptverursacher dieser Entwicklung waren die sich ständig vergrößernden Einrichtungen für den Eisenbahn- und den Straßenverkehr sowie die Neubauten der im Park bzw. in direkter Nachbarschaft liegenden Institutionen der Wilhelma und des Naturkundemuseums.

Rosensteinpark – Flächenverluste –



Die Flächenverluste, welche die Ausdehnung des Eisenbahnverkehrs mit sich brachte, konzentrierten sich vorwiegend auf die südliche Seite des Parks. Vor allem bis in die 1930er Jahre hinein wurden hier die Gleis- und Betriebsanlagen des Stuttgarter Hauptbahnhofs erweitert. Insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg forderte der stark angestiegene Straßenverkehr weitere Tribute. Durch Straßenerweiterungen und -verlegungen, z. B. der Pragstraße und der Löwentorkreuzung, ergaben sich nicht nur weitere Flächenverluste für den Rosensteinpark, sondern darüber hinausreichend zusätzliche Lärm- und Abgasbelastungen für ihn.

Als überaus folgenreich erwies sich die Einrichtung des Botanisch-Zoologischen Gartens der «Wilhelma», die sich in den Nachkriegsjahren auf dem Gelände des maurischen Lustschlosses entwickelte. Seit jener Zeit stieg der Raumbedarf dieses Zoos ständig an, und ebenso konstant geschah die Realisierung dieser Erweiterungen immer auf Kosten des Rosensteinparks: Von 1968 bis in unsere Tage reicht die lange Reihe solcher Vergrößerungsvorhaben der Wilhelma, deren – vorläufige? – Schlußpunkte zur Zeit die beinahe fertiggestellte Bärenanlage, der im Bau befindliche Betriebshof und der geplante Schaubauernhof bilden.

Weiteren Schaden fügten dem Rosensteinpark neben der Wilhelma vor allem die Großbauten des Bahnpostamtes (1965–1968) und des Staatlichen

Museums für Naturkunde (1981–1985) zu. Dieser beschränkt sich dabei keinesfalls auf die realen Flächenverluste, die eine Größenordnung von mehreren Hektar aufweisen. Schwerwiegende Bedeutung besitzen auch die von derartigen Bauwerken ausgehenden visuellen Störungen, die in eine durch solche Beeinträchtigungen so verwundbare Kompositionsstruktur eines Landschaftsgartens eingreifen. Nur noch der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß sich auch eine lange Liste von Projekten zusammenstellen ließe, die unausgeführt geblieben sind: von Straßentrassen zu Landtagsneubauten, von Mineralschwimmbädern zu Hochschulinstituten, von einer Verlegung des Hauptbahnhofs bis zur Errichtung eines «Gauforums» in der NS-Zeit erstreckt sich die ganze Spannweite an Planungen, die – zum Glück für den Rosensteinpark – nicht in die Tat umgesetzt wurden.

Weitere Bedrohungen des Rosensteinparks durch Wilhelma und Neubau der Meierei/Betriebshof

Obwohl der Rosensteinpark als Folge der stetigen Flächenverluste gegen Ende unseres Jahrhunderts nur noch über gut die Hälfte der ursprünglichen Fläche verfügt, stehen dennoch in den nächsten Jahren noch Großprojekte wie die IGA, die Wilhelmaerweiterungen und der B 10-Tunnel an. Ihre Verwirklichung wird, auf unterschiedliche Art und

Weise, für den Rosensteinpark zu weiteren Beeinträchtigungen und Substanzverlusten führen.

Was Größe und Zeitdauer dieser Einbußen angeht, kann die Wilhelma unter den öffentlichen Institutionen als «Hauptschädiger» dieses Landschaftsgartens angesehen werden. Um nicht zu einem Mißverständnis Anlaß zu geben: Im Rahmen dieses Aufsatzes geht es keinesfalls darum, gegen die Wilhelma in grundsätzlicher Opposition Stellung zu beziehen. Ihre kulturelle Bedeutung für Stadt und Land und ihre große Beliebtheit sowohl bei den zahlreichen Besuchern wie auch bei den Entscheidungen treffenden Politikern soll hier überhaupt nicht in Frage gestellt werden. Dennoch muß aber einmal deutlich konstatiert werden, daß die kontinuierliche Flächenexpansion der Zooanlagen seit nunmehr über zwei Jahrzehnten in einem Ausmaß zu Lasten des Rosensteinparks erfolgt ist, das schon seit längerem die Grenzen des Tolerierbaren überschritten hat. Bei Abwägungen zwischen den Vergrößerungswünschen der Wilhelma und dem Interesse an einer Parkerhaltung gaben die verantwortlichen Politiker fast immer der Wilhelma grünes Licht. Nur wenigen ihrer Vorhaben, wie etwa der spektakulären Absicht, im Erweiterungsgelände ein großes Delphinarium zu errichten, wurde die Genehmigung verweigert. Auch für die nächsten Jahre stehen zwei weitere Expansionsprojekte in Teilen des Rosensteins zur Verwirklichung an, die weitere empfindliche Eingriffe in den Parkbestand verursachen werden.

Vor einiger Zeit wurde bereits mit den Bauarbeiten für das Vorhaben Meierei/Betriebshof begonnen. Bisher hatte die Wilhelma die in den 1830er Jahren errichtete Anlage der Alten Meierei besonders für Versorgungs- und Entsorgungsaufgaben im Rahmen ihres Zoobetriebs und der Parkpflege genutzt. Um das gestiegene Bewirtschaftungsaufkommen besser bewältigen zu können, soll nun ein größerer Betriebshof mit Fahrzeug-, Heu-/Strohhalde und Kompostanlage neu gebaut werden. Umfangreiche Gebäudeteile werden sich, als mehrere rechteckige Grundrisse nebeneinander gesetzt, von der Alten Meierei aus nach Südosten erstrecken. Die dafür beanspruchte Parkfläche von 1,5 Hektar reicht bis zu dem vom Parkeingang Ehmannstraße/Eisenbahnunterführung ausgehenden Weg.

Mit diesem Bauvorhaben wird dem Rosensteinpark ein weiteres wichtiges Stück seiner südwestlichen Randzone genommen. Die Bemühungen von Architekt und Bauherr, die an dieser Stelle entstehenden Neubauten optisch so landschaftsverträglich wie möglich zu konzipieren, sind zwar durchaus zu begrüßen. So wird beispielsweise versucht, Bauteile

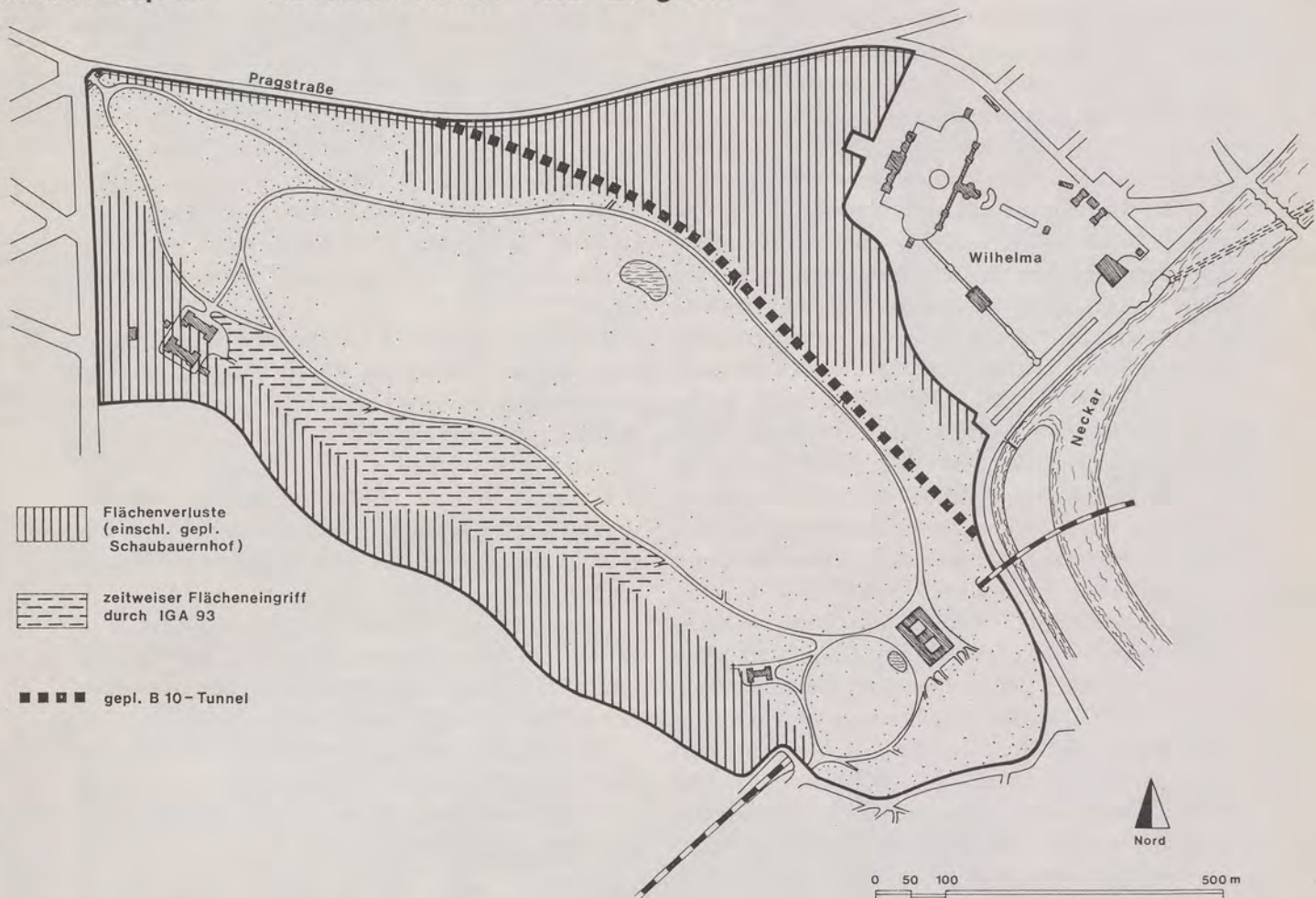


Achtung Parkbesucher! Durch den Neubau der Bärenanlage für die Wilhelma geht wieder ein wertvoller Teil des Landschaftsparks Rosenstein verloren.

abgesenkt mit erdgedeckten und begrünten Flachdächern der natürlichen Bodenmodellierung anzugleichen. Durch die Neupflanzung vieler Bäume soll vor allem vom inneren Parkbereich her die Sichtbarkeit der Gebäude etwas abgedeckt werden. Auch für die Alte Meierei soll im Zuge dieser Maßnahmen die Rekonstruktion eines Teiles ihrer historischen Gestalt erfolgen.

So positiv diese Absichten im einzelnen auch zu bewerten sind, muß doch noch einmal in aller Deutlichkeit darauf hingewiesen werden: Die von Seiten der Architekten wie der Bauherren häufig viel beschworene «Einbindung» der Architektur in das bestehende Landschaftsgefüge kann nie mehr als ein Versuch sein, reale Flächenverluste und optische Beeinträchtigungen in ihrer störenden Wirkung et-

Rosensteinpark – Flächenverluste und Eingriffe



was abzumildern. Im Prinzip bleibt ein Eingriff in die Parkstruktur eines Landschaftsgartens wie in dem hier vorliegenden Beispiel nach wie vor von schwerwiegender Bedeutung. Dies gilt ganz besonders im Falle des Rosensteinparks, der gerade durch die Summierung solcher Eingriffe in ständiger Folge immer mehr von seinem kulturellen und ökologischen Wert verloren hat.

3,5 Hektar für Schaubauernhof und ländliche Gaststätte

Für eine zweite Erweiterung beansprucht die Wilhelma den größten Teil der nördlichen Parkrandzone, die zwischen ihrer jetzigen Gebietsgrenze und dem Parkbereich beim Eingang Fortuna/SKF liegt; Gesamtfläche etwa 3,5 Hektar. Es besteht die Absicht, die hier vorgesehene Anlage eines Schaubauernhofes im Rahmen des Zoos mit der Errichtung eines weiteren Restaurants auf dem Wilhelma-gelände zu kombinieren.

Leider besitzt auch hier die am neuen Meierei/Betriebshof geäußerte Kritik ihre grundsätzliche Gül-

tigkeit. Wie dort ist man auch in diesem Fall bestrebt, durch hainartige Baumbepflanzungen inner- und außerhalb des Erweiterungsareals die negativen Folgen für den Rosensteinpark zu verringern. Eine beabsichtigte Verbreiterung des Gehölzsaumes zur Pragstraße hin könnte sich vielleicht sogar etwas lärmindernd auswirken. In der Form der vorgesehenen Bebauung hinsichtlich ihrer Höhe, Massenverteilung und Aufrißgestaltung sind ebenfalls durchaus einige anerkennenswerte Bemühungen bei dem Versuch festzustellen, den störenden Einfluß eines derartig umfangreichen Bauvorhabens auf seine Parkumgebung ein wenig zu vermindern. Dennoch müssen auch bei dieser Planung prinzipielle Einwände vorgebracht werden: Schon bei den zum Vergleich heranzuziehenden Beispielen des neuen Betriebshofes und des Naturkundemuseums am Löwentor ist offensichtlich festzustellen, daß trotz der so häufig propagierten «Einbindung» der Architektur in ihre grüne Umgebung derartige bauliche Eingriffe weiterhin schwere Beeinträchtigungen der betroffenen Grünzonen darstellen. Von seiten der Wilhelma wurde außerdem das

Argument angeführt, in diesem Parkbereich gebe es nur wenig Baumbestand und wegen späterer Neupflanzungen kaum mehr historische Strukturen. Es darf dabei aber nicht vergessen werden, warum diese Zone des Rosensteinparks heutigentags einen so ziemlich öden Eindruck vermittelt: Weil sie jahrelang als Behelfsparkplatz für Wilhelmabesucher gedient hat und seit langem, in Erwartung der Erweiterung, keinerlei Versuche zu einer Neuanpflanzung unternommen worden sind. Dabei hätte man schon längst den historischen Gehölzbestand selbstverständlich auch ohne eine entsprechende Wilhelma-Erweiterung rekonstruieren können. Schließlich darf bei diesen Bauvorhaben ein weiteres nicht vergessen werden: Jede Art von größerer Bautätigkeit führt zu einer erheblichen Unruhe im Park. Im Fall der seit 1987 im Bau befindlichen Bärenanlage der Wilhelma, die bald fertiggestellt sein wird und die übrigens, bis an den großen Rundweg heranreichend, ein weiteres Stück Park kostete, konnte man dies in den letzten Jahren gut beobachten. Für den Verkehr mit Lkw und Baufahrzeugen wurde sogar eine provisorische Straße quer durch den ganzen Park errichtet. Die umfangreichen Bauaufgaben der Wilhelma und der IGA, die im Inneren wie auch am Parkrand in den nächsten Jahren durchzuführen sind, lassen zusammengenommen schlimme Beeinträchtigungen für die Besucher, von der dortigen Tierwelt ganz zu schweigen, durch ständige Unruhe befürchten.

Die IGA Stuttgart: Haltestelle der Stadtbahn im Parkgelände Rosenstein geplant

Eines der größten kommunalen Vorhaben Stuttgarts in den nächsten Jahren wird die 1993 stattfindende Internationale Gartenbauausstellung sein, die IGA. Das insgesamt ca. hundert Hektar große Ausstellungsgelände umfaßt den Killesberg, Wartberg/Steinberg, Leibfriedschen Garten und den Rosensteinpark. Für die Zukunft des Rosensteinparks wird seine Einbeziehung in dieses Großprojekt erhebliche Konsequenzen haben. Deshalb sei hier wenigstens stichwortartig auf die wichtigsten Problemfelder hingewiesen.

Historische Landschaftsgärten wie der Rosenstein stellen im Hinblick auf Gartenschau-Großveranstaltungen prinzipiell äußerst sensible Bereiche dar. Die den Rosensteinpark betreffende Konzeption der IGA ist nach ihrer Grundtendenz zwar durchaus noch vertretbar: Das Landschaftsbild dieses Parks soll so weitgehend wie möglich geschont werden, moderne Ausstellungsbeiträge bleiben auf die nördliche und südliche Randzone beschränkt, die Fläche

innerhalb des großen Rundwegs wird dagegen freigehalten. Sämtliche Umgestaltungen sind nur für die Ausstellungszeit gedacht.

Trotz alledem bleibt aber noch genügend Anlaß zu kritischer Besorgnis bestehen:

– Sonderschauen. Beeinträchtigung des Kunstwerks Landschaftsgarten durch Ausgrenzung sogenannter «Randbereiche», Eingriffe in die bestehende Vegetation auch bei zeitlich begrenzten Beiträgen,

– Abgrenzung des IGA-Geländes. Abtrennung des südöstlichen Drittels des Rosensteinparks und somit gravierende Zerschneidung der künstlerischen Einheit innerhalb des Parks und im Bezug zum Schloß Rosenstein.

– Löwentor-Bereich. Die Rampenaufgabe der ständigen Fußgängerbrücke zieht einen schweren Eingriff in das Parkbild in diesem gesamten Bereich nach sich.

– Panorama-Einschienenbahn. Ihr Endbahnhof im Rosenstein bedeutet eine erhebliche Beeinträchtigung des Parks, besonders die umfangreichen Schienenkonstruktionen in Hochlage.

– Stadtbahnhaltestelle Fortuna/SKF. Der Wunsch des VVS nach einer modernen Stadtbahnhaltestelle innerhalb des Parkgeländes würde zu schlimmen Konsequenzen führen.

Um es abschließend in aller Deutlichkeit zu formulieren: Die negativen Folgen aller Einzelmaßnahmen, die in der Öffentlichkeit immer wieder durch ihre isolierte Darstellung als relativ harmlos verteidigt werden, summieren sich in ihrer Gesamtwirkung zu schwerwiegenden Auswirkungen. Wenn man noch einmal alle im Bereich des Löwentors geplanten Veränderungen vor seinem geistigen Auge Revue passieren läßt, seien sie nun ständiger oder «nur» zeitweiliger Natur, so ergibt sich eine fast ununterbrochene Kette von Eingriffen, die das ursprüngliche Erscheinungsbild und die ziemlich intakten Lebensräume des Rosensteinparks auf das Empfindlichste stören: An das seit Anfang der 80er Jahre bestehende Museum für Naturkunde reihen sich, im Uhrzeigersinn gesehen, der Einbruch für die Fußgängerbrücke, die Hochbahn über dem Löwentor, ihr Endhaltepunkt im Park und die Stadtbahnhaltestelle an. Diese würde beinahe lückenlos die «Verbindung» zur Grünen Universität der IGA und den Wilhelmaerweiterungen herstellen. Auch

Rosensteinpark: Eichen in stimmungsvoller hainartiger Anpflanzung. Einige Bäume mußten bereits baumchirurgisch behandelt werden.



im Gegenuhrzeigersinn läßt sich diese Aufreihung fortführen. Dem Naturkundemuseum Am Löwentor schließen sich ebenso lückenlos die Alte Meierei mit dem neuen Wilhelma-Betriebshof und mehrere IGA-Beiträge und IGA-Bauten an, die sich bis in das südöstlichste Parkdrittel hinziehen. Direkt vor Schloß Rosenstein steht dann noch das Bahnpostamt der Bundespost. Ist das nicht eine bestürzende Aufzählung?

Um wenigstens das Schlimmste zu verhindern, müßten meiner Ansicht nach die für die IGA Verantwortlichen sich noch einmal ganz grundsätzlich überlegen, ob möglicherweise noch Modifikationen an der Panoramabahn und an der Fußgängerbrücke zur Schonung des Parks vorgenommen werden könnten. Unter keinen Umständen dürfte aber eine Stadtbahnhaltestelle innerhalb des Parkgeländes zugelassen werden.

Auch wenn diese Darstellung von einer sehr kritischen Grundhaltung geprägt ist, so muß noch einmal an die Chancen und positiven Entwicklungsmöglichkeiten erinnert werden, welche die IGA 1993 für Stuttgart bedeuten kann. Deshalb sei zum Ende dieses Aufsatzes in aller Eindringlichkeit an die Einsicht der verantwortlichen Politiker appelliert, Fortschritte auf der einen Seite nicht dadurch zu entwerten, daß auf der anderen Seite der Rosensteinpark Stück für Stück, in letzter Konsequenz aber endgültig dafür geopfert wird!

Literaturhinweise

Dieser Aufsatz basiert auf einer Dokumentation, die der Autor im Auftrag des Verschönerungsvereins Stuttgart verfaßt hat. Als Teil der langjährigen Bemühungen dieses Vereins für die Erhaltung des Rosensteinparks wird sie in zwei Fassungen vorgelegt: einer Kurzfassung, die als 35seitige Broschüre bereits erhältlich ist (zum Selbstkostenpreis von 5,- DM inkl. Porto beim Verschönerungsverein Stuttgart, Im Schüle 10, 7000 Stuttgart 1), sowie in einer wesentlich umfangreicheren Langfassung, deren Herausgabe als Buchpublikation geplant ist. Besonders die gartenkünstlerischen und denkmalpflegerischen Themenbereiche, die im vorliegenden Aufsatz wie in der Dokumentations-Kurzfassung aus Platzgründen stark gekürzt werden mußten, finden dort eine ausführlichere Berücksichtigung.

Nur einige ganz wenige, dafür aber grundlegende, Literaturangaben können an dieser Stelle aufgeführt werden:

Joachim Greiner: Vom Leben und Sterben eines Stuttgarter Kulturdenkmals – Rosensteinpark. Unveröffentl. Projektarbeit, Universität Hannover 1986.

Finanzministerium Baden-Württemberg: Parkpfliegerwerk Rosensteinpark. Unveröffentl., Stuttgart o. J., um 1988.

Klaus Merten, Andrea Berger-Fix: Die Gärten der Herzöge von Württemberg im 18. Jahrhundert. Worms 1981.



Ein einzelner übriggebliebener Parkbaum auf dem für die Wilhelmaerweiterung (Schaubauernhof) vorgesehenen Gelände. Die den Rosensteinpark in vieler Hinsicht bedrohende Großstadtumgebung wird hier fast symbolhaft durch einen älteren Industrieschornstein verdeutlicht.

Justinus Heinrich Knecht – Organist und Komponist in Biberach

Veit Erdmann

Welches Land hat sich überhaupt mehr gerechten Ruhm und Beförderung der schönen Wissenschaften und Künste auch durch gnädige Aufnahme und Berufung tüchtiger Männer aus dem Auslande erworben, als das Herzogthum Württemberg. In tiefster Ehrfurcht bewirbt sich 1793 mit diesen Worten ein Musikdirektor aus Biberach um die Stelle des Hoforganisten an der Stuttgarter Stiftskirche. Für den Kandidaten tritt jedoch nur der Kirchenrat ein, die übrigen Mitglieder der Kommission lehnen den Bewerber ab, weil er *Ausländer* sei. Dabei kann der Komponist und Dirigent Justinus Heinrich Knecht schon auf eine beachtliche musikalische Bilanz seines Lebens zurückblicken: Opern, Singspiele, Sinfonien, Orgelwerke und Choräle, theoretische Abhandlungen und Lehrwerke. Aber Biberach im Oberschwäbischen ist zu dieser Zeit noch freie Reichsstadt und damit für das Herzogtum Württemberg *Ausland*. Erst Mitte des 18. Jahrhunderts hat sich diese einst so wohlhabende Stadt von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges und der Spanischen Erbfolgekriege wieder erholen können. Von 1704 an bis etwa 1792 herrschte im nahen politischen Umfeld der Stadt Frieden, so daß sich Handel und kulturelles Leben wieder entwickeln konnten.

Ausbildung als Lehrer und Musiker

Am 30. September 1752 wird Justinus Heinrich Knecht als Sohn einer alteingesessenen Biberacher Familie geboren. Der Vater ist Hilfslehrer und später Kantor, die Mutter Anna Katharina ist weitläufig verwandt mit dem Bürgermeister von Hillern. Das Kind erhält bald ersten musikalischen Unterricht bei seinem Vater, dann an einer evangelischen Internatsschule Anleitung in Gesang und Violinspiel. Als Zwölfjähriger schreibt er für die *Evangelisch Bürgerliche Komödiantengesellschaft* in Biberach zwei Singspiele. Diese Vereinigung bestand seit 1686, hatte sich jedoch Anfang des 18. Jahrhunderts in eine evangelische und in eine katholische Gesellschaft getrennt. Gelebte Toleranz ließ aber nie ein weltanschauliches Gegeneinander zu. Der Dichter Christoph Martin Wieland ist seit 1760 als Kanzleiverwalter, als Stadtschreiber in seiner Heimatstadt Biberach tätig. Als Direktor dieser *Bürgerlichen Komödiantengesellschaft* hat er mit der Übersetzung und der ersten Aufführung des Sommernachtstraums von William Shakespeare in Deutschland Literaturgeschichte gemacht. Der Dichter wird durch die Erstlingswerke auf den jungen Knecht aufmerksam

und bleibt ihm sein Leben lang freundschaftlich verbunden. Dessen Ausbildung wird inzwischen nachdrücklich weiterbetrieben: Knecht erhält zusätzlichen Unterricht bei dem katholischen Organisten Kramer, und zwar in den Fächern Generalbaß, Flöte, Oboe, Horn und Trompete.

Im Herbst 1768 verläßt Justinus Heinrich Knecht zum ersten Mal seine Heimatstadt und geht für drei Jahre nach Esslingen an das Kollegialstift. An dieser Lehranstalt werden zu jener Zeit Schullehrer ausgebildet, wobei gleichzeitig Wert darauf gelegt wird, daß die Zöglinge sich später auch um eine anspruchsvolle Kirchenmusik kümmern können. Durch den Rektor Christian Gottfried Boeckh lernt Knecht dort dessen Schwager Christian Friedrich



1803, als seine Vaterstadt Biberach ihre Reichsunmittelbarkeit verlor, ist dieser Kupferstich des nunmehr 51jährigen Musikers Justinus Heinrich Knecht entstanden.

Daniel Schubart kennen. Schubart ist noch in Geislingen an der Steige als Präzeptor, als Lehrer, tätig und wird im September 1769 an den Ludwigsburger Hof als Organist berufen. Aber das ist dann eine andere Geschichte.

Justinus Heinrich Knecht ist in Esslingen neben den Anforderungen in den wissenschaftlichen Fächern auch denen der musischen gewachsen. Bald schon wird ihm das Amt des stellvertretenden Organisten übertragen. Unverständlich daher, warum er nach dem erfolgreichen Abschluß, der ihm den Weg an die Universität Tübingen geöffnet hätte, dennoch zurück nach Biberach geht. Sein alter Lehrer Doll ist inzwischen gestorben, und Knecht übernimmt 1771, gerade 19 Jahre alt, dessen Stelle.

*Leiter der «Löblichen Musikgesellschaft»
in Biberach*

Das Schulamt und die Aufgaben eines Musikdirektors stellen große Anforderungen, denn Theater und Musik haben in der Reichsstadt Biberach einen hohen Stellenwert. Zu der schon erwähnten *Bürgerlichen Komödiantengesellschaft* war 1768 eine *Löbliche Musikgesellschaft* gekommen, ein Liebhaberorchester, dessen Leitung Knecht ebenfalls übernimmt. Seine ganze jugendliche Tatkraft wirft er in diese vielfältigen Aufgaben: Für seine Chorschüler schreibt er kleine, leichte vierstimmige Motetten und für das Theater entsteht die Oper *Don Juan oder das klägliche Ende eines verstockten Atheisten*. Auf seine Initiative hin werden regelmäßig Orchesterkonzerte veranstaltet, Vorläufer unserer heutigen Abonnementskonzerte. Und als im Sommer 1775 die Orgel in der Pfarrkirche St. Martin durch Blitzschlag zerstört wird, beauftragt ihn der Magistrat, die Dispositionen für eine neue Chororgel und für eine Hauptorgel zu stellen. Drei Jahre ziehen sich diese Arbeiten hin; am 18. Oktober 1778, am Biberacher Schwörtag, kann Justinus Heinrich Knecht beide Orgeln vorführen.

Daneben verblüfft die stilistische Breite seiner eigenen Kompositionen: Nach einem *Wechselgesang der Mirjam und Deborah* aus dem *Messias* von Friedrich Gottlieb Klopstock (1781) entsteht die Operette *Die treuen Köhler*, und wieder ein Jahr darauf vertont er unter anderem den 23. Psalm.

*Zahlreiche Kompositionen
und eine Querverbindung zu Beethoven*

Das kulturelle Leben in der Reichsstadt Biberach findet dabei zu keiner Zeit auf einer abgeschlossenen Insel statt. Die Verbindung zu Wieland, der

inzwischen Hofrat in Weimar geworden ist, reißt nicht ab. Dann kommt auch regelmäßig ein Amsterdamer Musikalienhändler mit Namen Heiß – ein gebürtiger Biberacher – in die Stadt und bringt neue Noten und Gesprächsstoff über das europäische Musikleben mit. Eine Einbahnstraße ist der Gedankenaustausch dabei auch nicht gewesen: Im Jahr 1783 schreibt Justinus Heinrich Knecht eine Sinfonie mit dem Untertitel *Das Tongemälde der Natur*. Die Uraufführung findet übrigens ein Jahr darauf in einem der sogenannten Kasino-Konzerte statt. In einer Verlagsanzeige aus dem Jahr 1783 stehen auf der gleichen Seite die drei *Kurfürsten-Sonaten* des dreizehnjährigen Beethoven und einige Erläuterungen zu eben jener Knechtschen Sinfonie.

Und da heißt es unter anderem: *Der Himmel fängt plötzlich an dunkel zu werden; die ganze Umgebung hat Mühe zu atmen und ist erschreckt, die schwarzen Wolken steigen auf, die Winde beginnen großen Lärm zu machen, der Donner rollt von weitem, und das Gewitter naht (...)* die Gipfel der Bäume machen ein murmelndes Geräusch, und der Strom rollt seine Gewässer mit entsetzlichem Lärmen. Nun sind solche Naturschilderungen, in Musik gesetzt, im Zeitalter des Rokoko nicht ungewöhnlich. Aber warum sollte der junge Beethoven gerade dieses Programm nicht gekannt haben? Ursprünglich hat seine 6. Sinfonie auch *Erinnerung an das Landleben* geheißen.

In diese Jahre fallen die ersten belegbaren Versuche des Musikdirektors Knecht aus Biberach, sich ein anderes Betätigungsfeld zu suchen. Er schreibt an Wieland nach Weimar in der Hoffnung, dieser könne ihm eine andere Stelle beschaffen; er schickt ihm neue Kompositionen als Empfehlungsschreiben, historische Tongemälde ebenso wie einige vertonte Abschnitte aus Wielands *Oberon*. Vermutlich hat er Wielands Einfluß am Weimarer Hof überschätzt, aber immerhin schickt ihm der Dichter als Dankeschön ein Fäßchen Wein.

Justinus Heinrich Knecht bleibt also weiterhin in seiner Heimatstadt Biberach. Es entstehen die Opern *Der Erntekranz* – ein Erntelied daraus wird heute noch gesungen – und eine *Entführung aus dem Serail* – sechs Jahre nach Mozart – und schließlich, wieder für das Biberacher Theater, ein Singspiel *Der Schulz im Dorf*. 1792 komponiert er auf Schubarts Gedicht *Die zwei Urnen* eine *Trauersinfonie auf den Tod Kaiser Josephs*. Fast programmatisch mutet der Titel des Werkes heute an, denn mit dem Jahr 1792 neigt sich die Geschichte der deutschen Reichsstädte ihrem Ende entgegen. Die beginnenden Koalitionskriege gegen das revolutionäre Frankreich beziehen nun auch Biberach in die politischen Winkelzüge des Kleinstaaten-Deutschlands ein.

Rund um mich her ist alles Freude.

Biberacher Schützenfestlied.

Dichter Feddersen.

Melodie von J. H. Knecht 1797

1. Rund um mich her ist al - les Freu - de, ver - schön - t ist,
Es prangt in sei - nem Fei - er - klei - de Ge - birg und
2. Das Mur - meln in be - laub - ten Bäu - men ruft: freu - dig
Die Zeit in Schwermut zu ver - träu - men, ist Got - tes
3. Weit um mich her ist al - les Freu - de. O freu auch,
in Got - tes schö - nem Welt - ge - bäu - de! Wie reich - lich

{ Schöp - fer dei - ne Welt! } Wie hei - lig wird mir je - de Stät - te! Wo -
{ Tal und Wald und Feld! }
{ müßt ihr Gott er - höhn! } Mir sagt, be - glänzt vom Mor - gen - tau - e, die
{ Welt zu voll, zu schön! }
{ mei - ne See - le, dich } Laß des - sen Lob um - her er - schallen, der
{ seg - net er auch mich! }

hin ich seh, wo - hin ich tre - te, er - blick ich dich, o
Flur, der Gar - ten und die Au - e: wie seg - net un - ser
dir so wohl tut, al - len, al - len, so wohl tut, der so

Schöp - fer, dich; wo - hin ich seh auf al - len Flu - ren, in al - len
Gott so gern! Mir sagt das Rau - schen sei - ner Flu - ten: Gott ist der
gü - tig ist! Stimm ein in der Ge - schöp - fe Chö - re: Dir, Gott, sei

dei - nen Kre - a - tu - ren er - blick ich, Al - ler Va - ter, dich.
Ur - quell al - les Gu - ten! der Bach sagt, lis - pelnd: lobt den Herrn!
Preis, dir Dank und Eh - re, der du der E - wig - gu - te bist!

«Vom Mangel des Glücks
ein gebohrner Württemberger zu seyn»

In diesem Jahr wird Justinus Heinrich Knecht seines Schulamtes enthoben. In seinem Bewerbungsschreiben an den Stuttgarter Hof 1793 wird die persönliche Not deutlich, wenn er vom Glück einer Familie von acht Kindern spricht, welche in dem eingeschränkten Biberach, als dem wirklichen Orte meiner Bestimmung weniger günstige Aussichten hat. In dieser Bewerbung zählt Knecht seine Verdienste auf, in der Hoffnung, daß der Mangel des Glücks ein gebohrner Württemberger zu seyn, mir durchaus keinen schädlichen Anstoß erwecken könne. In Stuttgart hat man das damals anders gesehen. Knecht schreibt weiter, nicht ohne Stolz, daß meine schon in größerer Anzahl herausgegebene sowohl theoretische als praktische Tonwerke nicht nur von einem gesammten musikalischen Publikum, sondern auch vor dem Richterstuhl der Recensenten mit dem gütigsten und allgemeinen Beifall aufgenommen (...) sey, daß selbst höchste Personen mich Ihrer gnädigsten Aufmerksamkeit nicht unwürdig gefunden haben, wovon die in Händen habende Belobungsschreiben Sr. Majestät des Jetzregierenden Königs in Preußen, wie auch des regierenden Herrn Landgrafen in Hessen Darmstadt (...) die tüchtigsten Zeugen sind.

Ob ich durch Setzung der neuen, zum Landesgesangbuche erforderlichen Choräle einiges Verdienst um das Herzogthum Württemberg gemacht habe, wie einst der Ausländer Störl zu seiner Zeit, überlasse ich um so getroster allen Kennern und competenten Richtern, als ich mit Zuversicht sagen darf, daß ich mir durch meine, bereits zum Theil gedruckte Choralmelodien, die schon in manchen Kirchen Württembergs mit dem glücklichsten Erfolge zu rührender Erbauung gesungen worden, eine ziemliche und ehrwürdige Anzahl wahrer Freunde in diesen Herzoglichen Landen erworben (...) habe.

Hier spielt Knecht auf das Choralbuch zum württembergischen Gesangbuch von 1791 an, das viele seiner Melodien enthalten hat. Selbst im Kirchengesangbuch der Württembergischen Landeskirche, Ausgabe 1953, finden sich noch zwei Melodien von Knecht, zu den Liedern Nr.386 und Nr. 485. Diese stammen jedoch aus der 1799 erschienenen Sammlung teils ganz neu komponierter teils verbesserter vierstimmiger Choralmelodien für das neue württembergische Landesgesangbuch. Und drei Jahre später erscheint noch ein Biberacher Gesangbuch, zu dem der Stadtpfarrer Mayer die Texte und Knecht die Choralmelodien samt vierstimmigen Sätzen geschrieben hat.

In den Jahren bis 1806 lebt Justinus Heinrich Knecht mehr oder weniger abgeschlossen in Biberach, das immer mehr in die politischen Wirren mit einbezogen wird. 1796 hatte der Schwäbische Kreis einen



Grabmal von J. H. Knecht auf dem Gottesacker der Biberacher Heilig-Geist-Kirche mit dem Musikersymbol der Lyra; es stammt aus der Werkstätte Heinrich Danneckers.

separaten Waffenstillstand mit Frankreich geschlossen, worauf seine Truppen bei Biberach von den Österreichern kurzerhand überwältigt und entwaffnet worden waren. Im Mai 1800 kommt es bei Biberach zu einer Schlacht zwischen Franzosen und Österreichern; erst der Friede von Lunéville beendet zwei Jahre später die Kriegshandlungen. In Biberach wird dieses Ereignis mit der Aufführung einer Komposition von Knecht gefeiert: *Die Wiederkehr des Friedens und der goldenen Zeit*.

Aber so prophetisch seine Trauersinfonie von 1792 gewesen ist, diesmal werden die Zeiten nicht mehr golden. Zwar hat Knecht unaufhörlich geschrieben und komponiert: Orgelstücke, Flötenduetto, Klavier-sonaten und theoretische Schriften, von denen

er sogar noch eine zweite Auflage erleben darf, z. B. von seinem *Elementarwerk der Harmonie und des Generalbasses*. Es entsteht in dieser schweren Zeit auch noch das Biberacher Schützenfestlied (1797), das zu einem «Nationallied» der Biberacher geworden ist: *Rund um mich her ist alles Freude*.

*Lieber ein Bierle in Biberach
als Stuttgarter Hofluft*

Aber die goldene Zeit der freien Reichsstadt ist endgültig vorüber: 1803 wird Biberach badisch, 1806 württembergisch, und jetzt, nachdem Knecht endlich ein Württemberger geworden ist, wird er als Hofkapellmeister nach Stuttgart berufen.

Intrigen des Hoftheaters verleiden ihm das Amt jedoch bald wieder, möglicherweise hat er aber auch gespürt, daß er den Anforderungen eines solch großen Opernhauses nicht ganz gewachsen war. Nachdem seine neueste Oper *Die Äolsharfe* in Stuttgart keinen Anklang gefunden hat, ist er froh, im Januar 1809 seine frühere Tätigkeit in Biberach wieder aufnehmen zu können. Über die Stuttgarter Zeit soll er gesagt haben: *Ich will lieber in Biberach bei meinem Bierle sitzen, als eine solche Hofluft atmen, die mich vom*

freien zum unfreien Menschen macht. Nur keine solchen eigenliebigen, niemals fehlenwollenden Menschen dirigieren müssen.

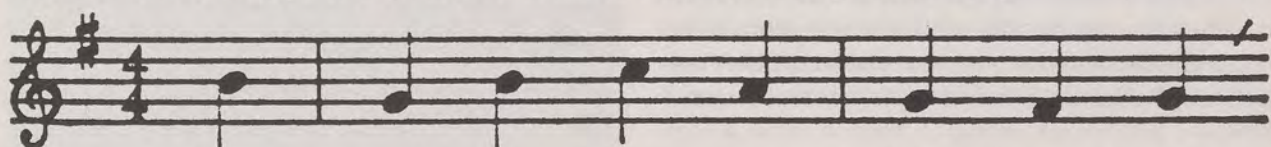
In den folgenden Jahren entstehen noch Klavierstücke, eine Reihe vierstimmiger Hymnen für Chor und Orgel, eine Oper *Scipio vor Karthago* und für die Biberacher Komödiantengesellschaft, die 1808 immerhin Haydns *Schöpfung* aufgeführt hat, ein weiteres Singspiel, *Feodore* nach einem Text von August von Kotzebue.

1814 schreibt Knecht noch ein Choralbuch für die protestantische Kirche in Bayern und erhält dafür von Königin Caroline eine goldene Ehrenmedaille. Im Herbst des gleichen Jahres erleidet er einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr ganz erholt. Er kann zwar noch zum Reformationsjubiläum 1817 eine Schrift *Luthers Verdienste um die Musik* abfassen, aber einem zweiten Schlaganfall erliegt Justinius Heinrich Knecht im Alter von 65 Jahren am 1. Dezember 1817.

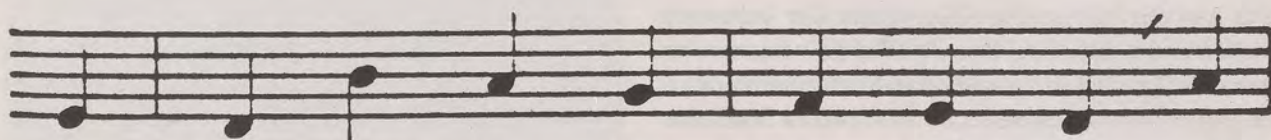
Auf dem Grabmal bei der Heilig-Geist-Kirche zu Biberach – es stammt aus der Werkstätte Heinrich Danneckers in Stuttgart – steht die Inschrift: *Engelstöne, die er ahnend hier uns sang, singt er jauchzend dort im höhern Chor.*

**Eigene Weise (Ch.B. 35): Just. Heinr. Knecht 1799 / Stuttgart 1828
oder (bei Nr. 388): In Gottes Namen fahren wir (Ch.B. 130)**

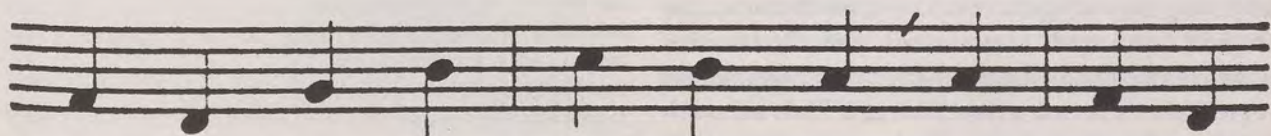
386



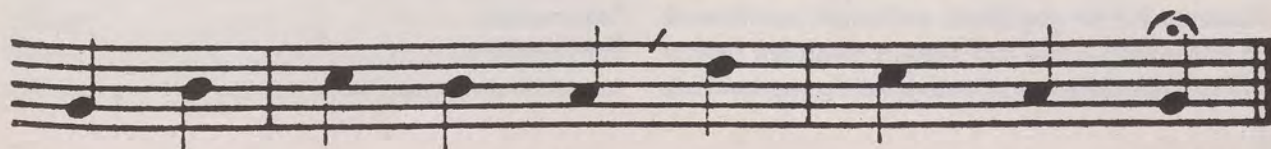
1. Das wal = te Gott, der hel = fen kann!



Mit Gott fang ich die Är = beit an, mit



Gott nur geht es glück = lich fort; drum ist auch



dies mein er = stes Wort: Das wal = te Gott!

«Heut ist mein Binglertag, morgen mein Ziel» – Mägde und Knechte in Oberschwaben–Allgäu

Julian Aicher

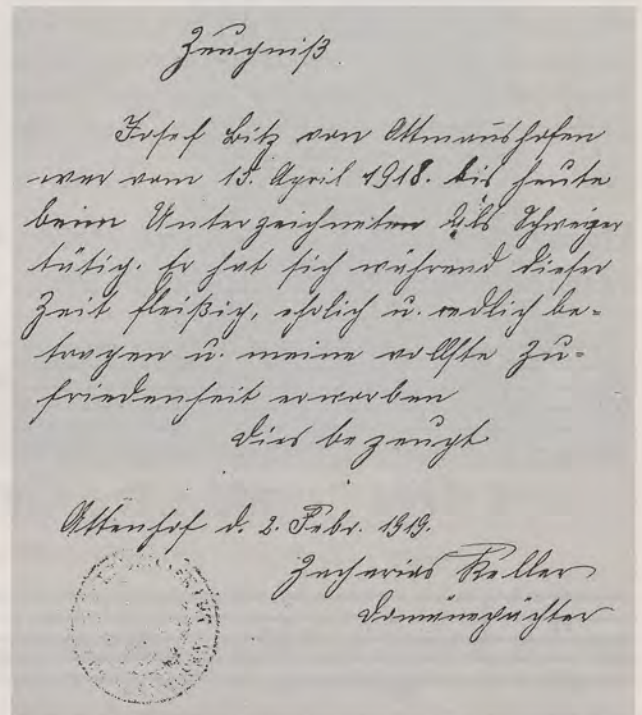
Vom Spätherbst 1917 hat der Allgäuer Josef Bitz (1898-1982) auffällig oft erzählt. Damals sei er «Oberschweizer», also Obermelker und erster Rinderpfleger am Attenhof gewesen, einem verhältnismäßig großen landwirtschaftlichen Betrieb bei Leutkirch. In jenen Tagen 1917 wollte es sein Vorgesetzter Zacharias Keller wohl genau wissen. Als Pächter und damit als höchster Kopf der Domäne verlangte er von den Beschäftigten im Stall Klarheit darüber, wie sie es *auf Lichtmeß halten* würden. Maria Lichtmeß, der 2. Februar und zugleich einer der festgelegten Termine im Gesinde-Jahreslauf, an denen Knechte und Mägde ihre Dienststellen wechseln durften, wenn sie mochten.

Bitz suchte Herrn Keller nur ungern auf. *Jedsmol an schwerer Gang, abr wenn mr sei Gosch ghalda hot, gingscho*. So war der Obermelker froh, daß zuerst der «Unterschweizer» beim Domänenchef erscheinen mußte. Der bekam auf seine Frage, ob der Knecht denn auch nach Lichtmeß noch dem Attenhof erhalten bliebe, die Antwort *Nein*. Und als Keller wissen wollte, warum der Untermelker kündigen wollte, erfuhr der Domänenherr, das Essen sei hier zu schlecht. Jetzt setzte Keller zu einer Schimpfkannade an: Dem Gesinde gehe es hier doch gut; wirklich zu leiden hätten nur die Soldaten an der Front, zu denen er selbst noch vor kurzem gehört habe. Der so Gescholtene wich nicht vom Fleck, bis er von Zacharias Keller ein paar Schläge versetzt bekam.

*Peitsche ohne Zuckerbrot –
Spannungsverhältnisse Bauer – Knecht*

Jetzt war der «Oberschweizer» dran. *Der hot soweit nom wie i rom*, ließ Josef Bitz den Buben wissen, von dem er aufgefordert wurde, vom Stall zum Verwaltungsgebäude zu kommen. Es half nichts. Kurz danach stand der Gerufene im Büro des Domänenpächters. Dieser saß auf einem etwas erhöhten Platz, ähnlich früheren Lehrerpulten. An seiner Seite hing der «Hagelschwanz», jene Peitsche, die als sehr hart und schmerzhaft galt. Neben ihr thronte eine «blaue» Dogge. Auch den Obermelker fragte Keller nun, ob er nach dem 2. Februar noch auf dem Attenhof diene. Und wieder *Nein*. Als Grund gab Bitz *dr gleiche wie dr Ondrschweizr* an. Kaum hatte sein Domänenoberhaupt nach der gefürchteten Knute gegriffen, da rannte der Knecht zur Türe hinaus, die seit seinem Eintreten unverschlossen geblieben war. *Was wird jetzt no komma?*,

sorgte sich der Obermelker. Zurück in seinem Arbeitsbereich bei den Rindern sah er Keller auf die Stallungen zumarschieren. Der Aufforderung *Komm her, mein Herr* folgte Bitz aber nicht, sondern eilte in die Schlafkammer, um seinen Stiftwalzenrevolver aus dem «Kasten» zu holen. Schon folgte ihm der Verwalter Keller. Der Knecht drehte sich um und feuerte einige Schüsse auf seinen Vorgesetzten ab. Umso erstaunter zeigte sich der Diensthote dann allerdings, als der Beschossene, den kein Schuß getroffen hatte, schlicht kehrt machte und ging. Dem rasch bestellten Dorfpolizisten schien der Fall klar zu sein: Notwehr. Schließlich wisse die Wache von Gewalttätigkeiten des Domänenpächters, er-



Zeugniß

Josef Bitz von Attmannshofen
war vom 15. April 1918 bis heute
beim Unterzeichneten als Schweizer
tätig. Er hat sich während dieser
Zeit fleißig, ehrlich und redlich be-
tragen und meine vollste Zu-
friedenheit erworben.

Dies bezeugt
Attenhof, den 2. Febr. 1919
Zacharias Keller
Domänenpächter

Stempel: Schultheissenamt Wuchzenhofen

fuhr Josef Bitz von dem Schutzmann. Den Attenhof verließ der «Oberschweizer» dann am 2. Februar 1917.

Dieser Bericht eines ehemaligen Dienstboten von einem Allgäuer Hof klingt vielleicht außergewöhnlich. Andererseits weist er aber anschaulich auf die Bedeutung von Lichtmeß für das landwirtschaftliche Gesinde vieler Regionen hin. Hier in Oberschwaben eine katholisch geprägte Landschaft mit Anerbenrecht und vorherrschendem Grünlandbau. Auf Lichtmeß zeigten sich Spannungen zwischen Bauer und Knecht, zwischen Bäuerin und Magd, besonders stark. Der 2. Februar galt an vielen Höfen als Zeitpunkt der Abrechnung, als Datum, das weggehen oder neu anfangen hieß. Ausfahrten, Feste und Tänze drückten die Freude mancher Dienstbotinnen und Dienstboten darüber aus, ungeliebte Stellen endlich verlassen zu dürfen: *Terminierte Anarchie* bis zum erneuten «Eindringen» bei anderen Herrschaften¹. Nach Lichtmeß boten sich unzufriedenem landwirtschaftlichen Gesinde wenige Tage für eine *Illusion der Freiheit*. Freilich nur einer «Narrenfreiheit» für alle, denen noch kein Platz an einem weiteren Hof oder anderen Betrieb sicher war². Was der «Oberschweizer» 1917 mit seinem Revolver anstellte, entsprach der Stimmung nicht weniger Knechte und Mägde. Etliche Verse verraten es unverblümt; hier einer aus Oberschwaben.

*Heut ist der schöne Lichtmeßtag,
da bin ich munter und frisch,
da pack ich all mein Kleider z'samm'n
und setz mich hintern Tisch.
Ei Bäuerin, hol' den Beutel rein,
ei Bauer, zahl mich aus!
Ich bin dir schon lang z'wider gwest,
jetzt komm-dr-ich ausm Haus!*

Oder etwas schlichter aus dem Allgäu:
*Heut ist mein Bingletag, morgen mein Ziel.
Wenn der Bauer's Geld nicht gibt,
dann schieß' ich'm vor d' Tür.*

Und doch wieder handgreiflicher:
*Heut ist mein Wandertag, morgen mein Ziel.
Jagt mich mein Bauer naus, gibt mir nicht viel.
Gibt er mir en Groschen, dann schlag'n in d' Goschen,
Gibt er mir ein Stück Brot, dann schlag ich ihn tot!*³

In einer Zeit, die landwirtschaftliches Gesinde für Südwestdeutschland allenfalls noch als aussterbenden Berufszweig kennt, fällt es schwer zu bewerten, welche eindringliche Rolle Lichtmeß im agrarischen Arbeitsjahr tatsächlich gespielt hat.

*1895 in Württemberg
rund 60000 Knechte und Mägde*

Zahlen belegen manches. Sie machen deutlich, daß die Dienstbotenschaft keineswegs immer zu einer Randgruppe gehörte. Für die Jahrhundertwende errechnete der Tübinger Volkskundler Martin Scharfe mit Statistiken aus der Volkszählung im Königreich Württemberg von 1895 eine beachtliche Größe: 60000 Personen. Davon etwa doppelt so viele Knechte wie Mägde. Als Beispiel greift Scharfe das Oberamt Leutkirch heraus, auf dessen Gebiet sich auch der anfangs erwähnte Attenhof befindet. Von den rund 25000 Einwohnerinnen und Einwohnern dieses Verwaltungsbezirks bezeichnet der Wissenschaftler 1275 Leute als Gesindebestand. 1852 sollen es sogar doppelt so viele gewesen sein⁴. Spätere Statistiken lassen vermuten, daß es 1933 noch etwa tausend Mägde und Knechte im Oberamt gab.

Genaueres wäre nachzuprüfen. So bemängelt Klaus Tenfelde in seiner Veröffentlichung über preußisches Gesinde 1978 die *großen «weißen Flecken»* bei der Darstellung von Landarbeitergeschichte⁵. Ähnlich urteilte sein Fachkollege Martin Scharfe, als er 1980 warnte: *Die Forschungshindernisse sind enorm bei diesem Thema*⁶. So empfahl Tenfelde *einstweilen eine regionale und chronologische, auf Kernbereiche konzentrierte Beschränkung der Fragestellung*⁷.

Einen der wohl wichtigsten Wissensschätze für Erhebungen über landwirtschaftliche Dienstboten tragen Zeitzeugen mit sich. Günstig, wenn es Leute sind, die sich nicht nur gut erinnern können, sondern die auch ihren Unterhalt einst selber als Magd oder Knecht bestritten haben. Im Allgäu besuchte ich deshalb seit 1980 fünf Frauen und ebenso viele Männer, um Genaueres über ihr Leben zu erfahren. Alle waren irgendwann an Bauernhöfen «verdingt» gewesen, manche rund zwanzig Jahre lang. Sie zählten also sämtlich zum Gesinde, das heißt zu jenen unselbständig Beschäftigten eines Hofes, die dort landwirtschaftliche Arbeiten verrichteten, in den Gebäuden des Betriebs übernachteten und als Lohn teils Naturalien und Kleidung, teils Geld erhielten. Von allen wurden diese Leistungen für eine bestimmte Dauer erwartet, zum Beispiel ein Jahr. Nach lange gehaltenen Regeln etwa von Lichtmeß bis Lichtmeß. Diese Kräfte standen also nicht nur während der Ernte zur Verfügung.

Es ähnelte anfangs der sprichwörtlichen Suche nach der Nadel im Heuhaufen, sich nach ehemaligen Dienstbotinnen oder Dienstboten umzuschauen, die einwilligten, über ihr (Gesinde)-Leben zu berichten. Nur einen, Josef Bitz, kannte ich schon vor der Befragung als Hausmeister des elterlichen Gra-

fikbetriebs. Andere sagten ein Gespräch zu, nachdem sie von Befreundeten oder Verwandten auf die Interviewwünsche aufmerksam gemacht worden waren. Diese hatten sich meistens direkt mit mir über die Forschungsarbeit unterhalten; eine erfuhr aus einer Radiosendung über mein Interesse. Zwei der mehrmals besuchten Knechte stammten aus Bauernfamilien: Franz Scheffeler (Jahrgang 1905) und Johannes Badstuber (1900–1986). Josef Bitzs Eltern verfügten dagegen über keinen Hof. Als einstige Magd erzählte unter anderem die 1910 geborene Bauerntochter Walburga Haug viel über ihre Gesindezeit⁸.

Luden die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zum Gespräch in gemietete oder gekaufte Behausungen, so taten sich eher kleine Räume auf; abgesehen vom Wohnzimmer spärlich oder gar nicht beheizt und kaum mit teuren Möbeln bestückt. Lediglich Frau Haug zeigte gerne das eigene Stockwerk mit den vielen bauhandwerklichen Leistungen ihres Mannes. Auffällig bei allen: Heiligenbildchen, religiöse Figuren und Kruzifixe, häufig in einer Art «Herrgottswinkel» des Wohnraums. In einem Haushalt gleich daneben: der Schwarz-Weiß-Fernseher.

Quittungskarten für geleistete Dienste – nicht nur Erinnerungsstücke an Lichtmeß

Zwei der Gastgeber machten während der Interviews außerdem auf Urkunden an den Wänden aufmerksam, die der Bauernverband für *treu geleistete Dienste* überreicht hatte – von zehn Jahren Knechtzeit aufwärts. Johannes Badstuber zeigte sich sogar bereit, noch alte «Quittungskarten» herauszusuchen. Solche «Dienstbescheinigungen» enthielten Angaben zur Lohn- und Versicherungsklasse. Vor allem aber trugen die Bauern auf diesen Papieren ein, wie lange die Magd oder der Knecht bei ihnen beschäftigt gewesen war. Josef Bitz klagte darüber, daß vom Attenhof-Pächter weniger Zeit als die tatsächlich abgearbeitete auf der Quittungskarte vermerkt worden sei. Dem einstigen Obermelker stach dies erst ins Auge, als es um die Rentenauszahlung ging. Sie fiel dementsprechend geringer aus. Gekürzte Bezüge ebenso für Franz Scheffeler aus gleichem Grund. Ähnlich betrogen fühlten sich noch mehrere ehemalige Dienstboten, meint Herr Haug, 1915 geboren und selbst rund zwei Jahrzehnte als Knecht «verdingt». Seiner Schwester hielt eine bürgerliche Herrin nicht den vollen Zeiteinsatz schriftlich fest. Dennoch gelang es der Bediensteten später, ihre Ansprüche gegenüber Erben der früheren Chefin durchzusetzen.

Was die Quittungskarte für die Versorgungssiche-

rung bedeutete, schien dem Gesinde selbst freilich lange Zeit kaum ganz bewußt zu sein. *Des vrschdand i idda*, betonte Johannes Badstuber, als er die Eintragungen auf dem Dokument erklären wollte. Um den Unterhalt für ihre letzten Lebensjahre kümmerten sich viele Knechte und Mägde aber nicht allein deshalb zu wenig, weil ihnen gesetzlich verbrieft Rechte nur lückenhaft bekannt waren. Vielmehr bezweifelte ein großer Teil von ihnen, überhaupt ein höheres Alter zu erreichen. *Viele hond denkt, 65 werd i sowieso it*, entsinnt sich Franz Scheffeler. Und tatsächlich sei das harte Gesindeleben eher kurz ausgefallen, ergänzt er. So brachte eine Umfrage bei vier Personen des Jahrzehnts 1890–1899 aus Winterstettenstadt bei Biberach die Meinung an den Tag, *daß für einen alten und kranken Dienstboten ein baldiger Tod die beste Lösung bedeutete*. Zusammengefaßt wurden die Ergebnisse vom Ortsvorsteher⁹.

Als *übrig* zu gelten, wie es Walburga Haug bezeichnete, nahm manchen aus dem Gesinde den Lebensmut. *Selbstmord war und ist für diese Leute Übereinstimmung*, schreibt der Österreicher Franz Innerhofer über die *Schöne(n) Tage* als Knecht¹⁰. Josef Bitz erinnerte sich ebenfalls an Berichte über Selbsttötungen innerhalb der württembergisch-allgäuer Dienstbotenschaft. Er erklärte die Fälle damit, daß es einigen alten Dienstboten wahrscheinlich mißlang, einen Hof zu finden, der ihnen das »Gnadenbrot« gewährte. Und das hieß: Unterkunft und Essen gegen Mithilfe nach Kräften im Betrieb. Ähnlich klagte Frau Haug, an ihrer letzten landwirtschaftlichen Stelle in den 1960er Jahren sei sie *so schwermütig* geworden. Damals spürte die Magd im Allgäu recht gut, *wenn i krank gwea be, wie ma selda mol zu mir naufguggat hot*. Ihre Schlußfolgerung daraus bestätigten Bitz und Innerhofer: *I hau denkt, so ka i nemme weidrmacha. Ond i sag's offa ond ehrlich: I be au bald dra gwea on hätt mr's Leba gnomma*.

Mangelnde Pflege bei angeschlagener Gesundheit: Darüber beschwerte sich nicht allein eine einzelne Dienstbotin. Josef Bitz benannte viele Unfälle, wußte aber von kaum einem Arztbesuch am Hof – von Tiermedizinern schon eher. Es gab Naturmittel, um körperliche Leiden zu lindern. Und sei es nur der eigene Urin zur ersten Desinfektion einer Sensen-Schnittwunde. Daß auf dem Land lange Zeit Heilkräfte aus Feld, Wald, Wiesen und anderen, teils wunderlichen Quellen mindestens ein so großes Vertrauen genossen wie die Rezepte der Schulmedizin, dürfte allerdings nicht vollständig die Art und Weise begründen, wie den Gebrechlichkeiten begegnet wurde. Ebenso stark zu beachten ist dabei, daß sich auffällig viele Gesindeleute daran erinnern, *nie groß krank* gewesen zu sein. Wann und wie auch?



Ein landwirtschaftliches Gebäude im Westallgäu. Hinter der holzverschaltten Fassade unter dem Dach die beiden Gesinderäume. Von innen wollte die heutige Bäuerin die Dienstbotenkammern jedoch nicht fotografieren lassen.

Wer die Schmerzen im Bett auskurieren wollte, der hatte mit Lohnabzug zu rechnen, wie Herr Haug berichtet. Franz Scheffeler, ein Knecht, dem selbst beinahe der elterliche Hof zugesprochen worden wäre, tröstet sich: *Die Baura hond au viel schaffa miasa*. Zur Produktion – der agrarischen wie der industriellen – gehört offenbar ein *Vorrang der Arbeit vor der Person*¹¹.

Rangfolge im Gesinde:

Oben Hausknecht, unten Roßbub

Auf Lichtmeß, am 2. Februar jeden Jahres, kam in landwirtschaftlichen Anwesen also vordringlich ein Arbeitsvertrag zustande. Selten vereinbarten ihn Herr und Gesinde schriftlich. Beide Seiten begegneten einander eher nach bestimmten Verhaltensmustern. Wer sich bei einem Hofbesitzer frisch «verdingte» – sprich: die Stelle annahm –, erhielt ein «Dinggeld» in Höhe des Wochenlohns. Blieben Knecht oder Magd länger als einen Monat, durften sie diesen Betrag behalten, ihrerseits mußten sie

spätestens wenige Tage nach Einstellung dem Bauern ihre Quittungskarte vorlegen. Dies zu verzögern, *isch it lang ganga*, erzählt Franz Scheffeler. Von den Versicherungen aus habe es nämlich Kontrollen gegeben, teils über die Rathäuser. Seit 1900 gewährten Gesetze Versicherungsschutz in der Landwirtschaft. Damit galt auch eine Kündigungsfrist von vierzehn Tagen, während zuvor in der Regel für ein Jahr «eingedingt» worden war. Das Allgäu nutzte dafür Lichtmeß als Termin. Von anderen Regionen sind Martini im November oder Georgi im April als Tage für den Stellenwechsel bekannt.

Als Dienstbotin oder Dienstbote bei einem Bauernhof sich zu bewerben, bedeutete, sich mit der neuen Herrschaft darüber zu einigen, in welchem Arbeitsfeld man eingesetzt werden sollte. Eine vielschichtige Rangordnung gliederte nämlich das Gesinde auf. Nach ihrer Reihenfolge stand gewöhnlich der «Hausknecht» an oberster Stelle, gefolgt von denen, die speziell für einzelne Bereiche zu sorgen hatten. Der Hausknecht legte nicht nur fest, wem welche Aufgaben anzuvertrauen waren, sondern mußte

sich *ibrall naschtella* können, wenn eine Kraft ausfiel. Küche, Wäsche und Kinderbetreuung galten als Reviere der «Hausmagd», der – je nach Betriebsgröße – noch eine «Feldmagd» und das «Kindermädle» folgten. Von der Feldmagd wurde wiederum verlangt, daß sie auch im Freien mit zupackte. Ging es zum Beispiel an die Aussaat oder zur Ernte, nahm sie den gleichen Weg wie die «Roßknechte», von denen in der Regel alles erledigt wurde, was mit den Pferden zusammenhing. Dem Oben und Unten entsprach bei ihnen die Stufenleiter «erster Roßknecht», «zweiter Roßknecht» und «Roßbub». Ihm an manchen Höfen vermutlich vergleichbar: der «Unterschweizer». Obwohl auch er wieder Nächsthöheren – bis zum hinauf zum «Oberschweizer» – unterstand, bildete «sein» Kuhstall doch den eigenständigsten Arbeitsbereich.

Zwar blieben dem Rangniedrigsten Erntemithilfen und Feldarbeit nicht erspart, doch wer bei den Rinderpflegenden schon einen gewissen Rang erreicht hatte, der nutzte den einen oder anderen Vorteil für sich. Geschäftssinnige Viehhändler wußten zum Beispiel, daß ein «Oberschweizer» die unterschiedlichen Kühe besser kannte als der Bauer selbst. Seine Ratschläge an Außenstehende erteilte das melkende Personal jedoch kaum kostenlos. Manche Provision am Viehverkauf wog dann einen ganzen Wochenlohn auf. Auf einem größeren Hof bei Biberach hauste der fürs Rind zuständige Knecht gar verheiratet in einer abgeschlossenen Wohnung auf dem Betriebsgelände; eine Lebensweise so gut wie undenkbar für anderes Gesinde. Franz Scheffeler erinnert sich: *Me'm Schweizr hot mr am wenigschda Dreck gschwätzt. Der hot sein Schdall ghet.* Dort begann die Arbeit morgens gewöhnlich aber früher als das Tagwerk anderer männlicher Dienstboten.

Und das fing selbst schon zwischen 5.00 und 6.00 Uhr an. Um das Frühstück rechtzeitig auf dem Tisch zu haben, verließen Mägde noch eher ihre Liegen. Der Feierabend stand zwischen 19.00 und 20.00 Uhr an. Sommers hieß es allerdings, den Arbeitsbeginn noch früher anzusetzen. Am Attenhof zum Beispiel rieb sich «Oberschweizer» Josef Bitz zur heißen Jahreszeit um 3.15 Uhr den Schlaf aus seinen Augen. Bei einer anderen Stelle verlangte der Landwirt von den «verdingten» Kräften zur Einfahrt der Ernte bis nachts um 1.00 Uhr Einsatz. Ihm ging der Ruf *schindiger Siach* voraus, erzählt Bitz. Daß getrocknetes Heu bis über die Geisterstunde hinaus vor möglichem Unwetter unter Dach und Fach gebracht wurde, fand Knechts-Kollege Scheffeler *scho reacht so*. Als Bauernsohn wertete er anders als der Arme-Leute-Sprößling Bitz. Dennoch stöhnte auch Scheffeler über die mindestens 60-

Stunden-Woche: *Die Arbeitszeit isch scho lang gwea.* Davon unterscheidet sich die Beschreibung des Christzhofener Pfarrers Wunibald Schmidt in seiner 1931 erschienenen Chronik *Allgäu, meine Heimat* wohl doch zu deutlich: *Gewiß, bei uns gibt es Wochen, da der Bauer und Dienstbote ihr bestes hergeben müssen, aber dann folgen auch wieder Zeiten, die sehr ruhig sind*¹². An längere Phasen, in denen keine Arbeit anfiel, erinnern sich die interviewten ehemaligen Mägde und Knechte aber nicht. Selbst im Winter sei stets etwas zu erledigen gewesen.

Schlamp- und Schlenkelstage – wenige freie Tage im Jahr

Wen wundert es da, wenn einstige Gesindeleute auf die Frage nach Freizeit meistens eher erstaunt dreinschauen? Schließlich mußte auch sonntags gemolken werden. Freilich nicht während des Gottesdienstes, der Bewohnerinnen und Bewohnern abseitiger Einzelgehöfte Gelegenheit bot, anderen Gesichtern zu begegnen, sich im Dorf zu zeigen und mit Bekannten zu plaudern. Während Franz Scheffeler als junger Knecht abends gelegentlich noch Gleichartige in der Nachbarschaft zum Kartenspiel aufsuchte, weiß Herr Haug von einer Bäuerin, die die Sicherung herausdrehte, damit die Mägde schlafen gingen, anstatt zu nähen. Die Hände in den Schoß legen durfte das Gesinde allenfalls sonntags, zu den Märkten in den nächstgrößeren Orten und während der *Schlamp-* oder *Schlinkeltage*, auch *Schlenkels-*, *Bündel-* oder *Binglertage* genannt. Sie standen nach dem 2. Februar an. Frau Haug erzählt: *Lichtmeß ... Wenn's guad gange isch, hosch dirfa acht Däg wegbleiba. Dann isch's abr guad ganga.* Und das bedeutete, daß sich Dienstbotinnen und Dienstboten mit noch kürzeren Ferienfristen zu begnügen hatten, wenn sie erst ein Jahr beim Bauern «verdingt» waren. Urlaubsbeschäftigung für Walburga Haug: *Onsr Sach zammaflicka.*

Ansonsten galt es, die körperlichen Kräfte dem Anwesen zu erhalten, wo das Gesinde arbeitete. Dort übernachtete es auch. Schlafräume – nach Geschlechtern getrennt – befanden sich für Mägde eher im Wohnbereich der Bauernfamilie, für männliche Beschäftigte häufig über oder neben dem Stall. Pfarrer Wunibald Schmidt, der in seiner Chronik 1931 die Landarbeit im Allgäu betont blumig schilderte, beschrieb die Unterkünfte als karg: *Die Kammern der Knechte sind einfach: ein Bett, ein Tisch, ein Kasten und das Kufer (Koffer) auf dem Boden und ein Kreuz über dem Bett*¹³.

Viel mehr sagten die befragten Zeitzeugen dazu auch nicht. Ein Hinweis auf schwer darstellbare

Schlichtheit. Dazu kam, daß mehrere Liegen in einem Raum eher zur Regel als zur Ausnahme gehörten. Auf einem Gutshof teilten sich zwei Dienstboten in den 20er Jahren jeweils ein Zimmer, weiß Franz Scheffeler noch. Johannes Badstuber erlebte allerdings Bauernbetriebe, deren gesamtes männliches Gesinde in einer Kammer nächtigte. Ganz ähnlich sprach Josef Bitz von einem etwa zehn mal acht Meter großen Raum, der fünf Knechte beherbergte. Als «Unterschweizer» im Ersten Weltkrieg war sein rund dreimal fünf Meter messender Raum gleichzeitig der des «Oberschweizers». Auf dieser Rangstufe befand sich Bitz schließlich 1917 am Attenhof, wo er es aber vorzog, im Stall zu schlafen, weil er die eigentlich dafür bestimmte Kammer als zu feucht empfand. Von einer Heizung im Zimmer berichtete Franz Scheffeler erstmals aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs. Damals diente er an einer Mühle. Deren Wasserkraft reichte offenbar für Elektroöfen aus. Zwar stellte gewöhnlich die «gute Stube» den einzig beheizten Ort in süddeutschen Bauernhäusern dar. Aber die Kälte breitete sich nicht überall gleich stark aus. Befand sich doch der Schlafbereich der Herrschaftsfamilie in der Regel näher am wärmenden Herd oder Ofen als die Gesindeunterkünfte.

«Heiroda, des hot's it gea»

Daß der Mensch nachts nicht gern alleine ist, dürften auch Dienstbotinnen und Dienstboten gespürt haben. Darüber wollte aber nur Josef Bitz genauer berichten. Franz Scheffeler dagegen hielt es lieber mit einer kurzen Feststellung: *I be zu koinr ganga. Ond was andre gmacht hond, weiß i it.* Bitz erinnert sich allerdings, daß *do emmr a Gschäft ganga* ist. Und zwar nicht ausschließlich innerhalb des Gesindes, sondern etwa auch zwischen Mägden und Bauern, von denen einige deshalb ihre angetrauten Frauen weggeschickt hätten. Während sich Walburga Haug noch entsann, daß Dienstbotinnen ihre Kinder am Hof mit großzogen, sagte Josef Bitz, einer Magd drohten bei Schwangerschaft Schläge. Ihm sei ein Fall von Kindstötung bekannt geworden. Andere Landarbeiterinnen legten unerwünschte Neugeborene heimlich vor dem Leutkircher Kinderheim «Annapflege» ab. Aus dem Biberacher Raum erzählten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, manche Gesindefrau habe versucht, ihren Fötus mit Mutterkorn abzutreiben. Dieser Pilz am Roggen gilt einerseits als Geburtshelfer und erzeugt bei Einnahme ein rauschartiges Hochgefühl, führt aber andererseits



Für die Nachwelt gerettet: eine Knecht-Schlafkammer im Bauernhausmuseum Wolfegg, Kreis Ravensburg.

zu sehr schmerzhaften, in manchen Fällen sogar tödlichen Krämpfen, wenn zu viel von ihm geschluckt wird. Solche Berichte deuten die Verzweiflung an, unter der Mägde litten, wenn sie nicht wußten, wie sie ihre Kinder versorgen sollten. Denn so hält Franz Scheffeler fest: *Heiroda, des hot's it gea*. Offenbar keine reine Allgäuer Regel; zumindest ermittelte Franziska Schneeberger für das österreichische Pinzgau, daß der *Großteil der Dienstboten (...)* *unverheiratet* blieb. Daraus schloß die Forscherin gar eine *Unmöglichkeit eigener Familiengründung*¹⁴. Gingen doch die Höfe in Gebieten mit Anerbenrecht als Ganzes an eine einzige Person aus der Reihe der Nachwachsenden über. So verweigerte Herr Haug der Tochter eines landwirtschaftlichen Betriebsbesitzers die Ehe nicht nur wegen *so ma bleda Baurastolz* der jungen Frau, sondern weil er über *koi Zeit, (...)* *koi Geld ond nix* verfügte und *koi Exischdenz, koi Exischdenz, als Baur scho gar it* vorweisen konnte. Knechte und Mägde, das waren also *laudr ledige Leid*. Den Mantel des Schweigens, der sich weit über das Sexualleben des Gesindes zu breiten scheint, nur mit sozialpflegerischen Ursachen zu erklären, würde aber zu kurz greifen. Vielmehr erntete böse Blicke, wer sich zum Beispiel in einem landwirtschaftlichen Anwesen offen nackt zeigte. *Do hätt mr schee guckt*, falls sich eine Person unbedeutet im Wasser eines «Gumpen»-Lochs reinigen wollte, glaubte Herr Bitz. Seine Haare wusch er während des Ersten Weltkriegs denn auch nur alle Vierteljahre. Wie Zähne geputzt werden, erfuhr der Dienstbote dann um 1940 beim Militär. Zur Sauberkeit *do dorfscht it froga*, riet Johannes Badstuber, und wies darauf hin, daß Bettbezüge selten in den Waschzuber kamen. Gelegen sei das Personal ohnehin auf Säcken, deren spreuartiger Inhalt sich nach und nach häufig eingenommenen Schlafstellungen anpaßte. Platz genug also für Läuse. Sie bissen Josef Bitz auf manchen Höfen Wundflecken in die Haut. Aber *mr hot halt so guat gschlofa, daß mr gar it gmerkt hot, wenn se oin gfressa hond*. Ein Bericht, der schrullig klingt, allerdings auch heute noch ein Stück Wirklichkeit darstellt. Machte doch die *Stuttgarter Zeitung* am 18. August 1990 darauf aufmerksam, daß Dauerbewohner von Bauwägen ihre Nachtruhe unter ähnlich rauen Verhältnissen suchen müßten. Für Reinlichkeit sorgt dabei freilich ein *Gesetz über die Unterkunft bei Bauten* vom 20. März 1975: *Das Stroh ist nach Bedarf, mindestens jedoch vierteljährlich zu erneuern*.

«*Meh' Lohn ond a bessrs Essa*»

Als betont bequem läßt sich die Lebenswelt also kaum bezeichnen, die das Gesinde umgab. Dazu

kam, daß die Löhne vergleichsweise niedrig ausfielen. Und unterschiedlich: während Josef Bitz und Johannes Badstuber für die 20er Jahre rund vier Reichsmark angaben, nannte Franz Scheffeler wöchentlich Bezüge von sieben Reichsmark, ausbezahlt auf einem größeren Gut. Dreißig Mark pro Monat, die er 1933 als großzügiges Angebot empfand, beurteilte Scheffeler 1937 wiederum als so wenig, daß er dem Bauern bei Biberach kündigte. Als Herr Badstuber um 1928 damit begann, im Wald zu schaffen, erhielt er vierzig Mark die Woche. Gerechnet bedeutete das: etwa viermal mehr als der Knechtskollege Scheffeler. Bis etwa 1970 erreichte dieser die Marke von 300,- DM monatlich. Seine Rente lag gut dreimal so hoch.

Mägden wurde gewöhnlich die Hälfte dessen gewährt, was die männliche Belegschaft einstrich. Um so mehr galten Naturalien wie Hemden, Schuhe und Geschenke. *Ich habe die ganze Nacht geheult*, klagte Walburga Haug. Der Grund: zu Weihnachten hatte sie einen alten Bettkittel bekommen, der bereits Löcher von Motten aufwies. Da machten die «Schweizer» 1917 auf dem Attenhof ihrem Ärger schon deutlicher Luft: Sie banden zwei kleine «Fliegen» aus dem Geschenkkorb des Domänenverwalters einfach der Dogge um den Hals. Es blieb aber nicht bei frechen Scherzen. Dem Vers vom Dienstboten, der seinen Bauern wegen eines kargen Groschen zum Stellenwechsel-Termin *in d'Goschen* schlägt, entsprechen die Hinweise auf einen *rabiaten Knecht* bei Martin Scharfe¹⁵.

Die Gemütlichkeit hörte in landwirtschaftlichen Betrieben allerdings nicht immer erst beim Geld auf. Mindestens genauso oft nannten einstige Gesindeleute Streitigkeiten ums Essen. Herr Haug erinnerte sich zum Beispiel an eine Bäuerin, die ihm rohe Kartoffeln mit in den Wald gab; dort sollte er sie dann selber anrichten. *A Schand*, sagte Frau Haug, *isch's it, wenn mr it kocha ka. Abr a Schand isch's, wenn mr z'geizig ischt, ebbes reachts nazschtella*. Ähnlich dachte wohl der «tapfere Bayer», jener Knecht eines Anwesens bei Leutkirch, der in die gemeinsam genutzte Schüssel spuckte und von der Herrschaft mehr einforderte. Dabei nahm sich der landwirtschaftliche Betrieb – abgesehen von Festtagen – ohnehin nur sehr knapp Zeit für die Mahlzeiten. *Koine zehn Minuta* seien sie gegangen. Dennoch: über lange Arbeitseinsätze hinweg bedeuteten zwei Vesper, das «Morgenessen» und das Abendbrot, sicherlich wichtige Verschnaufpausen. Was den Kräften am Hof allerdings wirklich aufgetischt wurde, schilderten Bäuerinnen und Gesinde zum Teil recht unterschiedlich. Oder meinte eine Hofbesitzerin, die *viel Floisch* beschrieb, das gleiche Essen wie Knechte



Im Gebiet Leutkirch, Kempten, Memmingen hatte der Knecht Josef Bitz (1898–1982) seine landwirtschaftlichen Dienststellen; keine war mehr als 20 km von seinem Geburtsort Neumühle – östlich von Leutkirch – entfernt. Später verarbeitete er unter anderem Holz in der Nähe von Bahnhöfen für die Papierfabrik Baienfurt.

und Mägde, die *moischdms Mehlspeisa* aßen? Die einen oder anderen ergänzten den Speiseplan der Herrschaftsfamilie jedenfalls, indem sie Eier vom Scheunenboden roh austranken; andere ließen beim Melken etwas Milch für den Eigenbedarf danebenfließen. *Wie isch's Fressa?* So lautete denn eine der Grundsatzfragen bei der Dienstbotenschaft, die sich nach neuen Stellen erkundigte.

Das klingt nach nacktem Überlebenswillen. Landarbeiterinnen und Landarbeiter spürten aber keineswegs nur Machtlosigkeit. Gerade während der Stellenwechselzeiten um Lichtmeß merkten manche, daß das Wohl und Wehe im Agrarbereich mit an ihnen hing. Wie stark sie gebraucht wurden, wußte Walburga Haug wahrscheinlich schon, als sie ihrem bisherigen Dienstherrn vor Lichtmeß drohte: *Ja,*

wenn i an bessra Baura find ond meh Lohn krieg ond a bessrs Essa, dann gang i do na. Daß dieser dann in Gotts Nama au aufbessra wollte, dürfte an der Personalknappheit gelegen haben. Über «Leutenot» wird aus dem 19. Jahrhundert berichtet. Umgekehrt herrschte während der 1890er Jahre Winterarbeitslosigkeit. Auch um 1930 *send viele zom Bädla gange*, sagt Franz Scheffeler. Wenig später fehlte es dann wieder so stark an zupackenden Händen, daß ein *Gesetz zur Regelung des Arbeitseinsatzes* vom 15. Mai 1934 Agrarbeschäftigten verbot, die Landwirtschaft zu verlassen. Weit bessere Stellenangebote der Industrie einerseits und billiger produzierende Maschinen in bäuerlichen Betrieben andererseits führten im Laufe der Zeit dazu, daß Knechte und Mägde in den mittleren und kleinen Anwesen Südwestdeutschlands heute eher Seltenheitswert besitzen.

«In ein kleines Höfle hineinzuschlupfen» –
Hoffnung der Mägde und Knechte

Sie verfügen über Wissensschätze, die immer mehr erlöschen. Dabei erklären ihre Schilderungen ländliche Arbeitsverhältnisse aus beachtlichen Blickwinkeln. Bemerkenswert schon allein deshalb, weil ihre Berichte oft von anderen Ecken aus beleuchten als die Hofeigner.

Die sicherlich grundlegende Frage, wie und – vielleicht auch – warum Gesindeleute ihr (un)verhältnismäßig hartes Leben durchstanden, wird von ihnen selbst unterschiedlich beantwortet. Zwar zeigen die Erzählungen, daß sich viele als *Menschen zweiter Klasse* behandelt fühlten, andererseits schlossen sie sich kaum zu Gewerkschaften wie die Industriearbeiterschaft zusammen¹⁶. *Am Hof war mr halt isoliert*, gibt Josef Bitz zu bedenken. Dazu kam nicht nur eine räumliche Nähe zu den Bauernfamilien. Aus ihnen stammten sogar die meisten der zehn befragten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Eingebunden also in *die relativ komplizierten, undurchsichtigen, altertümlich paternalistischen Sozialverhältnisse, welche den Antagonismus «hie Bauernsohn, da Bettelbub» verunklärten*¹⁷. Ob Frauen und Männer, die bis zu 20 Jahren dem Gesinde angehörten, allerdings *dienende Jugendliche* waren, läßt sich bezweifeln¹⁸. Daß die meisten von ihnen aber hofften, irgendwann doch einzuheiraten und *in ein kleines Höfle hineinzuschlupfen*, dürfte schon eher erklären, warum sie darauf setzten, die Magd- und Knechtszeit irgendwann als *lebensgeschichtliches Durchgangsstadium* werten zu dürfen¹⁹. Sie haben es wohl hauptsächlich Dank der Industrialisierung und neuer Arbeitsverhältnisse hinter sich gebracht.

Anmerkungen:

- 1 Martin Scharfe: Bäuerliches Gesinde im Württemberg des 19. Jahrhunderts. Lebensweise und Lebensperspektiven. Erste Annäherung an das Problem. In: Heiko Haumann (Hrsg) *Arbeiteralltag in Stadt und Land. Neue Wege der Geschichtsschreibung. Das Argument – Sonderband, AS 94*, Berlin 1982, Seite 40–60, hier Seite 50.
- 2 Ebda.
- 3 Ebda.
- 4 Vgl. Anm. 1, Seite 42.
- 5 Klaus Tenfelde: Ländliches Gesinde in Preußen. Gesinde-recht und Gesindestatistik 1810 bis 1861. In: *Archiv für Sozialgeschichte* 19. 1979. Seite 189–229, hier Seite 192.
- 6 Vgl. Anm. 1, Seite 40.
- 7 Vgl. Anm. 5, Seite 190.
- 8 Abgesehen vom verstorbenen Josef Bitz, dessen Sohn ein Dienstbotenzugnis mit echtem Namen freigab, sind alle Dienstbotennamen durch Pseudonyme ersetzt, ebenso die Geburtsdaten leicht versetzt worden, um die Anonymisierung zu sichern.
- 9 Vgl. Anm. 1, Seite 45. Scharfe schöpfte dieses Zitat aus Umfrage-Ergebnissen des Tübinger Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft.
- 10 Franz Innerhofer: *Schöne Tage. Roman*. Frankfurt am Main 1980, Seite 61.
- 11 Franziska Schneeberger: Der Druck kumt von oben... eine «Dienstbotenkarriere» im Salzburger Pinzgau. In: *Verein Museum Arbeitswelt (Wehrgrabengasse 1–7; A-4400 Steyr)* (Hrsg.): *Museum Industrielle Arbeitswelt Journal* 11/89, Seite 2.
- 12 Wunibald Schmid: *Allgäu, meine Heimat*. Ravensburg 1931, Seite 387.
- 13 Ebda., Seite 385.
- 14 Wie Anm. 11.
- 15 Vgl. Anm. 1, Seite 50–51.
- 16 *Südwest Presse* vom 17. November 1990.
- 17 Vgl. Anm. 1, Seite 53.
- 18 Siegfried Becker: Alkohol als Arbeitslohn. Zum Verhältnis von Arbeit, Entgelt und Brauchformen in der sozialen Struktur landwirtschaftlicher Gesinde- und Tagelöhnerbeschäftigung in Oberhessen. Eine Skizze. In: *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Neue Folge* 20, 1986, Seite 55–74, hier Seite 60.
- 19 Vgl. Anm. 1, Seite 54.

Der Verfasser beschäftigt sich studienhalber mit Lebensberichten ehemaliger Knechte und Mägde aus dem Allgäu und ist für Hinweise zum Thema, insbesondere aus der Region Allgäu/Oberschwaben, sehr dankbar.

Der Unterwäsche auf den Leib gerückt – Frühe Formen der Wäschereklame der Trikotindustrie

Susanne Goebel

Industrielle Produktion bedeutet die Herstellung standardisierter Produkte in großer Stückzahl. Im Gegensatz zu individuellen Auftragsarbeiten etwa von Handwerkern, die nach Maßgabe von Kundenwünschen und Kundenbedürfnissen fertigen, bleibt die industrielle Fertigung eine Produktion für den anonymen Markt; eine Produktion, für die im voraus keineswegs eine Abnahme durch Käufer sichergestellt ist. Erst die tatsächliche Nachfrage auf dem Markt bestätigt im Nachhinein, ob Art und Umfang einer hergestellten Ware ökonomisch sinnvoll waren oder nicht. Der Werbung kommt daher eine wichtige vermittelnde Funktion zwischen Produktion und Konsum zu; sie soll die Ware an Mann und Frau bringen.

Mit zunehmender Ausbreitung der industriellen

Fertigung werden die Aufgaben, die die Werbung zu leisten hat, vielfältiger und spezialisierter. Die Werbemittel dürfen sich dabei nicht nur ausschließlich in den Dienst umsatzfördernder Strategien stellen, sie müssen auch jeweils herrschende gesellschaftliche Diskurse berücksichtigen. Die Reklame in der Trikotageindustrie bringt daher nicht nur die angewandten Absatzstrategien zum Ausdruck, sondern dokumentiert auch den jeweiligen Zeitgeist, die jeweilige Art und Weise, sich den Dingen zu nähern. Je mehr sich Werbung in gesellschaftliche Prozesse bewußtseinsbildend einschaltet, um so größer wird auch ihr Gestaltungsspielraum. Vor dem Hintergrund allseits präsenter Werbung in einer multimedialen Gesellschaft erscheinen die frühen Formen und Strategien heute angesichts ausge-



Komische Figuren zerstreuen die Peinlichkeit des «Ausgezogen-Seins». Die Werbemitteilung: Trikot-Unterkleidung paßt sich jeder Körperform an.

klügelter Werbepsychologien und Motivationsforschungen geradezu unbeholfen und zurückhaltend. Für die Sache der Trikotageindustrie wurden Hygieniker, Mediziner, Reformapostel, Gesundheitspolitiker ins Feld geschickt, deren gesellschaftlich anerkannte Autorität, deren honoriges Urteil für die «Sache» sprechen sollte.

*Dr. Gustav Jäger –
ein Pionier des modernen Marketing*

Die Basis umwälzender Veränderungen bildeten unter anderem technische Neuerungen, die in der textilen Fertigung zum Einsatz kamen. Kostengünstig produzierte Baumwollstoffe verdrängten mehr und mehr das traditionelle Leinengewebe vom Markt. Mit der Erfindung der «Großen Mailleuse» durch Honoré Frédéric Fouquet im Jahr 1856, einer Zusatzeinrichtung am sogenannten Rundwirkstuhl, wurde es möglich, auch harte und spröde Garne zu dehnbarer Trikot-Unterkleidung zu verarbeiten. Der Stuttgarter Arzt, Zoologe und Hygieniker Prof. Dr. Gustav Jäger (1832–1917) wußte die Errungenschaften der Technik für eine Bekleidungsphilosophie erfolgreich einzusetzen. Mit seinem Plädoyer für Woll-Unterkleidung wurde er um die Jahrhundertwende weit über Württemberg hinaus ein bekannter und populärer Mann. Der Vertrieb der von ihm propagierten Woll-Trikotagen, sei es Ober- oder Unterbekleidung, und die öffentliche Diskussion über «Gesundheitswäsche», die er entfaltete, kamen der Entwicklung der Trikotindustrie, nicht nur im deutschen Südwesten, umsatzfördernd entgegen.

Nicht von ungefähr fand die *Frohe Botschaft der Wolle* auch Eingang in die Kollektionen einiger bedeutender Trikot-Unternehmen, wie z.B. Benger Söhne, Stuttgart, oder der Firma Entreß, Nürtingen, die sich den Verkauf der Jaegerschen Normalkleidung alsbald patentieren bzw. konzessionieren ließen.

Während seine Konzessionäre das «Woll-Regime» und seine verkaufsfördernde Wirkung sehr zu schätzen wußten – F. Entreß beschrieb es in einem Brief von 1904 als ein *mächtiges Belebungsmittel für die Trikot- und Strickindustrie*, das u. a. auch ihm zu *leichterem Vorwärtkommen* geholfen hat –, wurde bald auch Kritik der Konkurrenz laut, die u. a. argumentierte: *Jaeger hat es nämlich mit seiner Wollriecherei, noch viel mehr aber mit seiner Reklame-Pauke verstanden, in wenigen Jahren ein Millionen-Vermögen zusammenzubringen.*¹

Daß das «Kaufmännische» zu Gustav Jägers starken Seiten zählte, beweist die unumstrittene Tatsache, daß er innerhalb weniger Jahre mithilfe seines

Spezial-Marke
Germanen-Hemd

Geht in der Wäsche
nicht ein!
Bewährt sich im
Tragen als
unzerreissbar!

Werbung im Kleinformat: Bunte «Einleger», der Wäsche beige-packt, sollten für ein unverwechselbares Image sorgen.

«Woll-Regimes» ein ansehnliches Vermögen erwirtschaftet hat. Vorwürfen wie den vorhin genannten begegnete er ausgesprochen selbstbewußt: *Wenn es wahr wäre, daß mit einem Artikel in wenigen Jahren ein Millionen-Vermögen verdient worden ist, so müßte schlichter Menschenverstand in erster Linie schließen, das sei ein Beweis für die Güte des Artikels, er wird entweder selbst probieren oder solche die das thaten, befragen, kurz er wird vor seiner Thüre kehren. Nicht so der «Bauernschlaue». Weil heutzutage ohne Reklame gar kein Geschäft mehr zu machen ist, schiebt er allen Erfolg auf die Reklame und trägt ruhig seinen alten Mist weiter*². Das Millionen-Vermögen als Beweis für die Güte eines Artikels, diese «Auslese-Theorie» hatte bereits Karl Knies im Jahr 1857 formuliert. Ob das, was sich durchsetzt, tatsächlich auch das Beste ist oder nicht, – in jedem Fall hatte Jäger mit seiner These von der Unverzichtbarkeit der Reklame bereits in damaliger Zeit nicht ganz unrecht.

Dr. Gustav Jäger wußte die Reklame-Pauke in den höchsten Tönen zu spielen. Wahre Lobsänge über

*Erhöhter Verschleiß zum halben Preis?
Gewirkte Unterwäsche contra Leinenhemd*

Doch die Abkehr von den herkömmlichen Rohstoffen wie z.B. Leinen fand nicht ohne Widerstand statt. Es schien nahezu unvorstellbar, daß die bisher in mühevoller, zeitraubender Handarbeit hergestellten Leinenhemden problemlos durch die nun rationell in Akkordarbeit gefertigte Unterwäsche zu ersetzen sein könnten. Kritische Stimmen vermuteten gar einen erhöhten Verschleiß zum halben Preis und gemahnten an frühere Lebenszeiten, als die Welt scheinbar noch in Ordnung war: *Vor Zeiten saß die Bäurin mit ihren Töchtern und Mägden vom Martini bis Frühjahr täglich am Spinnrocken und spann größtenteils ihr eigenes Produkt und versah damit ihre Haushaltung; hievon sieht man im Allgemeinen wenig mehr und seither hat der Bauer mit den Seinigen kein dauerhaftes Hemd mehr auf dem Leibe*⁴.

Wahrscheinlich mußte die Trikotindustrie im deutschen Südwesten und insbesondere auf der stark bäuerlich geprägten Schwäbischen Alb sich häufiger mit derartigen Vorwürfen auseinandersetzen. War man doch auch hier gewohnt, daß die Haltbarkeit eines Leinenhemdes sich zumindest nicht wesentlich von der eigenen Lebensdauer unterschied: *So ein Paar (Unterhosen) hat einen ausgeht, wenn er auch 70 Jahre alt wurde*⁵.

Trotz allem setzten sich die Trikotagen schneller durch als vermutet. Insgesamt war die Konjunktur nach dem gewonnenen Krieg und nach der Reichsgründung von 1871 ausgesprochen günstig. Die Männerwelt hatte die Vorzüge von gewirkter, dehnbarer Unterbekleidung bereits in den 70er-Jahren während des deutsch-französischen Kriegs kennengelernt. Fortan wollte kaum einer unter ihnen auf die weichen anschmiegsamen Trikotagen verzichten, die zumeist aus Baumwolle, Wolle oder aus einem Fasergemisch hergestellt wurden. Aber auch sonst kam Unterwäsche aus gewebten Stoffen ganz aus der Mode. Daß Dr. Jäger mit seinem «Woll-Regime» einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet hat, wurde bereits erwähnt.

So erlebte die Trikotindustrie im Raum Albstadt in den 80er-Jahren des vorigen Jahrhunderts einen wahren «Boom». Die Hauswirkereien, Manufakturen und mechanischen Fabriken konnten den enormen Bedarf kaum mehr decken. Um 1900 konnte man schon sagen, daß mehr als die Hälfte der Ebingger und Tailfinger im Trikot beschäftigt war. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg zeigte sich ein Mangel an weiblichen Arbeitskräften, obwohl die Frauenerwerbsquote in dieser Gegend eine der höchsten im Reich war. Der Export ging in die ganze Welt.



Bärenpelz

Prima Fufferware

**=Feinste Rauhung=
Angenehm u. mollig im Tragen**

die neuen Errungenschaften auf dem Wäschesektor begleiteten seine Werbekampagnen:

Der Rock

*Wie läßt die «Jäger-Uniform»
So schmuck und stattlich Knüllen!
Nicht besser könnte die Wollennorm,
Den Wunsch nach Tournüre erfüllen.*

*Der «Sanitätsrock» faltenlos,
Vom Gürtel fest umschlossen,
Mit seinem seitlich geschlitzten Schoß'
Sitzt rein wie angegossen.*

*Ein jeder Muskel ist zu schau'n,
Umspannt von dehnsamer Wolle,
Als wär' aus Marmor er gehau'n –
Knüll gleicht dem schönsten Apolle!*

*Und durch die Maschen des Geweb's
Verduften Unlust und Leiden –
O Leinenplebs, o Leinenplebs,
Wie mußt du Knüll beneiden*³.

Der Besitz von Wäsche kann ohne weiteres als ein Grundbedürfnis des Menschen bezeichnet werden, denn der Mensch ist in seiner Nacktheit offenbar als einziges Lebewesen genötigt, auf solche Weise künstlich gutzumachen, was die Natur gleichsam bei uns versäumt hat⁶. Daß dieses «natürliche Versäumnis» zweifellos auch seine Vorteile hat, beschreibt Fr. Oesterlen 1857 im *Handbuch der Hygiene*: *Dadurch aber, daß der Mensch die jeweilige Gestaltung jener Körperhüllen und ihrer physikalischen Eigenschaften in seiner Gewalt hat, daß er sich besonders nach Willkür warm oder kühl und leicht je nach der Temperatur draußen kleiden kann, hat er wiederum einen unendlichen Vorsprung vor jedem anderen Geschöpf mit fixen, immer gleichen Körperhüllen gewonnen. Denn er ist dadurch in stande, jeder Witterung, den kältesten wie den wärmsten Himmelsstrichen zu trotzen, und sich somit über die ganze Erde auszubreiten; er kann sich mittelst seiner Kleidung (und seiner Wohnung) bis zu einem gewissen Grad sein Klima selbst zurecht machen*⁷.

Als zweite Haut stellte die Unterwäsche natürlich einen bedeutenden Faktor im «menschlichen Klimahaushalt» dar. Da sie als Unterkleidung in der Öffentlichkeit vorläufig unsichtbar blieb, spielten modische Aspekte zunächst nur eine untergeordnete Rolle. Dementsprechend klein war auch die Produktpalette in der Anfangszeit der Maschenindustrie. Nur wenige Artikel wie z. B. Männerunterhosen oder Männerunterhemden, Kinderkostüme und Frauenunterröcke wurden in den Albstädter Betrieben zwischen 1870 und 1890 hergestellt. Allmählich wurde die Zahl der Artikel vergrößert: Man fertigte neben Baumwollprodukten auch wollgemischte Qualitäten, Hemden mit Achselanschluß, Herrenjacken mit Halbärmeln und sogenannte Touristenhemden. Um die Jahrhundertwende kamen die ersten Einsatzhemden auf den Markt. Die sogenannten offenen Damenhosen waren zunächst zum Binden, da man den Gummizug noch nicht kannte. Sie wurden nach dem Ersten Weltkrieg durch «Reformhosen» ersetzt, aus denen schließlich die Damenschlüpfer entwickelt wurden. Betrachtet man daneben jedoch die enorme Zahl von Trikot-Unternehmen auf engstem Raum, wie dies v. a. in der Albstädter Region auch heute noch zutrifft – allein in dem Stadtteil Tailfingen waren 1890 113 Hausbetriebe, zehn Manufakturen und eine Fabrik verzeichnet, 40 Jahre später wurden hier immerhin 60 Fabriken und drei Hausbetriebe gezählt –, so läßt sich annähernd der Konkurrenzdruck der Branche vor Ort ermessen.



Die «Einleger» sind postkartengroß und wirken mit kurzen Schlagworten und einprägsamen Symbolen: ob an scharfen Felsen erprobt oder in Hundeschnauzen, einfach «unzerreissbar».

Um das eigene Produkt von der Masse vergleichbarer Produkte abzuheben, wurde einerseits mit Markennamen gearbeitet – wie z. B. die lautmalerische Marke *amata*, kurzerhand gekreiert aus dem Firmennamen Martin Ammann, Tailfingen – oder aber mit sogenannten «Einlegern», die durch eine eigene Gestaltung und die Betonung besonderer Qualitätsmerkmale dem/der Verbraucher/in ein schnelles Wiedererkennen der Ware ermöglichen sollten. Unverwechselbar sollten sie werden, die Marken *Bärenpelz*, *Germanenhemd*, *Pelzanzug* oder *Felsen-Hemd* mit ihren kurzen Schlagworten und einprägsamen Symbolen. Diese ungefähr postkartengroßen Reklamekarten wurden der meist im Dutzend verpackten Ware einfach beigelegt.

Aus bestem Material, mit unzerreißbaren Nähten, so wurde der sogenannte *Pelzanzug* für Herren angepriesen, der nicht zuletzt auch noch im Tragen angenehm sein sollte. Mehr als anschaulich wurden die

genannten Eigenschaften illustriert: Zwei Hunde zerren je an einem Arm einer Herrenhemd hose, um die hervorragende Güte des Materials und der einwandfreien Konfektion vor Augen zu führen. Ob das Produkt diesem Härtestest tatsächlich standgehalten hätte, sei dahingestellt. Zumindest hatte man mit diesem Einleger bereits bewiesen, daß man das Medium Werbung in seinen Grundsätzen begriffen hatte. Denn *die Wahrheit der Werbung wird nicht an der*

*realen Erfüllung ihrer Versprechungen gemessen, sondern an der Bedeutung ihrer Phantasien im Hinblick auf die Phantasien des Betrachters/Käufers*⁸.

Inmitten dieses inszenierten Kampfes, der in seiner absoluten Symmetrie ausgesprochen dekorativ wirkt, wird dem Betrachter alsbald klar, daß es sich hier um ein ausgesprochen strapazierfähiges Produkt handeln mußte. Dabei wirft die besondere Betonung der Unzerreißbarkeit der Nähte für den aufmerksamen Leser schon bald die Frage auf, ob dies wohl vor nicht allzu langer Zeit noch ganz anders war. In der Tat erforderten die Strick- und Wirkwaren wegen ihrer hohen Dehnbarkeit auch eine dehnbare Naht; eine Eigenschaft, die mit der normalen Doppelsteppstichmaschine nicht geleistet werden konnte. Nachdem im Jahr 1853 die ersten amerikanischen Nähmaschinen nach Deutschland gekommen waren, bemühte man sich schon bald hüben wie drüben um die Erfindung einer Zickzacknähmaschine, die auch den Erfordernissen von Wirkwaren gerecht werden sollte.

In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts dann wurden die ersten brauchbaren Maschinen dieser Art hergestellt, zuerst von John Kayser aus Kaiserslautern, ein Jahr später, 1883, von dem Hamburger Neidlinger. Um die Jahrhundertwende wurde auch im Albstädter Raum bereits mit vergleichbaren Nähmaschinen konfektioniert; Grund genug, dies als Neuheit und besondere Qualität angemessen hervorzuheben.

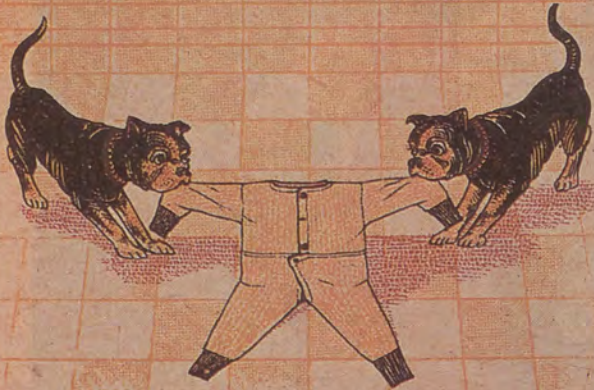
Körperbewegung bei Arbeit und Sport – eine Herausforderung für die Textilindustrie

Parallel zu einer zunehmenden gesellschaftlichen Mobilität – in sozialer, beruflicher und geographischer Hinsicht – wurde auch von der einzelnen Arbeitskraft, dem einzelnen Körper, größere Bewegungsfreiheit gefordert. Die negativen Auswirkungen industrieller Arbeit auf Körper und Gesundheit versuchte eine breit angelegte Turn- und Sportbewegung auszugleichen. Die traditionelle Alltagskleidung wurde für diese Art der Körperbewegung zunehmend als unzweckmäßig empfunden.

*Wißt Ihr, was wollener Weißheit Kern?
Weißheitbegehrenden künd' ich es gern:
Nicht in der Wolle gemächlich zu sitzen,
Nein, in der Wolle hübsch laufen und schwitzen,
Das ist der wollenen Weißheit Kern,
Hält' von den Wollenen Siechtum fern!*

*Wer sich ein wirkliches Lotternest baut,
Drin zu schlaraffen auf fauler Haut,*

PELZ- ANZUG



aus bestem Material
mit unzerreißbaren Nähten

Angenehm im Tragen

Gesetzl. geschützt

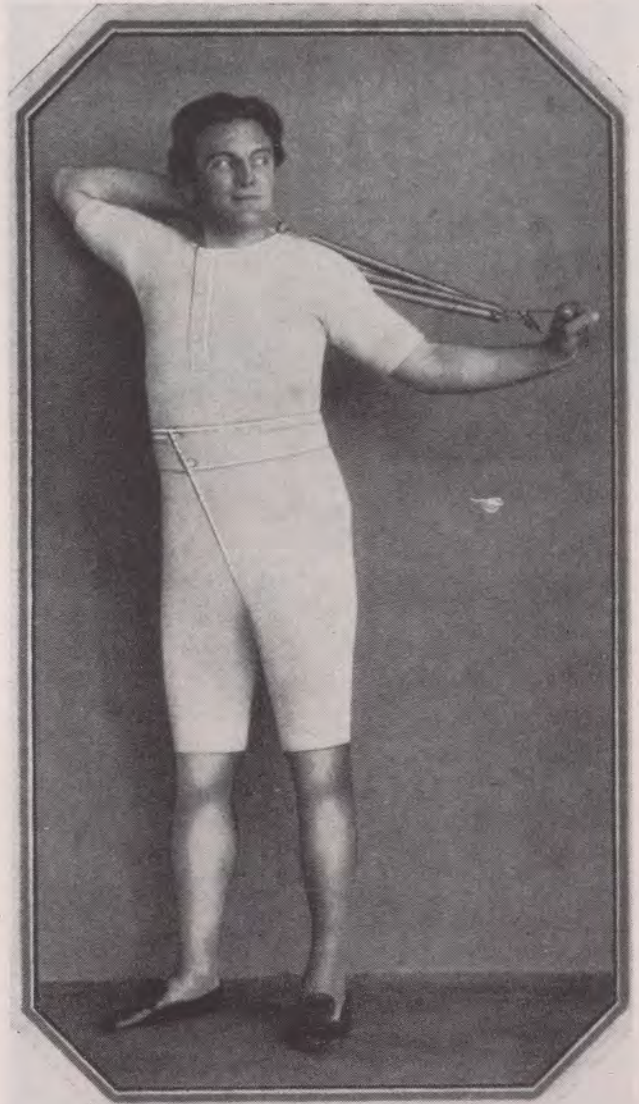
*Wird sich des Wohlseins nicht dauernd erfreuen,
Bitterlich bald seine Trägheit bereuen:
Träge verdunstet, verschnauft und verdaut,
Wer sich ein weichliches Lotternest baut.*

*Sammeln im Körper sich Wasser und Fett,
Werfen sie bald Dich aufs Krankenbett;
Athemung vollzieht sich nur nothgedrungen,
Und aus den Sehnen, Gefäßen und Lungen
Schwindet die Spannkraft und Kapazität,
Sammeln im Körper sich Wasser und Fett.*

*Wohl drum dem Woll'nen, der tüchtig sich regt,
Dauerlaufübend im Frei'n sich bewegt,
Fett absorbiert durch gymnastische Künste,
Und aus den Poren die widrigen Dünste
Mittelst der woll'nen Ventile fegt –
Wohl jedem Woll'nen, der tüchtig sich regt!⁹*

Unzerreißbare Nähte, bestes Material und hohe Dehnbarkeit ermöglichten mehr Bewegungsfreiheit, Qualitäten, die der im ersten Viertel unseres Jahrhunderts aufkommenden Sportbewegung entgegenkamen. Vor allem für Mädchen war die Teilnahme an schulisch-obligatorischen Turnstunden bzw. an freiwilligen Sportveranstaltungen ohne eine entsprechende Unterbekleidung nicht mehr vorstellbar. Fehlende «Beinkleider» waren nicht selten Anlaß, solche verordneten Körperertüchtigungen im Dienste der Gesundheit zu verweigern. Derweilen war mit der Herrenhemdhose für das andere Geschlecht ein adäquater Sportdress geschaffen, der mit Parolen wie *Fort mit den längst überholten Garnituren! Tragt Hemdhosen!* vermarktet wurde. Um auch die noch Zögernden von der Notwendigkeit des Kaufs zu überzeugen, wurde der Artikel als *Unentbehrlich für Körperkultur und Sport!* etikettiert. In der Tat schienen die Hemdhosen für sportliche Zwecke zugeschnitten zu sein, paßten sie sich doch den Körperformen hervorragend an, ohne den Körper einzuengen. Das Motiv Sport wurde von einem Großteil der Trikotfirmen als Kaufanreiz in die Bildwerbung integriert, sei es daß ein Herr in Hemdhose die typische Haltung des Speerwerfers einnimmt oder daß zwei Hemdhosenträger sich im Kampf um das runde Leder messen. Männliche Stärken und männlicher Leistungswille wurden in diesen Darstellungen sehr betont, denn auch die männlichsten Tugenden liefen Gefahr, in weicher Unterwäsche ihre harten Konturen zu verlieren. Den aller schichtspezifischen Zeichen entkleideten Personen – in Unterwäsche – mußten so neue attraktive Merkmale aufgeprägt werden. Harte Konturen konnten auch mit der Warenbezeichnung *Felsen-Hemd* verknüpft werden, das – für

Bergbesteigungen in höchste Höhen geeignet – gleichzeitig auch als Synonym für «Spitzenqualität» verstanden werden konnte. Ob wild zubeißende Hunde oder Felsengebirge – «naturnahe Assoziationen» durften bei der Anpreisung der Qualitätsunterwäsche nicht fehlen. Auf einem Einleger der Firma York, Albstadt-Ebingen, stapft ein mit einer Lanze bewaffneter Mann an der Seite eines Eisbären durch die Schneelandschaft. Die in großen Lettern darübergeschriebene Markenbezeichnung *Bärenpelz* eröffnet das Spiel zwischen Ware und Phantasie: In unwegsamem Gelände, im Bündnis mit dem wilden Tier, gemeinsam Kälte und Eis trotzend – so präsentiert sich harte Männlichkeit in idealer Unterwäsche. Als Symbol ungezähmter Natur und unerforschter Regionen, die zu Abenteuern einladen, als Metapher optimaler Umweltangepaßtheit läßt der flauschige Partner mit seinem schneeweißen Fell auch noch an Sauberkeit und Hygiene denken.



*Ein ganzer Mann: Mit sportlichen Accessoires ist er auch halb-
bekleidet gut angezogen. Foto um 1910.*



«Unterwäsche-Athlet», um 1920: Antike Haltung und moderne Sportlichkeit vereinen sich zum Nutzen der Trikoherstellung. Rechts unten: «Unschuld in Unterwäsche», gleichfalls um 1920, geschlechtsneutralisierte Körperlichkeit und Verführung zum Kauf.

Vom Nichts zu den «Unaussprechlichen»

Vor 1800 trugen Frauen aller Schichten kaum Unterhosen. Ihr Gebrauch setzte sich zuerst bei den Damen der Oberschicht durch, allerdings auch hier nur in Ausnahmefällen, auf Reisen oder bei winterlicher Kälte. Daß das von Frauen beanspruchte «Recht auf Hosen» immer auch die männliche Vorherrschaft provozierte, zeigt sich bereits in der Geschichte ihrer Benennung. Im 18. Jahrhundert durch den Begriff «Beinkleid» weitgehend ersetzt, galt der Wortgebrauch «Hosen» um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert als «unanständig». Im Lauf des vorigen Jahrhunderts wurde das Reizwort dann tabuisiert: In ganz Europa nannte man die Hosen nur noch die «Unaussprechlichen».

Um 1900 wurden im Zuge der Reformbewegung wie auch der beginnenden Sportbewegung Reform-Unterhosen und offene Damen-Schlüpfer in die Kollektion der gewirkten Damen-Unterkleidung aufgenommen. Die traditionelle Symbolik in der weiblichen Kleidung, nämlich nach unten geöffnet zu

sein, blieb zumindest vorerst bei der offenen Damen-Schlupfhose bewahrt. Durch ihre praktisch geschnittene Form machte sie wie ihre Vorgängerin, die sogenannte Leib-und-Seel-Hose, ein umständliches «Herabstreifen» beim «Geschäft» überflüssig. Dieses Problem erübrigte sich ohnehin in weiten Teilen stark bäuerlich geprägter Regionen. Hier dauerte die «Zeit ohne Hosen» für Mädchen z. T. bis in die 50er Jahre: *Der Vater sagte, wir Mädchen brauchen keine Handschuhe, wir können unsere Hände auf dem Schulweg in unsere Schürzen einwickeln. Aber weil wir weder ein Höschen, noch ein Unterkleid, auch keinen Mantel, nur ein dünnes Kleidchen anhaben, fror es uns trotzdem. Die Buben hatten es besser, die hatten eine Unterhose und eine Hose mit Leibchen. An der Hose war hinten ein Türchen zum Aufknöpfen, wenn sie mal mußten*¹⁰.

Ob offen, mit Schlitz oder mit Türchen, das eigentlich Revolutionäre der Frauen-Unterhosen war ihre Symbolik, die die gesellschaftliche Geschlechterhierarchie in Frage stellte. Denn «Hose» stand für «Herrschaft», und eine Frau in Hosen, wenn auch nur in Unterhosen, machte dem Mann diese Herrschaft streitig. Begründungen für die Hosenabstinnung der Frauen gingen allerdings in eine ganz andere Richtung. So urteilte der Arzt Ch. T.E. Reinhart





C.F. BEHR NACHF.

TRIKOTWAREN-FABRIKEN

BALINGEN

WÜRTEMBERG

TELEGRAMM-ADRESSE:
BEHR BALINGEN

FERNSPRECHER:
BALINGEN SA. 446 u. 447

GEGRÜNDET 1872

Unsere neue **Behra-Schlupfhosen-Form!**

(D. R. G. M.)

Millionen von Frauen und Mädchen die Schlupfhosen tragen



Links: Spannt im Gesäß,
rutscht aus dem Kreuz
herunter.

Rechts: Unsere neue
Behra-Form.

beklagen sich, daß die Schlüpfer am Unterleib und im Schritt schlecht sitzen, schneiden oder hängen, dort lästige Falten werfen, beim Schreiten und Bücken hemmen und an den Nähten reiben und leicht platzen.

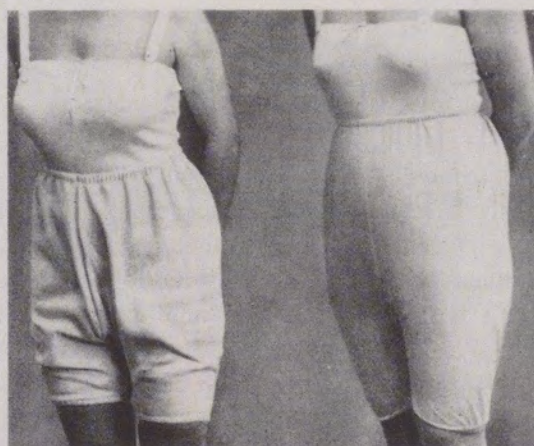
Keiner Frau und keinem Mädchen

kann eine Schlupfhose richtig passen, die im Gegensatz zur Form und Bewegung des Körpers hinten und vorn gleich weit und gleich geformt ist.



Links: Lästige Querfalten,
spannt an den Beinen.

Rechts: Unsere neue
Behra-Form.



Links: Wirft lästige Falten,
trägt auf.

Rechts: Unsere neue
Behra-Form.

Jede Frau und jedes Mädchen,

die solche Schlupfhosen kaufen und tragen, fühlen sich auch ungesagt **nicht befriedigt, sondern gequält, plump und unästhetisch angezogen und schlecht bedient.**

Bitte wenden!

«Millionen von Frauen und Mädchen, die Schlupfhosen tragen», können sich nicht irren. Persönliche Erfahrungsberichte als pseudowissenschaftliches Argument. Um 1930.

um die Mitte des 18. Jahrhunderts: *Die Schönen haben die Gewohnheit, ihre Kleidung sowohl oben als unten offen zu tragen (...). Denn da die Frauenzimmer die Natur eines Schwammes besitzen (...), so haben sie freilich auf eine Kleiderart bedacht sein müssen, welche ihnen darum bequem sein sollte, weil sie niemals recht sicher sind, sondern beständig in Furcht stehen, es möchten sich bey ihnen die überflüssigen Feuchtigkeiten ergießen. Trügen sie immer wie die Mannsbilder Hosen, so würden sie nicht nur immer naß sitzen, sondern wohl gar zu ihrem eigenen Unglücke bey lebendigem Leib in eine Fäulnis geraten*¹¹.

«Größte Haltbarkeit
auch nach vielfachen Wäschemanipulationen»

Unmittelbar auf der Haut tragen wir Hemd, Unterbeinkleider und Strümpfe, Socken, sie alle am besten aus Lein oder Hanf oder Baumwolle, weil diese Gewebe am kühlest und reinlichsten halten, die ausgedünsteten Stoffe aber, Schweiß u. s. f. leicht aufnehmen, und ihrer Zartheit wegen die Haut nicht reizen. Nur für die Füße eignen sich in der kalten Jahreszeit Strümpfe und Socken aus Wolle, der größeren Wärme halber. Jene Kleidungsstücke alle sollen gehörig weit sein, besonders auch die Strümpfe, und schon im Interesse der Reinlichkeit möglichst oft gewechselt werden, die Hemden z. B. jeden Morgen und zur Schlafenszeit¹². Aufklärerische Handbücher zu Medizin, Gesundheit und Hygiene versuchten um die Mitte des 19. Jahrhunderts, Erkenntnisse der Wissenschaften gegen eingefahrene Gewohnheiten und Bräuche durchzusetzen. Vor allem die auch noch im 19. Jahrhundert auftretenden Cholera-Epidemien bildeten den Hintergrund für breit angelegte medizinische Aufklärung in Sachen Hygiene und Sauberkeit. Im 18. Jahrhundert galt als hoffärtiger Luxus, das Hemd öfter als einmal im Monat zu waschen.

Den Zusammenhang von Gesundheit und Wäsche betonten auch besagter Dr. Gustav Jäger und Dr. Heinrich Lahmann. Das physische Wohlbefinden hing nach deren Dafürhalten nicht nur von der Körperpflege des einzelnen ab, sondern war eng verknüpft mit Form und Material des jeweils am Körper getragenen Kleidungsstücks, wobei Jäger der Wolle huldigte, Lahmann der Baumwolle eindeutig den Vorrang einräumte.

Allgemein wurde in den Auffassungen zur Hygiene im ausgehenden 19. Jahrhundert der menschlichen Haut in ihrer Rolle als Mikroben Träger und Transpirationsorgan eine zentrale Aufgabe zur Steuerung des allgemeinen Wohlbefindens zugesprochen. Entsprechend große Bedeutung wurde der «zweiten Haut» beigemessen. Die in der *Humoristischen Bibliothek* erschienene Publikation *Der kleine Jäger* geht in ihren Mutmaßungen sogar so weit, die Frage

Was brauchen wir die Haut zu pflegen? so zu beantworten: *Die Wolle tut's an unserer statt, sie weiß die Poren reinzufegen und schabt die Epidermis glatt*¹³. Obgleich Jägers Produkte den Frauen große Arbeitserleichterungen zu versprechen schienen – Woll-Unterwäsche konnte angeblich bis zu vier Wochen unbedenklich ohne Waschen getragen werden –, waren unter den deutschen Frauen wenig Anhängerinnen für das «Woll-Regime» zu gewinnen. Jägers Kommentar hierzu: *Die Deutsche Frau ist im Allgemeinen zu schwerfällig der Wolle gegenüber und klebt zu sehr am Hergebrachten*¹⁴.

Anhänger fand Jäger vor allem bei den Männern, die über 80 % seiner Klientel stellten. Erfahrungsberichte von «Betroffenen» zeugten von regelrechten Wunderheilungen: *Ich war seit 1870 auf dem linken Ohr ganz taub, auf dem rechten schwerhörig. Seit Anlegung der Wollkleidung höre ich auf dem linken ehemals tauben Ohr viel besser als auf dem rechten*¹⁵. Jäger setzte solche Erfahrungsberichte werbewirksam in der Öffentlichkeit ein. Die Konzessionäre der Lahmannschen Unterwäsche arbeiteten mit den Hausärzten ihrer potentiellen Kundschaft zusammen. Eine Reutlinger Firma verschickte 1928 folgenden Brief: Sehr geehrter Herr Doktor!

Ihre Patienten wünschen die Wiederherstellung oder die Erhaltung ihrer Gesundheit und bedienen sich dabei Ihrer Ratschläge. Eines der äußeren und einfachsten Mittel zur Gesunderhaltung ist die Unterkleidung. Sie soll nicht nur zeitgemäß sein, sondern auch hygienisch vollkommen. Vom wissenschaftlich-hygienischen Standpunkt aus ist es die Dr.-Lahmann-Unterkleidung, welche den Anforderungen moderner Gesundheitspflege entspricht und sich bei Erwachsenen und Kindern in jedem Klima glänzend bewährt¹⁶.

Ein Gutschein über drei Reichsmark, der beim Kauf von Wäsche im Wert von mindestens zwanzig RM vergütet werden sollte, war dem Schreiben beige-fügt.

*Die Scham in Schutz genommen –
Trikotagen-Werbung, gezeichnet und coloriert*

Solange die Werbemaßnahmen sich rationaler Argumente bedienten, solange Erkenntnisse über Körperhygiene und Gesundheitspflege Verkaufshilfen waren und solange Material und Verarbeitung in den Vordergrund gestellt wurden, spielten offensichtlich Geschmacksfragen eine untergeordnete Rolle. Spätestens seit den zwanziger Jahren, vereinzelt auch früher, rückten Aussehen, Farbe und Form der Unterkleidung, kurz modische Aspekte und ästhetische Fragen, mehr und mehr in den Vor-

Die Dame



ERIKA

H. HEINZELMANN · REUTLINGEN

8

Der Herr



Jacke Form 14

Hose Form 9 R

H. HEINZELMANN · REUTLINGEN

4

«Die Dame» wertet sich mit sinnlichkeitsbetonender Unterwäsche auf und hebt sich von den «Weibern» und «Frauen» ab. Männliche Selbstherrlichkeit braucht für die Unterwäsche keine Vornamen, sondern Kürzel wie Jacke Form 14. Rechte Seite: Unterwäsche-Garnituren in modebewußter Haltung präsentiert, Ende der 20er Jahre.

dergrund. Diese Aspekte eines unterstellten Kaufinteresses erforderten ein verändertes, über die Vermittlung von Text, Schlagwort und Symbol hinausgehendes werbewirksames Medium: Eine realistische oder idealisierte Wiedergabe der sinnlichen Qualitäten, auf die Mode ansprach. Während das Anpreisen von Unterwäsche offenbar in Textform wenig Probleme bereitet hatte, berührte eine bildliche Darstellung das Tabu, Bereiche in Intimität und Geschlechtlichkeit ins Licht der Öffentlichkeit zu rücken. Je enger sich die Trikots dem Körper anschmiegen und damit ihre Vorteilhaftigkeit gegenüber früherer Unterwäsche unter Beweis stellten, um so plastischer ließen sie den Körper erscheinen und um so geringer wurde optisch die Grenze zwischen Nacktheit und Bekleidung.

Einen Ausweg aus dem Konflikt von werbewirksamer Darstellung und allgemeinem Sittlichkeitsempfinden bot die gezeichnete Illustration. Die Modezeichnung gestattete ohne viel Aufwand eine gute Präsentation der Produkte im Rahmen von Figuren, denen gesellschaftlich anstößige Merkmale genommen und individuell attraktive eingeschrie-

ben werden konnten. Dieser Entfremdungseffekt gegenüber realitätsgreuer Wiedergabe ließ keine sittlich-moralischen Bedenken aufkommen. Die gezeichnete Illustration ließ figurale Idealtypen entstehen, die von den sinnlichen Realitäten abstrahiert waren. Hier wurde nicht – wie später v. a. auch bei der Farbfotografie – der Tastsinn, das Verlangen des Betrachters nach dem realen Gegenstand evoziert, – eine Wirkung, die für effektive Werbung jedoch bald unentbehrlich wurde. Je mehr sich «Körper» in der Öffentlichkeit entkleiden konnten, etwa wie beim Schwimmsport oder bei den z. B. von den Nazis inszenierten Kraft- und Schönheit-Aufmärschen, desto problemloser konnte die Textilindustrie auch fotografische Ansichten von halb nackt/halbbekleideten Menschen zu Werbezwecken einsetzen.

Modelfotografien in den 20er und 30er Jahren – Die Unterwäsche wird salonfähig

Der Blick auf die Modelfotografien württembergischer Textilfirmen verdeutlicht die Vorzeichen, un-

ter denen diese Aufnahmen in den 20er und 30er Jahren entstanden sind. Bis auf wenige Ausnahmen werden hier gängige Rollenklischees reproduziert: der Mann als Vertreter des «starken» Geschlechts, die Frau als Vertreterin des «schwachen» Geschlechts dargestellt. Während Er selbstsicher die Arme in die Hüften stemmt und dabei dem Betrachter geradewegs ins Gesicht blickt, legt Sie aufrecht stehend die Arme um den Hinterkopf, mit verzücktem Blick gen Himmel. Während Er demonstrativ Stärke zur Schau stellt, übt Sie sich in Anmut und Grazie.

Nicht selten werden die Modelle in die Fläche eines großen Bildrahmens oder Spiegels projiziert. Damit wird das Dargestellte in die Nähe des eigenen Bildes gerückt. Als Staffage im Hintergrund dienten häufig auch der Spiegel oder die Spiegelkommode sowie das inszenierte Schlafzimmer, der Raum also, in dem Unterwäsche erfahrungsgemäß sichtbar werden darf, ohne anrühlich zu sein. Der Einbruch in die Intimsphäre ging jedoch nicht so weit, daß ein Modell mit bloßen Füßen gezeigt worden wäre. Ob hier jede überflüssige Nacktheit vermieden oder der Schuh als erotisches Symbol verwendet wurde, ob die Schuhe als modisches Beiwerk fungieren, mit hohem Absatz die weiblichen Beine verlängern oder schlicht eine gedankliche Verbindung zu «Öffentlichkeit» herstellen sollten –, sie durften in jedem Fall nicht fehlen.

So wie die Schuhe den Füßen eine einheitliche Form verliehen, so schienen v. a. in der Anfangszeit der Werbefotografie auch die Trikot-Unterkleider von individuellen Rundungen des Körpers und primären bzw. sekundären Geschlechtsmerkmalen zu abstrahieren. Die Modelle wurden in angemessener Distanz abgelichtet und durch Retouche einer individuellen Körperform und persönlichen Ausstrahlung weitgehend entledigt. Offenbar mußten die Modelle mittels Schematisierung vor einer gefürchteten Sanktionierung in der Öffentlichkeit geschützt werden. Die Firma Behr in Balingen ging sogar so weit, von den «Halbbekleideten» nur Rückenansichten zu präsentieren oder sie bei den erforderlichen Nahaufnahmen vorsichtshalber zu «menschlichen Torsi» zu degradieren, d.h. kurzerhand um Kopf und Beine zu kürzen. Die Bemühungen um Anonymisierung zeigen, daß vielerorts in den 20er Jahren die Scham noch lange nicht vorbei war.

Daneben gab es im großstädtisch geprägten Raum schon freizügigere Darstellungen, die den eigentlichen Produktvorteil, den die Branche für sich reklamierte, freizügiger ins Bild rückte. In wirkungsvoller Pose, mit z.T. ausladenden Bewegungen demonstrierten die Modelle sehr anschaulich, daß die



eng anliegenden Trikotagen sich tatsächlich in hohem Maße dem Körper anzupassen vermochten. Dieser Gewinn an Bewegungsfreiheit entsprach durchaus dem Zeitgeist der 20er Jahre. Die Sportbewegung ist nur *ein* Indikator für ein neues Körperbewußtsein, das sich damals vor allem in den urbanen Zentren zu entwickeln begann.

Erstmals profitierten auch die Frauen von den Liberalisierungstendenzen der Zeit. Die 20er Jahre hatten ihnen nicht nur Selbständigkeit und Möglichkeiten in männlichen Berufen, sondern auch neue Freiheiten in ihrer weiblichen Rolle gebracht. Diese neue Bewegungsfreiheit fand ihren Ausdruck in der Mode. Die knabenhafte Charlestontänzerin oder der romantische Vamp waren ganz neue weibliche Modeideale, in denen die Frauen erstmals selbstbewußt erotische Ausstrahlung zeigen durften. Für die Werbestrategien der Trikothersteller bedeutete dies, daß die Schamgrenze in der Darstellung vorsichtig niedriger angesetzt werden konnte. Von der Darstellung der Frau als Sexualobjekt, wie in der heutigen Werbung weitverbreitet, war die Werbung damals jedoch noch weit entfernt.

Die betriebswirtschaftliche Effektivität der hier nur cursorisch und punktuell behandelten Werbemittel kann wohl kaum mehr im einzelnen bewertet werden. Und doch dokumentieren sie jenseits von Absatzförderung und Umsatzsteigerung ein Stück Kulturgeschichte der jüngsten Zeit, das noch längst nicht in allen Kapiteln erforscht ist.

Die Richtung ist mit der Zunahme multimedialer Behelfsmittel klar vorgegeben: Je weiter sich die angebotenen Produkte von den eigentlichen menschlichen Grundbedürfnissen entfernen – weg von einer Bedarfsdeckung, hin zu einer Bedürfnisweckung –, um so perfekter, raffinierter und gezielter müssen auch die Methoden der Werbespezialisten entwickelt und angewendet werden. Werbung ist als Mittler zwischen Produktion und Konsum, zwischen Phantasiewelten und Alltagswirklichkeit, zumal in unseren immer komplexer werdenden, kapitalistischen Gesellschaftsstrukturen unentbehrlich geworden.

Gerade diese Zwischenstellung, die die Werbung einnimmt und die in der Märchenweisheit *Leute machen Kleider – Kleider machen Leute* sinnfällig umrissen ist, bedingt die Komplexität ihrer Wirkungszusammenhänge, die nicht einfach auf einen Nenner zu bringen sind. Formen und Strategien der Werbung in der Maschenindustrie – ein weites Feld, das näher zu erforschen in jedem Fall lohnen würde.

Anmerkungen:

- 1 Ebinger Zeitung vom 6. 2. 1902.
- 2 Professor Doktor Gustav Jaegers Monatsblatt, 1902/4:54.
- 3 Humoristische Gesundheitsbibliothek für alle Welt. Bd. II, «Der Kleine Jaeger». Berlin 1886, Hier: 24. Gesang.
- 4 Bürgerliche Kritik an der Lebensweise der Kleinbauern. Aus: Anzeiger vom Oberland, 12. 7. 1887.
- 5 Dr. Hermann Bizer: Tailfinger Heimatbuch. 2. Aufl. 1987, S. 540.
- 6 Fr. Oesterlen: Handbuch der Hygiene, der privaten und der öffentlichen. Tübingen 1857.
- 7 ebd., S. 572/3.
- 8 John Berger: Sehen – Das Bild der Welt in der Bilderwelt. S. 140.
- 9 Vgl. Anmerkung 3), hier: Erster Gesang.
- 10 Anna Wimschneider: Herbstmilch. S. 21.
- 11 Christian Tobias Ephraim Reinhard: Satyrische Abhandlung von denen Krankheiten der Frauenspersonen. Teil 2, Berlin/Leipzig 1756, S. 87 f.
- 12 Vgl. Anmerkung 6), S. 580.
- 13 Vgl. Anmerkung 3), hier: 33. Gesang.
- 14 Professor Doktor Gustav Jaegers Monatsblatt, 1902/8:132.
- 15 ebd. Jahrgang 1883/5:90.
- 16 Rundbrief der Firma Heinzelmann, Reutlingen. Wirtschaftsarchiv Hohenheim.



Sport und Militär stellten neue Anforderungen an die Unterkleidung: Die unsichtbare zweite Haut sollte sich den Körperbewegungen optimal anpassen.

Riedlingen: Ein Zentrum für Künstler, aber kein Kunstzentrum in der Barockzeit (Teil 2)

Winfried Aßfalg

Für Riedlingen fällt besonders im 18. Jahrhundert eine Ansammlung von namhaften Künstlern auf, die in der Stadt selbst fast nichts an Kunstwerken hinterlassen haben, aber in den umliegenden Klöstern Obermarchtal, Zwiefalten und Heiligkreuztal tätig gewesen sind. Sie wohnten durchweg in der Donaustadt, zum Teil in den zum Kloster gehörenden Häusern.

In einem ersten Teil – Schwäbische Heimat 1990/4, S. 332 ff. – wurden Johann Felix Han (Goldschmied), Andreas Schmuzer (Stukkateur), Johann Georg und Joseph Ignaz Wegscheider (Maler), Franz Joseph Kazenmayer (Bildhauer) und Franz Anton Beer (Baumeister) vorgestellt, die sich alle mehr oder weniger lang in Riedlingen aufgehalten haben oder von hier stammen. Im zweiten Teil geht es um den Bildhauer Johann Joseph Christian, den Maler Franz Joseph Spiegler, dessen Schüler Johann Conrad We(n)gner, den Orgelbauer Joseph Gabler, den Freskant Johann Michael Holzhay, sowie um die Bildhauer Friedrich und Bernhard Vollmar. Zu all diesen Künstlern konnten in den Riedlinger Archiven neue Fakten gefunden werden.

Ein besonderes Augenmerk kommt Franz Joseph Spiegler zu, an dessen 300. Geburtstag in diesem Jahr am 5. April gedacht wird. Gerade über ihn konnten im Riedlinger Stadtarchiv neue Erkenntnisse gefunden werden. Ebenso kann sein Werkverzeichnis um ein weiteres Bild ergänzt werden, dessen Signatur erst jetzt bei der Restaurierung entdeckt wurde.

*Johann Joseph Christian,
«seines Handwerks Bildhauer»*

Am 12. Februar 1706 wurde dem Provisor oder Lehrer der Deutschen Schule in Riedlingen, Melchior Christian, und dessen Frau Anna Maria Walz ein Sohn auf den Namen Johann Joseph getauft. In manchen weiteren Eintragungen der Pfarrregistratur wird er auch Franz Joseph oder nur Joseph genannt. Zur Unterscheidung von seinem Sohn Franz Joseph, der ebenfalls Künstler wurde, hat sich in der Kunstgeschichte der Name Johann Joseph Christian für den hier besprochenen durchgesetzt. Taufpate war *Dominus Ignatius Wierer, Praeceptor et Organista*. Dessen Stelle bekam 1711 Melchior Christian übertragen, und das bedeutete einen sozialen Aufstieg. Als Schulmeister hatte er also auch die Orgel zu treten, eine Tradition, die später seinem

Sohn noch nachhängen sollte. Ferner spielte er die Geige in der Nikolauskapelle, an der Donaubrücke gelegen, die sicher ohne Orgel war. Dafür war er von der Zahlung des Hintersassengeldes befreit, *solange er sich auf der Orgel brauchen lasse*. Daraus ist wiederum zu schließen, daß Melchior Christian in Riedlingen kein Bürgerrecht besaß, was bei seinem Stand primär eine Geldfrage war.

Über die Lehr- und Wanderjahre seines Sohnes Johann Joseph als Bildhauer weiß man nicht genau Bescheid. Man nimmt an, daß er bei Johann Baptist Hops in Mietingen gelernt hat. In dieser Annahme darf man auch davon ausgehen, daß Christian dabei war, als sein Meister den eindrucksvollen Kerkaltar für das benachbarte Kloster Heiligkreuztal fertigte und 1726 im rechten Seitenschiff aufstellte.

Seit 1728 weilt Johann Joseph Christian wieder in Riedlingen. Am 8. Juni stellt er den Antrag: *Joseph Christian, Melchior Christian und Anna Maria Walz in seel. Eheweib und allhiesig geborener Sohn, seines Handwerks Er bildhauer haltet ergebenst ahn, man möchte ihn sambt seiner Braut, Jungfer Maria Anna Arthin von Villingen gebürthig, H. Gabriel Arth und Anna Maria Eggerin Apothekers seel. Tochter vor einen Bürger und Bürgerin ahnnehmen*. Die Mutter der Braut ist 1674 in Riedlingen als Tochter des Apothekers Franz Egger geboren und heiratete 1698 hier den in Diensten ihres Vaters stehenden Apotheker Gabriel Ludwig Arndt aus Villingen. Dort wurde die hier genannte Braut Maria Anna Franziska Arndt am 10. April 1699 getauft. Sie war sieben Jahre älter als Christian¹.

Diesem Antrag wurde stattgegeben, wenn Christian 300 Gulden und zwei Eimer Wein bezahlt. Zudem wurde zur Bedingung gemacht, daß *dieser Christian sich auf der Orgel und bey deren Kirchenmusiquen ohnentgeltlich brauchen lasse*. Daraus ist zu schließen, daß Christian bei seinem Vater das Orgelspiel erlernt haben muß. An Organisten war in einer katholischen Gemeinde des 18. Jahrhunderts bei den zahlreichen Festtagen des Kirchenjahres mit vielen Gottesdiensten und den zusätzlichen Festen der Bruderschaften reger Bedarf vorhanden.

Christian mußte, wie verordnet, unentgeltlich spielen, während sein Vater Melchior hierbei einen kleinen Nebenverdienst hatte. Die Erzbruderschaft des hl. Rosenkranzes bezahlte allerdings *dem Herrn Provisor das Jährlich 10 fl* für insgesamt 16 Festgottesdienste. Im Vergleich dazu bekam der Kapuzinerpater aus dem Riedlinger Kloster für eine Predigt 30 Kreuzer oder einen halben Gulden².



Besonders eindrucksvoll hat Johann Joseph Christian das Gesicht des toten Gottessohnes bei seiner Pietà gestaltet, die in der ehemaligen Kapuziner-Klosterkirche in Riedlingen steht.

Eine herbe Enttäuschung muß es für den jungen Christian gewesen sein, als seine Verlobung in die Brüche ging. Nach seinem Antrag auf Einbürgerung vom 8. Juni 1728 berichtet das Protokoll am 24. September des gleichen Jahres, entweder habe die Braut oder deren Vater ihn nicht gewollt. Christian bat darum, ihn trotzdem in der Stadt zu leiden und ihm zu erlauben, *eine Witwe mit etlichen Kindern* zu heiraten. Damals durfte nur mit Zustimmung des Magistrats geheiratet werden, wenn der Mann mindestens drei Jahre auf Wanderschaft gewesen war. An welche Witwe Christian dachte, das ist nicht bekannt. Der Bescheid des Magistrats war für ihn jedoch alles andere als günstig: *Solang er im ledigen Standt, könne er alhier verbleiben, dennoch solle er gehalten seyn, etwas vor den Beysitz zu bezahlen, verheiratet aber könne man ihn alhier als Person nicht dulden, weil andere mit Kindern begaabte Hintersessen weggeschafft worden.* Der Versuch, über die Heirat einer Witwe – ein verbilligtes? – Bürger- und Wohnrecht zu erhalten, beeindruckte den Riedlinger Magistrat offenbar auch nicht, obwohl ihm sehr daran gelegen war, daß junge Witwen mit Kindern durch baldige Wiederheirat versorgt waren. Bereits am 30. September 1728 heiratete Johann Joseph Christian dann doch noch: die *Jungfrau Maria Jacobea Woherin aus Klosterwald.*

Man halte sich noch einmal vor Augen, was Christian in knapp vier Monaten alles versuchte, um seinen Familienstand zu ändern: Verlobung, Lösen der Verlobung, Antrag auf Heirat einer Witwe mit Kindern und schließlich Heirat seiner Ehefrau, und das alles mit 22 Jahren!

Der Magistrat hat von seiner Anordnung, Christian im Falle seiner Verheiratung aus der Stadt zu schaffen, keinen Gebrauch gemacht und den Zustand stillschweigend geduldet. 1729, 1730, 1731, 1734 und 1735 wurden ihm in Riedlingen Kinder geboren, ohne daß er offiziell das Wohn- oder Bürgerrecht gehabt hätte. Daß er zumindest zeitweilig in der vorderösterreichischen Stadt war, wird aus einer Fastnachtsstrafe in dem Jahr 1734 ersichtlich, wobei er ohne sonstige Folgen zwei Gulden 40 Kreuzer abliefern mußte. Sein Freund und Malerkollege J. I. Wegscheider übrigens mußte aus gleichem Anlaß 8 Gulden 40 Kreuzer bezahlen. Was die beiden wider die strengen Fastnachtsregelungen getan haben, ist nicht bekannt. Üblicherweise übertraten die Riedlinger das Verbot des Geißelschnalzens und blieben über die Fastnachtstage, während denen auch das vierzigstündige Gebet angesetzt war, das jeder zu besuchen hatte, zu lange in einem der zahlreichen Wirtshäuser.

Für 1732 ist eines der ersten Bildhauerwerke von

Johann Joseph Christian in Riedlingen zu verzeichnen, das heute leider verschollen ist. Im Auftrag der Rosenkranzbruderschaft fertigte er um 12 Gulden 24 Kreuzer die *Bildnuß der unbefleckten Empfängnuß*. Dieser Termin stellte für die Rosenkranzbruderschaft im Jahreslauf einen großen Festtag dar. Der Schulmeister und Maler Sebastian Wierer, Sohn des Taufpaten, erhielt für die farbige Fassung dieser Arbeit 16 Gulden 54 Kreuzer, also bedeutend mehr als der Bildschnitzer³. Ob diese Zusammenarbeit Christian – Wierer sich wiederholt hat, ist nicht bekannt, aber durchaus anzunehmen. – Für den jungen Christian war es sicher auch ein ehrenvoller Auftrag, dem 1730 verstorbenen Geistlichen Franz Engelhardt einen Grabstein zu fertigen, für den er laut Spitalrechnung neun Gulden bekam. Leider ist auch dieses Frühwerk nicht mehr erhalten.

Dank der Arbeiten für so honorige Herren der Stadt, die in der einflußreichen Rosenkranzbruderschaft vereint waren und auch öffentliche Ämter bekleideten, blieb Christian wohl die angedrohte Ausweisung erspart. Denn das Riedlinger Bürgerrecht erhielt er erst 1736 nach einem erneuten Antrag. Wahrscheinlich hatte Christian jetzt auch etwas mehr Geld. Der Magistrat stellte dabei fest, daß er *hier auferzogen, sich jederzeit friedlich ehrlich aufgeführt, keinem Bürger schädlich, dessen Vater seel. (er starb 1735) lange Jahr alhier getrey gedienet, er auch sich obligieret, den Chor zu frequentieren, also die Ehr Gottes ferners helfen zu befördern*. Dennoch mußte Christian 300 Gulden bezahlen und zwar hundert in bar, den Rest in jährlichen Raten zu fünfzig Gulden, und den Chor solle er weiterhin frequentieren⁴.

1743 wurde Johann Joseph Christian das letzte seiner insgesamt zehn Kinder geboren. Seit 1745 hielt er sich nicht mehr ständig in Riedlingen auf, sondern er zog – wohl ohne Familie – nach Zwiefalten, um dem großen Auftrag des Klosters nachzukommen. Der Bildhauer bezahlte seitdem – ratenweise – seinen jährlichen Bürgergulden, den alle Bürger zu entrichten hatten, solange sie auswärts wohnten und arbeiteten.

1756 wird von Kanzleiverwalter Begehr, dessen Tochter Krescenz Christians Sohn Franz Joseph 1769 heiratete, rückwirkend für acht Jahre der Bürgergulden des Bildhauers beglichen. Somit hat Johann Joseph Christian zwischen 1745 und 1756 seinen Wohnsitz offiziell außerhalb der Stadt Riedlingen gehabt. Das ist die Zeit, in der er für das Zwiefalter Kloster arbeitete. Auch während seiner Tätigkeit im Kloster Ottobeuren hatte Christian seinen Wohnsitz offiziell dorthin verlegt. Nach einer Eintragung in den Riedlinger Stadtrechnungen von 1765 hat Christian *seinen jährlichen Bürgergulden von*

1760 bis 1765 in 2 bayerischen Thaller bezahlt. Vermerkt wird, daß dies der geforderten Summe entspreche.

Die Abwesenheit des Vaters bekam vermutlich der 1737 geborenen Tochter Anna Maria nicht gut. Sie wurde 1760, also im Alter von 23 Jahren, vom Riedlinger Magistrat angeklagt, sich durch *frühen Bey-schlaf* vergangen zu haben. Ihr solle die gleiche Strafe wie anderen zugemessen werden, wurde festgestellt. Sie bestand darin, daß die Frauen am Sonntag vor die Kirche gestellt wurden, einen Strohkranz auf dem Kopf anstatt des für eine Braut üblichen Häubchens als Zeichen der Jungfräulichkeit und eine brennende Kerze in der Hand als Bülberlicht. Alle Gottesdienstbesucher mußten an ihr vorbeigehen und konnten ihre Bemerkungen machen, mitleidig oder schadenfroh, je nachdem. Am Abend wurde dann die Gebrandmarkte in einer Art Prozession durch die Stadt zum Tor hinausgeschafft. Die so Verurteilte durfte in der Regel drei Jahre lang nicht mehr zurückkommen, war also vogelfrei. Die im Protokoll benutzte Formulierung *die gleiche Strafe wie die anderen* deutet darauf hin, daß Anna Maria Christian eine besondere Delinquentin war.

Zwei Jahre später kam die Sache wieder zur Sprache. Dabei wird nicht klar, ob es sich um ein neues Vergehen handelt oder ob das alte noch einmal verhandelt wurde. Jedenfalls war Anna Maria Christian damals nicht gleich aus der Stadt geschafft worden. Das neue Urteil war für sie auch wesentlich günstiger: *Wegen ihrem ervündtlichen Luegnen, auch Brauchung einiger medicamenten und daß sie wider Vorwissen des Magistrats der Straf auszuweichen entloffen, statt der Ausschaffung in 17 fl 30 Kr. Straf verfüllet*. Dazuhin mußte sie mit anderen Verurteilten, denen ähnliche Vergehen angelastet wurden, *zu Erlernung eines besseren Christenthumbs und zu unterstützung denen Herrn Gaistlichen (...) durch ein Jahr bey schwerer Bestrafung die Predigen und Christenlehr besuchen und ohn erhaltene Erlaubnis der Gaistl. hievon nit ausbleiben*⁵. Bezahlt hat sie 1762 laut Stadtrechnungen tatsächlich 11 Gulden 13 Kreuzer, was für sie sicher viel Geld war. Für 1766/1767 sind in den Listen für sie auch 30 Kreuzer Hintersassengeld verzeichnet, woraus man schließen kann, daß sie nicht mehr zu Hause wohnte. Anna Maria Christian blieb unverheiratet. Ungewöhnlich hart wurde auch der am Vergehen beteiligte Mann namens Martin Braun bestraft: Er mußte die dafür üblichen zehn Gulden zahlen und drei Jahre auf Wanderschaft gehen; da Krieg herrschte, hatte er weitere drei Jahre Militärdienst zu leisten. Insgesamt wurde ihm eine Abwesenheit von sechs Jahren auferlegt.

Nach den Großaufträgen Zwiefalten und Ottobeuren war Johann Joseph Christian auch nach 1770 bis zu seinem Tode im Jahre 1777 in Buchau (Stiftskirche) und Wiblingen (Klosterkirche) voll beschäftigt. 1773 wird vor dem Riedlinger Magistrat ein Streit zwischen Christian und dem Maurermeister Johann Schneider aus der Donaustadt ausgetragen. Schneider beklagte sich, bei Christian würden *immerforth frembde Stockhador gesellen in arbeith stehen*, die ihm, Schneider, den Verdienst wegnähmen. Man solle diese Gesellen abschaffen und ihm als Bürger den Auftrag für den Tabernakel der Riedlinger Pfarrkirche abtreten. Auch er sei auf der *Stockhador arbeith mehrere Jahre gewandert* und könne dafür Beweise liefern.

Christian wehrte sich, die Stuckarbeit sei *keine profession, sondern eine freye Kunst*. Somit sei es ihm überlassen, Arbeiten *durch taugliche Gesellen nach seinem belieben fethigen zu lassen*. Ein Maurer, so Christian, solle Kirchen oder Häuser aufbauen, keineswegs aber Altäre und Kanzeln. Schneider könne aber als Geselle unter seiner Aufsicht tätig sein, *weilen er darvor zu haften habe*. Ein Randvermerk im Riedlinger Ratsprotokoll gibt zudem noch den Aufschluß, daß Christian auch 1773 in Zwiefalten unter Vertrag gestanden ist.

In zweierlei Hinsicht sind diese Äußerungen interessant: Zum einen muß seine Werkstatt eine ansehnliche Größe mit etlichen Beschäftigten gehabt haben, deren Namen zu diesem Zeitpunkt leider nicht genannt sind. Zum anderen fühlte sich *Herr Bildhauer* an keine Zunftordnung gebunden, denn üblicherweise mußte die zuständige Zunft der Anstellung von Gesellen zustimmen.

Christians Sohn Franz Joseph, 1739 geboren, führte die Künstlertradition des Vaters fort. Werke von ihm sind in den Klosterkirchen Buchau und Wiblingen erhalten. Auch in St. Trudpert, wo sein Bruder als Abt Columban bis zur Säkularisation regierte, setzte Franz Joseph mit einem neuen Hochaltar noch einen spätbarocken Akzent. Der Abt soll damals in sein Tagebuch geschrieben haben: *Gott gebe, daß mein Bruder bald fertig ist, er trinkt sonst das ganze Kloster leer!*

Der Maler Franz Joseph Spiegelr leiht der Stadt 3000 Gulden und streitet um den Zins

Er wurde am 5. April 1691, also vor 300 Jahren, in Wangen im Allgäu geboren und heiratete 1726 in Dürmentingen bei Riedlingen. Bereits ein Jahr später, am 8. November, ist Spiegelr als in Riedlingen wohnhaft nachweisbar mit der Geburt des ersten von elf Kindern. Als Paten fungierten bei allen Kin-

dern «Herr» Joseph Werner, Traubenwirt und späterer Amtsbürgermeister, sowie Margarethe Engelhard, die Frau des Stadtammans. Die erstgeborene Tochter Anna Maria wird später noch eine Rolle spielen.

Warum Spiegelr schon zu jener Zeit nach Riedlingen gezogen ist, das ist unbekannt. Zwiefalten hatte die großen Aufträge erst seit 1747 zu vergeben. Sicher war es auch der Wechsel von der Arbeit bei den Benediktinern in Ottobeuren (bis 1725) zu neuen, in Zwiefalten anstehenden Aufgaben, die er von 1737 an in der Zwiefalter Propstei Mochental wahrnahm, zusammen mit den Riedlinger Künstlern J. J. Christian und J. I. Wegscheider. Die Zeit bis zum Großauftrag in Zwiefalten überbrückte Spiegelr mit verschiedenen Arbeiten in der weiteren und näheren Umgebung. In Riedlingen kannte man bisher nur das 1733 gemalte und *I. Spiegelr invenit et pinx.* signierte Altarblatt *Glorie des hl. Fidelis*, das in der ehemaligen Kapuziner-Klosterkirche den Fidelisaltar zierte⁶. Bereits im Jahr der Seligsprechung des Fidelis von Sigmaringen begann eine Welle der Verehrung für diesen Märtyrer. Christian, Wegscheider und viele andere Riedlinger Bürger ließen ihre Kinder auf den Namen des neuen Seligen taufen. Spiegelr sogar zweimal: 1729 und 1733. Beide Buben starben im Kleinkindalter, wie übrigens auch die 1741 und 1743 geborenen Georg Joseph Anton Mansuetus und Joseph Leopold Andreas, die Spiegelr 1746 innerhalb von vier Tagen wahrscheinlich bei einer Epidemie verlor.

Im Zuge der derzeit laufenden Renovierung der barocken Weilerkapelle (1722) in Riedlingen wurde das über dem Hauptportal hängende Ölbild *14 Nothelfer* gereinigt. Dabei konnte im linken unteren Feld des geschweiften Bildes der Rest einer Signatur gefunden werden: *iegler Inv: et Pinxit*, was eindeutig auf Spiegelr hinweist. Leider fehlt eine Jahreszahl. Damit verfügt Riedlingen über ein weiteres Werk dieses großen Künstlers.

Als Franz Joseph Spiegelr in Riedlingen aufzog, wurde er in den Taufbucheinträgen bereits mit «Dominus», mit Herr, betitelt, was den jüngeren Christian und Wegscheider zur gleichen Zeit noch nicht zuteil wurde. Während Wegscheider bei allen Kindern von J. J. Christian Taufpate war, hat Spiegelr diese Aufgabe in den 25 Jahren seiner Riedlinger Zeit nie ausgeübt und Christian nur sehr selten. Beide Künstler waren wohl zu häufig unterwegs.

Rechte Seite: Als Werk Spiegelrs jüngst identifiziert, das Ölbild der 14 Nothelfer in der Riedlinger Weilerkapelle.



Spiegler ist in Riedlingen nie Bürger geworden. Das geht aus verschiedenen Rechnungseinträgen hervor. 1733 wird unter *Einnahmbgelt von den Beysessen oder Inwohnern* für Spiegler *das jährliche 7 fl Kr* angegeben⁷. Er wird hier als einziger namentlich aufgeführt, während die übrigen Hintersassen sonst auf einer Sammelliste verzeichnet sind, die für das genannte Jahr leider fehlt. Es war jeweils die Aufgabe des Ratsdieners, halbjährlich diese Steuern einzuziehen, die in der Regel zwischen einem und höchstens drei Gulden für den einfachen Hintersassen betragen.



Signatur von Franz Joseph Spiegler: *invenit et pinxit, entworfen und gemalt, auf dem Bild 14 Nothelfer.*

Spiegler muß zu jener Zeit schon sehr wohlhabend gewesen sein, denn er gab der Stadt Riedlingen bereits im Jahre 1734 ein Darlehen von eintausend Gulden, 1740 waren es sogar zweitausend Gulden zu 4 bzw. 5 Prozent Zins⁸. Die Stadt hatte damals stark unter Einquartierungen zu leiden, für deren Kosten sie aufzukommen hatte. Wegscheider verlieh zur gleichen Zeit 1600 Gulden an die Stadt⁹, und Baumeister Jakob Emele taucht 1758 mit 400 Gulden als Kapitalgeber auf¹⁰. Bei Spiegler wie auch später bei Emele gab es Ärger wegen der Zinszahlung. Spiegler wurde der Zins noch bezahlt, doch die Gebühren für das Hintersassengeld bereits vorsichtshalber schon einmal einbehalten.

1745 kam es zum Streit, als Spiegler die fälligen Zinsen nicht mehr ausbezahlt wurden. Die Stadt Riedlingen bat um Verständnis *wegen in etwas verzögerter Zinszahlung*; Spiegler solle es den *beträngten Zeiten zuschreiben*. Doch dafür konnte er kein Verständnis aufbringen und konterte, die Stadt solle *die Zünß auf die Verfallzeith orderntlich abführen oder die Capitalien anheimb bezahlen*. Dem Magistrat stand damals sein Malerkollege Joseph Ignaz Wegscheider als Amtsbürgermeister vor.

Zur Klärung und Schlichtung dieses Streits wurde Spiegler wiederholt auf das Rathaus gebeten, doch er kam dieser Bitte der Verwaltung nicht nach. In diesem Zusammenhang wird deutlich, daß Spiegler wie Christian im «Zwiefalter Hof» – heute Kreissparkasse –, einem prächtigen Fachwerkbau aus dem Jahre 1546, gewohnt hat, da die löbliche Rats-

deputation den Rathsdienere zue dem H. Spiegler in den Zwiefalter Hof abgeschicket. Spiegler ging jedoch nicht mit, sondern ließ sehr selbstbewußt mitteilen, *daß er auf das Rathaus nicht gehen könnte, sondern müßte sich zuvor bey seinem Herrn zu Zwiefalten anfragen u. wann man ihm etwas zu sagen hatte, solte man es ihm schriftlich überschicken*. Der Rat ließ sodann anfragen, ob er den löblichen Magistrat nicht vor seinen Herrn erkenne, er möchte also auf dem Rathaus erscheinen, *umb mit ihm ein- so anders reden und auch das Geltschüssen zu können*. Spiegler ließ sodann wissen, daß er nicht komme, jedoch *all geziemenden respect auf die Herren der Stadt habe*¹¹.

1752 verließ Franz Joseph Spiegler Riedlingen. Doch zuvor kam es erneut zu Zwistigkeiten zwischen ihm und dem Magistrat wegen hundert Gulden Zins, die ihm die Stadt schuldig sei. Der Magistrat verlangte, die Zinsforderung schriftlich zu bekommen, um dann sehen zu können, was übrig bleibe, wenn das fehlende Hintersassengeld abgezogen worden sei. Spiegler suchte in einem Kompromiß eine Lösung, indem die Stadt ihm *3 oder 2 Wagen nach Constanz gebe, so solle alles aufgehoben sein*.

Dies wurde am 30. August 1752 geschrieben¹². Wie der Streit ausgegangen ist, das ist unbekannt. Fest steht lediglich, daß das Spital Riedlingen am 20. September jenes Jahres durch den Oberknecht *Herrn Spieglers Bagae frohnweis nacher Constanz gefihrt* hat und die Kosten von 4 Gulden 48 Kreuzer als Ausgabe verbuchte¹³. Ob damit die Stadt dem Vorschlag Spieglers nachgekommen ist, wird nicht klar.

Der Historienmaler Johann Conrad We(n)gner, ein Schüler Spieglers, seines Schwiegervaters

Der aus Mariathann stammende Johann Conrad We(n)gner kann als Maler wohl erstmals in Riedlingen aktenkundig gemacht werden. Im Ratsprotokoll vom 1. August 1752 wird ein Streit einiger Riedlinger Honoratioren abgehandelt, in dessen Verlauf als Zeuge *Johann Conrad Wegner, Mahlergesell in praxi bey H. Spiegler stehend*, vernommen wird. Er wird zweimal namentlich aufgeführt, beide Male mit dem Hinweis auf das Arbeitsverhältnis zu Spiegler. Mit dem Streit selbst hatte er nichts zu tun; er befand sich in Begleitung der Tochter Joseph Ignaz Wegscheiders eben in dem Gasthaus Traube, in dem der Händel stattfand. Das Gasthaus gehörte dem Amtsbürgermeister Werner, der Pate aller Spiegler-Kinder war¹⁴.

Mit diesem Quellenfund in den Riedlinger Ratsprotokollen ist das Lehrer-Schülerverhältnis von Spiegler und We(n)gner gesichert. Man kann somit auch davon ausgehen, daß We(n)gner mit und für Spieg-



Ausschnitt aus dem Chorfresko der Pfarrkirche St. Verena in Bad Wurzach: Regner oder Wegner, ein Schüler Spieglers?

ler schon einige Jahre in Zwiefalten gearbeitet hat, da er bei seiner Nennung in Riedlingen bereits 24 Jahre alt war.

We(n)gner zog wohl mit Spiegler im September 1752 nach Konstanz, denn er heiratete dort zehn Jahre später Anna Maria, die älteste Tochter seines Meisters. 1767 erwarb er das Konstanzer Bürgerrecht für 1890 Gulden und wohnte im Haus Nr. 367¹⁵. Wegen seiner Tätigkeit für die Konstanzer Bischöfe erhielt er den Titel *Hochfürstlich Constanzischer Hofmaler*; seine Werke sind in Meersburg, Rheinau, Salem, Weingarten und Weißenau zu finden¹⁶.

Er verstand es ausgezeichnet, alte gute Gemälde aus Galerien täuschend zu kopieren. Dadurch, daß er dieselben oft als Originale verkaufte, gewann er anfangs viel Geld. Als

*aber die Sache offenbar wurde, erwuchs ihm daraus mancher Verdruß. Mit zunehmendem Alter wurden seine Bilder immer schwächer in der Farbe, hatten aber für die Ferne noch eine gute Wirkung¹⁷. Ist We(n)gner deshalb nach München gezogen? Spätestens seit 1788 lebt er dort, denn in diesem Jahr sucht er in Konstanz für seine drei Töchter um ein Geburtszeugnis nach¹⁸. Ein Jahr zuvor hat er die *Allegorie auf die Geburt Ludwig I. von Bayern* gemalt, die heute noch im Nationalmuseum München hängt.*

Seinen Ruf begründete er vor allem als Historienmaler. Ob damit ein Zusammenhang hergestellt werden darf zum Chorfresko der Pfarrkirche St. Verena in Bad Wurzach mit der eigenartigen Signatur *Regner 1776*, das ist fraglich. Offensichtlich gibt es in der Kunstgeschichte den Namen Regner nur einmal¹⁹, eben in Bad Wurzach. Da es sich hier aber doch um einen stattlichen Auftrag gehandelt hat, ausgeführt ein Jahr vor der Tätigkeit des Andreas Brugger, ist es unwahrscheinlich, daß dieser Name nur einmal auftauchen soll und ansonsten überhaupt keine Hinweise zu finden sind. Könnte es nicht sein, daß We(n)gner auf seinem Weg nach München in Wurzach gearbeitet und aus welchen Gründen auch immer dem Maler auf dem Fresko ein signiertes Schild *Regner 1776* in die Hand gedrückt hat? Immerhin hieß er in Riedlingen Wegner. Oder wurde das R bei früheren Restaurierungen aus einem möglichen W gelesen? Vielleicht führen diese Vermutungen zur Identifikation des unbekanntens Namens im streng angelegten Wurzacher Historienfresko.

Joseph Gabler, «kunstreicher Orgelmacher», wohnt in Riedlingen und arbeitet in Zwiefalten

Den Wohlklang der Künstlernamen Johann Joseph Christian und Franz Joseph Spiegler ergänzt zum festlichen Dreiklang der Orgelbauer Joseph Gabler. Am 6. Juni 1700 in Ochsenhausen geboren, baute er im Benediktinerkloster seines Heimatortes ein erstes großes Orgelwerk, das heute noch in Form und Klang bestaunt werden kann. Daraufhin wurden die Benediktiner in Weingarten auf ihn aufmerksam und erteilten ihm den Auftrag, in ihrer Klosterkirche die heute weltberühmte Orgel mit 6666 Pfeifen zu bauen. Sechs Jahre benötigte er dazu und konnte sein Werk 1750 mit der sagemuwobenen «vox humana» dem Abt des Klosters übergeben.

Der Ruf Joseph Gablers und wohl auch die Empfehlung der Weingartner Benediktinermönche drang nach Zwiefalten, dessen Konvent ebenfalls gerade kräftig Kirche und Klausur modernisierte. Gabler erhielt den Auftrag, dort die Chororgel zu bauen. Bisher war unbekannt geblieben, daß sich Gabler

Holtzhey und auch Holzhay geschrieben – macht neugierig. Zwei Hinweise im Eheregister sind von entscheidender Wichtigkeit, da sie die Lebensdaten dieses Künstlers komplettieren. Die Herkunftsangabe *Grönenbach aus der Fürstl. Kempt. Herrschaft* führt natürlich erst einmal zu dem Dorf zwischen Isny und Kempten. Doch dort kommt der Name Holzhay in den Registern nicht vor. Blicke also noch Grönenbach bei Memmingen. Hier ist der Name Johann Michael Holzhay heute nicht mehr bekannt²⁴.

Doch in den Registern der Pfarrei Grönenbach, die im Archiv des Bistums Augsburg liegen, ist am 10. April 1729 die Taufe eines *Johannes Michael* verzeichnet, Sohn des *Casparus Holzhoj* und der *Maria Gräffin* aus Seefeld, Pfarrei Grönenbach. Paten waren Conradus Reiner und Barbara Prestlerin²⁵.

Der zweite wichtige Hinweis ist die Berufsbezeichnung *pictor*, Maler. Damit führt die Spur zu den Fresken in der St. Georgskirche in Isny und zu der Malerei im Refektorium des ehemaligen Benediktinerklosters dort, die beide von Holzhay signiert sind. Sie stammen aus den Jahren 1757/58²⁶. Holzhay war also bei seiner Tätigkeit in Isny erst 28 Jahre alt. Wo er gelernt hat, ist bisher nicht bekannt. Stilvergleiche werden hier weiterhelfen können. In seiner Heimat gab es jedoch einige namhafte Künstler, bei denen er gelernt haben könnte: bei Johann Georg Bergmüller aus Augsburg (1688–1762) oder bei den Brüdern Franz Anton Anwander (1718–1797) und Johann Anwander (1715–1770) aus Rappen sowie bei Gottfried Bernhard Göz (1708–1774) aus Augsburg. Dessen Arbeiten in Landsberg – Maltererkirche 1754 – und der Entwurf eines Abendmahls erinnern stark an Holzhays Arbeit im Isnyer Refektorium²⁷.

Ottobeuren scheidet als Lernplatz für Holzhay aus, da dort während seiner Lehrjahre keine Aktivitäten zu verzeichnen sind. Oder war er gar einer der Schüler Spieglers und hat bei ihm bereits in Zwiefalten gearbeitet, um dann wegen seines großen Könnens von hier aus zu den Benediktinern nach Isny empfohlen worden zu sein? Die Malereien in Isny sprechen für ihn. Obwohl, so ist zu vermuten, der Riedlinger Pfarrer sie nicht gekannt hat, nennt er Johann Michael Holzhay im Eheregister *honorabilis*, ehrenwert; eine Auszeichnung, die selten zu lesen ist²⁸.

Einen Tag vor seiner Hochzeit, also am 14. November 1760, befaßt sich der Magistrat ebenfalls mit Holzhay, *so sich mit der verwittibten Simon Grammin gebohrene Brunnerin zu verheyratheren gedenket, als Bürger umb 400 fl mit Einschluß der Kosten auf- und angenommen*²⁹. Die vorderösterreichische Stadt hat hier

kräftig zugelangt, wenn man zugrunde legt, daß es sich um die Aufnahme einer Person handelt und nicht um eine ganze Familie. In der Regel lagen die Gebühren für das Bürgerrecht bei 180 bis 350 Gulden. Man darf also daraus schließen, daß der Bewerber oder seine Frau einiges Geld hatten und daß er unbedingt nach Riedlingen wollte, wenn er diese hohe Summe in bar bezahlte. Vereinnahmt wurden dann tatsächlich nur 385 Gulden³⁰. Außergewöhnlich ist weiterhin der Vermerk, der gesamte Magistrat sei anwesend gewesen sowie 22 namentlich aufgeführte Personen *aus der ehrsamten Bürgerschaft*. Ferner mußte Holzhay – wie üblich – beibringen, kein Leibeigener zu sein; er hatte seine eheliche Geburt ebenso zu belegen wie die Aussage, daß er sich *jederzeit wohl aufgeführt habe*³¹.

Warum sich Holzhay für so teures Geld und über die Heirat einer fünfzehn Jahre älteren Witwe mit zweifelhaftem Ruf, wie sich später noch zeigen wird, das Wohn- und Bürgerrecht in Riedlingen so unbedingt erkaufte, ist nicht klar. Vielleicht daß er – wie bereits vermutet – schon mit Spiegler hier war oder daß er von Zwiefalten einen Auftrag bekommen hatte. Seine gekonnte, großflächige Malerei hätte durchaus die Spieglerschen Arbeiten in Zwiefalten ergänzen können, denn 1760, mit dem Aufzug Holzhays in Riedlingen, fehlten noch die gesamten Malereien in den Seitenschiffen der Klosterkirche.

Ein Jahr nach seiner Verehelichung appelliert Holzhay, der auch vom Magistrat mit *Herr* betitelt wird, über die *Sache seiner Ehefrau ergangenen Verabschiedung an den höheren Richter* zu gehen³². Worum es sich dabei dreht, ist nicht bekannt. Jedoch ist im Bescheid dieses Antrags einiges enthalten, das etwas Klarheit verschaffen kann. Zunächst verwirft der Magistrat den Antrag nach einem höheren Richter und weist den Kläger darauf hin, daß der Fähnrich weder mit ihm noch mit seiner Frau was zu tun haben wolle. Frau Holzhay wird zudem verboten, mit dem Fähnrich oder anderen Soldaten unter Androhung von 20 Gulden Strafe zu *conversieren*. Offensichtlich gab es für Johann Michael Holzhay Ärger wegen seiner Frau, die ein Verhältnis mit einem Soldaten hatte.

Erst nach dem Tode Holzhays – er starb in Riedlingen am 30. Januar 1762 –³³ kommt noch mehr Licht in die Affäre der jetzt verwitweten Frau Holzhay. Bereits zehn Wochen nach dem Tode ihres zweiten Mannes gab sie Heiratsabsichten mit einem Fähnrich namens Benz von den in Riedlingen liegenden Königlich Preußischen Truppen bekannt. Doch ihr Bruder Benedikt Brunner erstattete Anzeige und bat den Rat, wie man die *aus mehreren Ursachen bedenkliche Heyrath hintertreiben könne*³⁴. Der Fähnrich versich-



Das Abendmahl im Refektorium des einstigen Benediktinerklosters Isny i. A., gemalt von Johann Michael Holzhay.

chert, ledig und evangelisch zu sein, wolle aber den katholischen Glauben annehmen und sich nach seiner Heirat hier bürgerlich niederlassen. Der Bruder der Witwe appellierte erneut, *kein einziger vernünftiger Mensch könne die Heyrath für thuenlich ansehen* und man solle den Fähnrich einfach verlegen. Die Sache wurde beschieden: Die Strafe für die Witwe Holzhay erhöhte sich von 20 Gulden auf 100 Gulden plus 33 Gulden Gerichtskosten samt der Aufforderung, die Bekanntschaft zu beenden. Im gleichen Zuge werden zwei Bürger bestraft. Der eine, weil er diese *ohnanständige Bekanntschaft* in seinem Hause verschuldet habe, und der andere, weil er trotz Mitwissens keine Anzeige gemacht habe. Zudem wurde an den *Herrn Major* ein Bote geschickt mit der Bitte, den *Herrn Fähnrich* zu verlegen³⁵.

Woran Johann Michael Holzhay im blühenden Alter von 33 Jahren in Riedlingen gestorben ist, weiß man nicht. Ob für ihn dann 1764 der Sigmaringer Maler Meinrad von Au den Auftrag in der Klosterkirche Zwiefalten bekam, obwohl er vorher noch nie für die Benediktiner tätig gewesen war und auch schon seit 1760, seit seiner Wahl zum Bürgermeister von Sigmaringen, keine Aufträge mehr ausgeführt hatte, konnte bisher archivalisch nicht belegt werden; es ist aber denkbar.

Die Eintragungen im Riedlinger Pfarrarchiv haben das kurze Leben dieses bisher am Rande der Großen

stehenden Malers Johann Michael Holzhay etwas beleuchten können; sie geben auf jeden Fall dem Markt Grönenbach im Allgäu einen Sohn mit kunstgeschichtlicher Bedeutung zurück.

*Friedrich und Bernhard Vollmar,
Bildhauer und Maler*

Es ist erstaunlich, daß aus der Familie des letzten aus Riedlingen stammenden Scharf- oder Nachrichters Johann Friedrich Vollmar, der 1804 gestorben ist, gleich zwei Söhne Bildhauer geworden sind. Beide sind noch im «Diensthaus» des Vaters und Großvaters geboren worden, das 1738 von den Zwiefalter Baumeistern Schneider aus Baach an der äußersten Nordwestecke der Stadt innerhalb der Stadtmauer erbaut wurde, heute Froschlache 6–7. Um 1750 wird der erste Sohn Friedrich geboren. 1778 bekam er die Bürgerrechte in Riedlingen und heiratete am 21. Mai 1780 Magdalena Kien(l)in aus Überlingen. Sie stirbt bereits am 6. März 1791 in Laufenburg am Hochrhein. Möglicherweise hat Vollmar dort auch gearbeitet. Seine zweite Frau Elisabeth Seckauer aus Säckingen heiratet er ein Jahr später. 1818 ist Friedrich Vollmar in der Heimatstadt seiner Frau gestorben³⁶.

Aus dem Jahre 1782 ist ein Kaufvertrag erhalten, wonach der Riedlinger Bürger und Maurer Gabriel

Sambler Teile seines Wohnhauses in der Mühlvorstadt an Friedrich Vollmar verkauft. Interessant ist dabei ein Zusatzvermerk, der dem Käufer im dritten Stock eine Werkstatt erlaubt; zugleich wird ausbedungen, *darin Klopfen und Hauen nach den Erfordernissen der Bildhauerarbeit ohne Widerrede*³⁷. Das Haus konnte jetzt auch identifiziert werden: Es ist das Geburtshaus des Andreas Jerin, der von 1585–1596 Fürstbischof in Breslau war.

Für Friedrich Vollmar sind bisher lediglich Arbeiten in der Pfarrkirche Wurzach belegt. Möglicherweise ist im Bodenseeraum mehr von ihm hinterlassen worden, wenn man seine Stationen in Betracht zieht. Vollmar hat auch als Fasser gearbeitet. Für ihn ist eine Lehrzeit bei Christian Vater und Sohn nicht auszuschließen.

Sein jüngerer Bruder Bernhard wird ebenfalls Bildhauer genannt. Am 30. Oktober 1764 in Riedlingen geboren, heiratete er am 29. April 1794 die Chirurgentochter Maria Anna Steinhart und erhielt im gleichen Jahr das Bürgerrecht. Er wohnte im Hause seiner Schwiegereltern, heute Vollmergasse 1. Von den drei Brüdern seiner Frau verstarben zwei, der dritte wurde Pater im nahen Kloster Obermarchtal, so daß Maria Anna einzige Erbin war. Wie intensiv Bernhard Vollmar die Bildhauerei betrieben hat, das ist bislang nicht bekannt, auch kennt man keine seiner Arbeiten. Jedenfalls hat er in den letzten Jahren vor seinem Tod in seinem Haus eine Werkstatt eingerichtet, so daß es wohl mit der Bildhauerei nicht mehr weit her war. In diesem Haus hat sich über alle Besitzer und Generationen hinweg ein Skizzenbuch erhalten, in dem mit gekonntem Strich zahlreiche Riedlinger porträtiert sind³⁸. Dieses Büchlein hinterließ ein Wandermaler namens Schlotterbeck. Der Überlieferung nach kam er immer zum Vollmar, wenn er kein Geld mehr hatte. Viel mehr weiß man von diesem Maler nicht, der auch einige sehr schöne Portraits von Riedlinger Bürgern in Pastell gemalt hat. Aber es ist ein kleiner Hinweis auf die Künstlertradition im Wirtshaus Vollmar.

Anmerkungen

- 1 Mitteilung des Stadtarchivs Villingen. Im Villingener Taufregister und im Riedlinger Eheregister wird der Name nicht Arth, sondern Arndt geschrieben.
- 2 Archiv des katholischen Pfarramts St. Georg Riedlingen, Rosenkranzbruderschaftsrechnungen 1732–1739.
- 3 Ebenda 1731.
- 4 Archiv der Stadt Riedlingen, Ratsprotokoll vom 5. 6. 1736.
- 5 Ebenda, Ratsprotokoll 1760–1762.
- 6 Winfried Aßfalg: 500 Jahre St. Georg Riedlingen. Riedlingen 1986, S. 116.
- 7 Archiv der Stadt Riedlingen, Nr. 533, Stadtrechnungen 1733.
- 8 Ebenda Nr. 554, 1740.
- 9 Ebenda Nr. 559, 1746.



Die heilige Verena in der Bad Wurzacher Pfarrkirche gleichen Namens, geschaffen vom Riedlinger Bildhauer Friedrich Vollmar.

- 10 Ebenda Ratsprotokoll 1758.
- 11 Ebenda Ratsprotokoll vom 18. 12. 1745.
- 12 Ebenda Ratsprotokolle.
- 13 Ebenda Nr. 791 p. 81, Spitalrechnungen 1752/53.
- 14 Ebenda Ratsprotokoll 1752 unpaginiert.
- 15 Mitteilung des Stadtarchivs Konstanz vom 6. 12. 1989.
- 16 Otto Beck/Ingeborg Maria Buck: Oberschwäbische Barockstraße. München 1988, S. 105.
- 17 Konstanzer Beiträge zur Badischen Geschichte, Heft 2, S. 27.
- 18 Ebenda, Heft 4, S. 102.
- 19 Vgl. Anm. 16, S. 45.
- 20 Archiv der Stadt Riedlingen, Ratsprotokoll vom 3. 10. 1749.
- 21 Theodor Selig: Der Marktflecken Unlingen. Riedlingen 1930, S. 98.
- 22 Erno Seifriz: Musik an Barockklöstern in Oberschwaben. Ravensburg 1971, S. 270.
- 23 Archiv des katholischen Pfarramts Riedlingen.
- 24 Landkreis Unterallgäu. Memmingen 1987, S. 830, keine Eintragung über J. M. Holzhay.
- 25 Auskunft des Archivs für das Bistum Augsburg vom 11. 1. 1990.
- 26 Gebhard Spahr: Oberschwäbische Barockstraße. Band II, Weingarten 1978, S. 75/77.
- 27 Eduard Isphording: Gottfried Bernhard Göz. Weissenhorn 1984, Text S. 167, Abb. A 45/46.
- 28 Ebenda Text S. 230, Abb. A II 26a.
- 29 Archiv der Stadt Riedlingen, Ratsprotokoll Nr. 12x von 1760 p. 145f.
- 30 Ebenda Stadtrechnung Nr. 570 von 1761 p. 28.
- 31 Vgl. Anm. 25.
- 32 Archiv der Stadt Riedlingen, Ratsprotokoll Nr. 13x von 1761 p. 63.
- 33 Archiv des katholischen Pfarramts Riedlingen.
- 34 Vgl. Anm. 29 p. 131 ff.
- 35 Ebenda.
- 36 Theodor Selig: Riedlinger Familien. Unveröffentlichtes Manuskript. Familienblatt Vollmar.
- 37 Archiv der Stadt Riedlingen, Nr. 155.
- 38 Privatbesitz München/Riedlingen.

Göppingen, Gasthaus «Goldenes Rad» – Begründung der Kulturdenkmaleigenschaft

Die vom Landesdenkmalamt im Januar 1989 erstellte ausführliche Begründung der Kulturdenkmaleigenschaft benennt wissenschaftliche, künstlerische und heimatgeschichtliche Gründe, die dazu führen, daß an der Erhaltung des inzwischen abgebrochenen Gebäudes ein öffentliches Interesse bestand. Sie belegt seinen hohen Stellenwert auch für die Stadt Göppingen.

Zur Baugeschichte

Errichtet wurde das Gebäude 1777 vom Spitalbauern Borst vor dem Neuen Tor, dem späteren Posttor, als quergeteiltes Bauernhaus mit Wohn- und Wirtschaftsteil unter einem Dach. Schon wenige Jahre später (1783) erwarb es der damalige Radwirt Bartholomäus Engel, dessen Gasthof in der Kellereigasse (bereits 1665/66 als *Güldenenes Rad* genannt) dem verheerenden Stadtbrand vom 25. August 1782 zum Opfer gefallen war. Aufgrund des aussichtsreichen Standorts an der neuen Hauptverkehrsstraße richtete er in dem erworbenen Gebäude eine Wirtschaft ein und übertrug darauf seine Schildgerechtigkeit.

Nach dem Stadtbrand von 1782 wurde die Stadt Göppingen nämlich unter Herzog Karl Eugen nach einem kurzfristig entworfenen klassizistischen Idealplan des württembergischen Landbauinspektors J. A. Groß wieder aufgebaut. Dabei wurde der unregelmäßige mittelalterliche Stadtgrundriß zugunsten eines rechtwinkligen Rasters aufgegeben. Die früher von Westen nach Süden zum Unteren Tor abknickende Hauptverkehrsstraße verlief von da an in direkter Ost-West-Richtung vom Oberen oder Stuttgarter Tor zum Neuen Tor oder Posttor. Letzteres war erst im 17. Jahrhundert in die Stadtmauer eingebrochen worden. Seine zunächst untergeordnete Bedeutung kommt auch darin zum Ausdruck, daß bis zum Stadtbrand erst verhältnismäßig wenige Gebäude vor diesem Tor gebaut worden waren, darunter als stattlichstes Anwesen das Bauernhaus des Spitalbauern. Da es zugleich zu den wenigen Gebäuden gehörte, die den Stadtbrand lagebedingt überstehen konnten, war es für den Radwirt ein Glücksfall, daß er dieses Anwesen erwerben und hier seine Schildwirtschaft schon während der Wiederaufbauphase der Stadt weiter betreiben konnte.

Bis zur Schließung der Stadttore waren im 19. Jahrhundert Reisende, die den Toresschluß verpaßten,

auf die vor den Toren gelegenen Wirtschaften angewiesen. Für Göppingen lassen sich zunächst nur zwei solcher Wirtschaften nachweisen: Der *Bock*, später die *Krone* vor dem Oberen Tor und der *Sand* vor dem Unteren Tor. Bis zum Stadtbrand waren dann noch der *Stern* bzw. der *Apostel* dazugekommen. Kurz nach dem Stadtbrand entstanden vor dem nun aufgewerteten Neuen Tor (Posttor) das *Goldene Rad* und der *Goldene Adler*, beide durch Kauf und Umbau schon bestehender Gebäude. Während der *Goldene Adler* nach Berichten von 1829 und 1835 nicht florierte, wurde das *Goldene Rad* schon 1825 um eine Brauerei und drei Jahre danach um einen Saalanbau erweitert und konnte seine fortan herausragende Stellung als Herberge, später Hotel und zuletzt als einzige Brauereigaststätte in Göppingen durch maßvolle Anpassungen an die jeweiligen Erfordernisse bis in das 20. Jahrhundert bewahren; erst 1985 wurde das *Goldene Rad* geschlossen.

Eng verknüpft ist das Anwesen seit der 1844 erfolgten Gründung der Turngemeinde mit der Geschichte der Göppinger Turnbewegung: Bis zur Errichtung einer eigenen Turnhalle diente ein «Nebengebäude» des *Goldenen Rades* – gemeint ist wohl der 1828 errichtete Tanzsaal – den Sportlern als Turnlokal. Später dürfte der im Erdgeschoß des Saalanbaues anstelle der früheren Stallungen eingebaute Raum mit eigenem Zugang von der Schützenstraße her der «Turnersaal» gewesen sein, bevor er 1929 im damals vergrößerten Nebensaal aufging. Das Gasthaus blieb noch bis nach dem Zweiten Weltkrieg Stammlokal und Versammlungsort der Turner. Auch im heutigen Bestand hat sich dies baulich niedergeschlagen: Der 1929 anstelle des Scheuerteils im Erdgeschoß eingebaute neue Saal erhielt den Namen «Turnersaal» und wurde mit bemalten Glasfenstern ausgeschmückt, die neben Wappen Motive aus der Turnbewegung zeigen.

Zum baulichen Bestand

Das Grunderscheinungsbild des *Goldenen Rades* wird noch heute durch die schon für das ursprüngliche Bauernhaus charakteristische zweigeschossige traufständige Fachwerkbauweise (heute verputzt) mit bis zu vier Giebelvorsprüngen, Satteldach und den Wohn- bzw. Wirtschaftsräumen im Erd- und Obergeschoß mit teilweise noch älteren Sprossenfenstern und Fensterläden geprägt. Das Gebäude ruht auf mehreren großen Gewölbekellern.



«Goldenes Rad» in Göppingen, Foto aus der Zeit um 1900. Die 1904 abgebrannte Mälzerei der Brauerei steht noch.

Wie ein Vergleich der Fachwerkzeichnung der ersten Dachgeschosse an West- und Ostgiebel sowie weitere Merkmale (z. B. Giebelvorsprung und wohl Einzapfung der oberen, nachträglich angeschifteten Pfetten in die östlichen Giebelständer) nahelegen, dürfte auch die östliche Giebelwand zum ursprünglichen Bestand gehören. Kennzeichnend für das Fachwerkgefüge der östlichen Giebelwand sind die unterschiedlich ansetzenden Streben neben den Ständern: Während die inneren Streben geschoßhoch durchlaufen, enden die äußeren am Sturzriegel, ohne den Ständer zu berühren. Ein solches Gefügemerkmal ist für das späte 18. und frühe 19. Jahrhundert durchaus charakteristisch.

Demgegenüber zeigt das Gebäude im zweiten Dachgeschosß des Westgiebels jedoch Ständer mit beidseitig bis zum Sturzriegel durchlaufenden «langen» Fußstreben, sog. Dreiviertelstreben; eine Fachwerkzeichnung, die besonders für die Zeit um 1700 typisch ist. Die zahlreichen leichten Giebelvorsprünge, daneben auch der zusätzliche Vorsprung über dem Erdgeschoß an Giebel- und Traufseite, würden eine Datierung ins frühe 18. Jahrhundert erwarten lassen. Die dendrochronologische Unter-

suchung des Dachstuhles hat jedoch in Übereinstimmung mit jüngeren archivalischen Erkenntnissen 1777–1779 als Erbauungszeit ergeben.

Für das späte 18. Jahrhundert sind Giebelvorsprünge bei Fachwerkbauten zumindest in dieser Gegend nicht mehr üblich, wie überhaupt zu diesem Zeitpunkt im allgemeinen – abgesehen von manchen landwirtschaftlichen Nebengebäuden – Putzbauten und damit bei Fachwerkbauten konstruktives Fachwerk vorherrschen. Es handelt sich damit bei dem Göppinger Gebäude um ein sehr spätes und zugleich seltenes Beispiel eines offenbar noch auf Sicht angelegten Fachwerkgefüges, das sich wohl aus der unmittelbaren Nachbarschaft zur mittelalterlichen Stadt mit einer Vielzahl entsprechender Vorbilder erklären läßt.

Im Kreis Göppingen ist dem Landesdenkmalamt bisher nur ein weiteres Beispiel für diese Spezifik der damaligen Fachwerkbauweise bekannt. Es handelt sich um das quergeteilte Bauernhaus Hauptstraße 93 in Wangen.

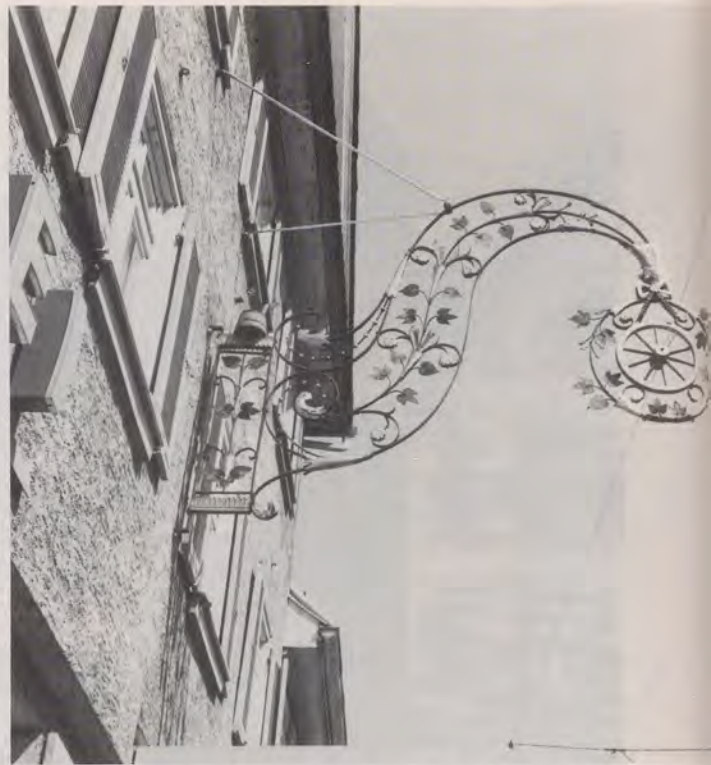
Der heutige Bestand des *Goldenen Rades* ist auch typologisch interessant: Die erhaltene Fachwerkstruktur der Außenwände auch im Unterge-

schoß des früheren Wohnteils (nur die Füllungen wurden dort 1929 erneuert) deutet nämlich darauf hin, daß das Gebäude ursprünglich Wohn- und Nebenräume im Erdgeschoß besaß und der Stall auf den anschließenden Stall-Scheuerteil beschränkt war.

Der im Kreis Göppingen erst seit dem 18. Jahrhundert etwas häufiger anzutreffende Typus eines von Anfang an nicht gestelzten Einhauses (= kein Stall unter dem Wohnteil) unterstreicht damit auch vom Haustyp her den gehobenen Anspruch des Spitalbauern, der außerdem in Größe und Erscheinungsbild des Anwesens zum Ausdruck kommt.

Diesen Vorgaben sowie der Neuwertigkeit des Gebäudes dürfte neben seiner Lage zu verdanken sein, daß die Funktion eines stattlichen Gasthauses mit verhältnismäßig zurückhaltenden Eingriffen in das Gesamtgefüge des Hauses bis in das 20. Jahrhundert aufrecht erhalten werden konnte. Die wohl im 19. Jahrhundert erfolgte Verlagerung der Gasträume aus dem Obergeschoß in das Erdgeschoß und die Unterteilung der Obergeschoßräume zu Fremdenzimmern war dadurch ohne große Substanzverluste möglich.

Die Entwicklung des Anwesens als Wirtschaft und Herberge zeigt bis in unser Jahrhundert hinein für die Geschichte des Gasthauswesens des 19. und 20. Jahrhunderts charakteristische Veränderungen, deren bauliche Ausgestaltung in wesentlichen Teilen erhalten und in den einzelnen Schritten nachvollziehbar blieb: Die Verleihung der Braugerechtigkeit und die damit verbundene Erweiterung um eine Brauerei im Jahre 1825 legte den Grund für die weitere wirtschaftliche Expansion des *Goldenen Rades* als eine der bedeutendsten und zuletzt einzige Brauereigaststätte in Göppingen. Das hinter der Wirtschaft errichtete ursprünglich zweigeschossige Brauereigebäude mit Malzdörre wurde später mehrfach – zuletzt 1929 – stark verändert und umgenutzt. Der schon 1828 erfolgende Saalanbau an der Schützenstraße markiert die erste entscheidende Ausweitung des Wirtschaftsbetriebes. Er dürfte im Obergeschoß einen Tanzsaal, im Untergeschoß Stallungen enthalten haben. Auffallend ist die beachtliche lichte Höhe von etwa 3,30 Meter im Obergeschoß, gegenüber etwa 2,25 Meter in der früheren Gaststube – ein Hinweis auf die herausragende Funktion dieses auch für damalige Verhältnisse großzügig dimensionierten stützenlosen Raumes. Um die große Spannweite der Saaldecke konstruktiv zu erreichen, war im nicht ausgebauten Dachgeschoß ein Überzug und wegen dessen Länge ein zusätzliches Sprengwerk mit einer Hängesäule erforderlich. Diese für vergleichbare Bauaufgaben damals ge-



Qualitätsvolles, schmiedeeisernes Wirtshaussschild mit Rad und Brauerwerkzeugen.

bräuchliche Konstruktion ist noch vorhanden, wobei der Unterzug aus der Erbauungszeit datiert; die Hängesäule wurde um 1900 erneuert.

Nach Maßgabe des zunehmenden Bedarfs an Fremdenzimmern bzw. der späteren Verdrängung der Pferde aus dem Reiseverkehr wurde der große Ökonomie teil des Bauernhauses – ursprünglich etwa die Hälfte des Anwesens – im 19. Jahrhundert verkleinert bzw. verlagert, bis er schließlich 1929 ganz aufgegeben werden konnte. Der Schaffung zusätzlicher Fremdenzimmer und einer besseren funktionalen Organisation der Herberge (später Hotel) diente auch die Verlegung der Wirtschaft ins Erdgeschoß sowie der zusätzliche Teilausbau des Dachgeschosses. Letzteres bot zugleich Anlaß, durch Errichtung eines stattlichen Zwerchhauses die gegenüber dem früheren Bauernhaus neue und herausgehobene Funktion einer bedeutenden Wirtschaft nun auch äußerlich durch eine entsprechende gestalterische Akzentuierung sichtbar zu machen.

Eine zusätzliche Aufgabe und weitere Aufwertung wuchs dem *Goldenen Rad* im Zuge des sich vor allem seit der Mitte des 19. Jahrhunderts stark entwickelnden Vereinslebens als Turn- und Versammlungsort der 1844 gegründeten Turngemeinde zu. Die dafür damals genutzten Räumlichkeiten sind zwar nicht exakt überliefert, fanden beim Umbau von 1929 jedoch eine sehr bemerkenswerte bauliche Fortsetzung im neu geschaffenen «Turnersaal», der



Glasfenster im Turnersaal mit Sportszenen, Spielkartenemblem und dem Schild mit den damaligen Farben des Deutschen Reiches.



Der Turnersaal des «Goldenen Rads» in Göppingen von 1929 mit originaler Ausstattung einschließlich Belüftungs- und Entlüftungssystem an der Decke.

anstelle des Scheuerteils eingerichtet wurde. Das Innere des *Goldenen Rades* wird heute durch die umfassende bauliche Umgestaltung des Erdgeschosses von 1929 sowie einer großenteils jüngeren, qualitativ erneuerten Ausstattung dieser Räume vorwiegend aus den 50er/frühen 60er Jahren geprägt.

Die gestalterische Verantwortung für diese Maßnahmen trug der zu dieser Zeit in Göppingen ansässige, über die Stadtgrenzen hinaus bekannte Architekt Immanuel Hohlbauch, dessen architektonisches Schaffen sich durch maßvolle Anlehnung an die damalige Heimatschutzbewegung auszeichnet. Die 1925 vor Beginn des durchgreifenden Umbaus von ihm erstellte Bauaufnahme belegt bereits eine verhältnismäßig große Genauigkeit und Detailfreude des Architekten dem überkommenen Bestand gegenüber. Trotz vollständiger Umgestaltung aller Gast- und Nutzräume im Erdgeschoß unter Zuhilfenahme eines modernen Tragwerkes aus Walzprofilstahlträgern gelang es ihm beim anschließenden Umbau, die Außenwände und das übrige Gefüge des Hauses weitgehend zu erhalten. Wo dennoch weitere Änderungen erforderlich wurden, glich er die notwendigen Maßnahmen gestalterisch behutsam an den Bestand an. Die durch diesen Um-

bau ermöglichte völlig neue Organisation des Hotel- und Gaststättenbetriebes, der damit seine größte Ausweitung erfuhr, führte auch in Ober- und Dachgeschoß zwar zu einer optischen und ausstattungs-mäßigen Modernisierung der Fremdenzimmer, dies jedoch ohne den dortigen Gefügebestand massiv anzugreifen.

Neben der bis auf einige wenige jüngere Ergänzungen in großem Umfang erhaltenen Ausstattung von Gaststube, Speisesaal und Frühstücksraum sowie des Büfetts aus den 50er/frühen 60er Jahren, mit Bänken, Wandvertäferung, Parkettböden und Heizungsverkleidungen sowie einem geschwungenen Blumenfenster in der Eingangshalle sind auch noch Teile der Ausstattung von 1929 vorhanden: Neben dem kaum veränderten Turnersaal mit Doppeltreppeneingang, Klappwand und sieben bemalten Glasfenstern, darüber hinaus auch die übrigen Glasfenster mit Bleisprossen, originalen Beschlägen und größtenteils Fensterläden in den Gasträumen; außerdem ein noch weitgehend intaktes aufwendiges Be- und Entlüftungssystem in den originalen, gestuften Gipsprofildecken des Erdgeschosses sowie der mit großformatigen Majolikafiesen (darunter einige objektbezogene handbemalte Schmuckflie-

sen) ausgekleidete Eingangsbereich mit Ofenbank und Straßenverkaufsfenster; schließlich die überwiegend noch originale Ausstattung der Fremdenzimmer einschließlich Waschbecken.

Eine Besonderheit stellen die 1929 von der Glasmalerei Pfau in Stuttgart geschaffenen sieben bemalten Glasfenster des Turnersaals dar. Sie zeigen zusätzlich zu den übrigen Glasfenstern der Gasträume auf einzelnen bemalten Scheiben neben Turnerszenen und Sportgeräten in dieser Reihenfolge je Fenster von links nach rechts: Schild mit den damaligen Farben des Deutschen Reiches; Schild des württembergischen Landeswappens; Schild mit Reichsadler; württembergische Landesfarben; Wappen der württembergischen Landesherrschaft; Wappen der



Der mit großformatigen Majolikafiesen ausgekleidete Eingangsbereich mit Ofenbank, Straßenverkaufsfenster und einigen handbemalten Schmuckfliesen darüber.

Stadt Göppingen; Darstellungen im Zusammenhang mit der Wirtschaft und Brauerei *Zum Rad* sowie Spielkartenembleme.

Im Obergeschoß haben sich ungeachtet der bereits genannten Veränderungen neben weiteren Details des 18. und 19. Jahrhunderts (z.B. Decken mit Lehmbeschlag, Fenster mit profilierten Rahmungen, einige Wand- und Füllungstüren, ältere Putzschichten usw.) auch bemerkenswerte Hinweise auf die frühere Wirtschaft erhalten.

So weisen die drei Zimmer 111, 110 und 109, die noch lange Zeit zusammen einen Raum – das sog. Achterzimmer – bildeten, einen «Bödseitenboden» auf, einen Nadelholzbretterboden mit eichener quadratisch angeordneter Begrenzung. Aufgrund dieses Befundes sowie der Größe und der südwestlichen Ecklage dieses Raumes ist anzunehmen, daß hier früher die Gaststube war. Auch die beiden anschließenden Zimmer 108 und 107 bildeten dem Befund nach wohl früher einen gemeinsamen Raum und waren über einen Durchgang mit dem «Achterzimmer» verbunden. Die beiden Fenster im Raum 108 sowie die darunter noch erhaltenen gestemmt und gefalzten Füllungen – alle mit profilierter Rahmung – lassen sich in das 18. Jahrhundert datieren. Es ist daher anzunehmen, daß dieser gemeinsame Raum als Nebenzimmer der Wirtschaft diente. Der an der Giebelseite an das «Achterzimmer» anschließende Raum 112 zeigt auf drei älteren Kalktünchen jeweils eine starke Verbräunung. Da in dem anschließenden früheren nordwestlichen Eckzimmer 113 noch ein alter Nadelholzbretterboden mit einer Brettbreite von 56 cm(!) vorhanden ist, der «verbräunte» Raum 112 also zwischen offenkundig «alten» Räumen mit jeweils verschiedenen Böden liegt, dürfte hier früher die Küche der Wirtschaft gewesen sein.

Darüber hinaus hat sich im nordwestlichen Eckzimmer (Raum 113) neben einer älteren profilierten Brettverkleidung des Unterzuges (geschmiedete Nägel) über teilweise ebenfalls noch älteren Putzschichten auch ein bemerkenswerter Kalk-Gipsputz des 19. Jahrhunderts mit grüner Farbfassung und zweischichtiger Banelierungsmalerei erhalten. Noch in das 18. Jahrhundert dürfte das originale schmiedeeiserne Wirtschaftsschild zu datieren sein: Die kunsthandwerklich qualitätvolle Arbeit zeigt am geschwungenen Ausleger ein Schild mit goldenem Rad, beides reich mit sehr fein differenzierten floralen Motiven geschmückt; später wohl im Zusammenhang mit der Verleihung der Braugerechtigkeit in Wandnähe um einen auch volkscundlich beachtlichen Aufsatz mit Brauerwerkzeugen ergänzt.

Als eine der wenigen privilegierten Schildwirtschaften vor den Toren der Stadt Göppingen mit älterer, übertragener Schildgerechtigkeit steht das *Goldene Rad* der Lage nach und funktional-rechtlich noch in einer mittelalterlichen Tradition, die erst im Laufe des 19. Jahrhunderts mit der Schleifung der Stadttore und der Liberalisierung des Konzessionswesens beendet bzw. modifiziert wurde.

Im Zusammenhang mit dem Stadtbrand von 1782 markiert es als Gasthaus vor dem seitdem aufgewerteten Posttor – nach dem Abbruch des Gasthauses *Goldener Adler* – in nun einzigartiger Weise auch die einschneidende Veränderung der Verkehrsführung beim Wiederaufbau der Stadt. Diese ergab sich schlüssig aus der Umstellung des Stadtgrundrisses vom mittelalterlichen Gassengefüge zum klassizistischen Rasterplan. Diese für die Stadtgeschichte einschneidenden Entwicklungen werden besonders anschaulich in der schon einige Jahre nach seiner Erbauung erfolgenden Umnutzung des stattlichen Bauernhauses zum Gasthaus durch die rasche und weitsichtige Handlungsweise des damaligen Radwirtes.

Weitere für die Stadtgeschichte wichtige Zeugnisse

sind auch darin zu sehen, daß das Gebäude zu den wenigen gehört, die den Stadtbrand von 1782 lagebedingt überhaupt unbeschädigt überstehen konnten, und darin, daß sich seine Fachwerkbauweise offenbar an älteren Vorbildern der benachbarten mittelalterlichen Stadt orientierte. Die weitere Entwicklung des *Goldenen Rades* als Wirtschaft, Brauereigaststätte, Herberge und Hotel ist außerdem bis in das 20. Jahrhundert hinein gekennzeichnet durch für die Geschichte des Gasthauswesens in dieser Zeit charakteristische und aufschlußreiche Erweiterungen, deren dokumentarischer Wert auf ihrer Kontinuität und Vollständigkeit und ihrem – von der Brauerei abgesehen – gleichzeitig hohen Maß an jeweils verbliebener Originalität beruht, demgegenüber die wenigen Störungen (wie Vordach und Aluminiumtüren am Treppeneingang) zurücktreten.

Als Ausdruck dieser Entwicklungen und in sie eingebunden ist das *Goldene Rad* von dokumentarischer Bedeutung für die Geschichtswissenschaft, hier für die Befestigungs-, Verkehrs- und Stadtgeschichte sowie für die Geschichte des Gasthauswesens des 18. bis 20. Jahrhunderts und damit zugleich auch für einen wichtigen Abschnitt der Wirtschaftsgeschichte.



Doppeleingang zum Turnersaal mit Klappwand dazwischen. Um dem im früheren Scheuerteil eingebauten Saal mehr Raumhöhe zu geben, wurde er um einige Stufen abgesenkt.



Blick aus der Gaststube zum Buffet: Wandvertäferung, Türen und Möbeleinbauten bilden eine stilistische Einheit.

Baugeschichte, Bau-, Haus- und Volkskunde

Das Anwesen ist auch geeignet, einige bemerkenswerte und zum Teil regional seltene Merkmale und Etappen der Fachwerkbau- und der typologischen Entwicklung zu bezeugen: so zeigen Konstruktion und Zeichnung des 1777 errichteten Fachwerks neben einigen zeittypischen Gefügemerkmalen solche der Zeit um 1700 sowie des frühen 18. Jahrhunderts. Das Gebäude stellt insofern für seine Zeit ein sehr spätes und zugleich regional seltenes Beispiel eines offenbar noch auf Sicht angelegten Fachwerkbauernhauses des späten 18. Jahrhunderts dar.

Als nicht gestelztes Quereinhaus mit Fachwerk

auch im Erdgeschoß des Wohnteils dokumentiert es zugleich die Abkehr vom in dieser Region vorherrschenden Quereinhaustypus. Die zur Erreichung des stützenlosen Tanzsaales angewandte hölzerne Konstruktion mit Überzug, Hängesäule und Sprengwerk veranschaulicht einen für die damalige Zeit typischen statischen und bautechnischen Wissensstand.

Von wissenschaftlichem Interesse für die Haus- und Volkskunde sind außer den großen Gewölbekellern auch die schon genannten originalen und für die frühere Lebensweise aufschlußreichen Ausstattungsdetails der ehemaligen Wirtschaft des 18. und frühen 19. Jahrhunderts wie Fußböden («Bödseitenboden») und ein 56 cm breiter Nadelholzbretterboden), verschiedene Putzarten u.a. mit zweischichtiger Bandelierungsmalerei sowie das Wirtschaftsschild mit Rad und Handwerkerzeichen (hier: Brauerwerkzeuge).

Als Ausdruck der angesprochenen Entwicklungen und Lebensweisen sind diese Tatsachen von dokumentarischer Bedeutung für die Geschichtswissenschaft, hier die Baugeschichte und der mit ihr verknüpften Disziplinen der Bau-, Haus- und Volkskunde.

Architekturgeschichte

Die Einstellung des für die Umbauten des 20. Jahrhunderts verantwortlichen Architekten bezüglich des Umgangs mit überkommener Bausubstanz äußert sich in einer auffälligen Rücksichtnahme auf den vorgefundenen Bestand und in der Bemühung, die Erhaltung eines auch für die Heimatgeschichte und das Stadtbild wichtigen Gebäudes mit einer durchgreifenden Umorganisation und Erweiterung seiner Nutzung in Einklang zu bringen. Neu und insoweit auch charakteristisch für die damalige Heimatschutzbewegung ist dabei, daß bei der Bewertung zu erhaltender Substanz ein zwar durchaus gediegener Qualitätsmaßstab angelegt wurde, der aber ausdrücklich nicht mehr das Spektakuläre eines Objektes wie bei Schloß, Kirche, Rathaus, Schmuckfachwerkgebäude usw. in den Mittelpunkt stellte, sondern mehr Charakteristika wie Kubus, Proportionen, Bodenständigkeit und Originalität hervorhob.

Das *Goldene Rad* wurde insoweit offensichtlich vom Architekten Immanuel Hohlbauch als in diesem Sinne schutzwürdiges Objekt erkannt und behandelt. Dies kommt auch in Einzelheiten zum Ausdruck wie der Harmonisierung unregelmäßiger (unruhiger) Fensteröffnungen am Saalanbau oder in der gestalterisch exakten Reproduktion des bereits

vorgegebenen Dachgauben-Exemplars beim weiteren Ausbau des Dachgeschosses. Die Lösungen wurden dabei so gewählt, daß sie gleichzeitig einer verbesserten Proportionierung des Gebäudes dienen, z. B. ausgewogenere «Dachlandschaft». Auch bei der Gestaltung des Turnersaals ließ sich der Architekt offenkundig von Wertvorstellungen wie Bodenständigkeit und Traditionsverbundenheit sowie der bewußten Anknüpfung an regional und heimatgeschichtlich relevante Gegebenheiten leiten als Ausdruck für damalige, mit der Heimatschutzbewegung als einer wichtigen Strömung der Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts verknüpfte Einstellungen und Lebensweisen. Auch für die Architekturgeschichte ist das *Goldene Rad* in Göppingen daher von dokumentarischer Bedeutung.

Vereins-, Sport-, Kultur- und Zeitgeschichte

Eng verknüpft ist das Anwesen mit der auch für die Vereinsgeschichte des späten 19. Jahrhunderts wichtigen Entwicklung der zu Beginn des vorigen Jahrhunderts entstandenen Turnbewegung in Deutschland («Turnvater» Jahn, gestorben 1852). Nach Jahn sollte das Turnen Körper und Charakter bilden und die Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes stärken. Außerdem sollte es Angelegenheit des ganzen Volkes werden und Standesunterschiede und Kleinstaaterei in Deutschland überwinden helfen. Als Bestandteil der nationalen und liberalen Bewegung und wegen ihrer engen Verbindung zu den Burschenschaften wurde die Turnbewegung bald verfolgt und das Turnen 1820 in Preußen sogar ganz verboten; Aufhebung des Verbots erst 1842.

Als Turn- und Versammlungslokal blieb das *Goldene Rad* bis nach dem Zweiten Weltkrieg mit der schon bald nach Aufhebung des Turnverbots in Preußen gegründeten Göppinger Turngemeinde verbunden. Die damit zusammenhängende und als Rarität einzustufende Einrichtung und Ausstattung des Turnersaals von 1929 macht diese Entwicklung noch heute anschaulich, wobei die heraldischen Symbole der Glasfenster auch den politischen Bezug anklingen lassen.

Die gemalten Wappen, Turn- und Wirtshausszenen in den Glasfenstern dieses Saales sind deshalb nicht nur sportgeschichtlich, sondern auch kulturgeschichtlich bemerkenswerte Dokumente z. B. der Sportausübung (Hochsprungszene) und der Heraldik der damaligen Zeit. Die Tatsache, daß die beiden Schilde mit Reichsadler bzw. schwarz-rot-goldenen Reichsfarben das Dritte Reich in situ unbehelligt überleben konnten, macht sie außerdem zu seltenen Dokumenten der Zeitgeschichte.

Der dokumentarische Wert insbesondere des Turnersaals mit seinen Glasfenstern für die angesprochenen Ereignisse und Entwicklungen der Vereins-, Sport-, Kultur- und Zeitgeschichte unterstreicht den hohen Rang des Anwesens für die Geschichtswissenschaft.

Heimatgeschichtliche Bedeutung

Die heimatgeschichtliche Bedeutung des Anwesens beruht einerseits darauf, daß es die auch für die Befestigungs-, Verkehrs-, Stadt- und Wirtschaftsgeschichte relevanten Entwicklungen lokal anschaulich macht, wobei der heimatgeschichtliche Aspekt der Wirtschaftsgeschichte insbesondere in der herausragenden Stellung des traditionsreichen Anwesens als alte Schildwirtschaft, Hotel und Brauereigaststätte zum Ausdruck kommt, die sich auch im Bewußtsein der Öffentlichkeit niedergeschlagen hat.

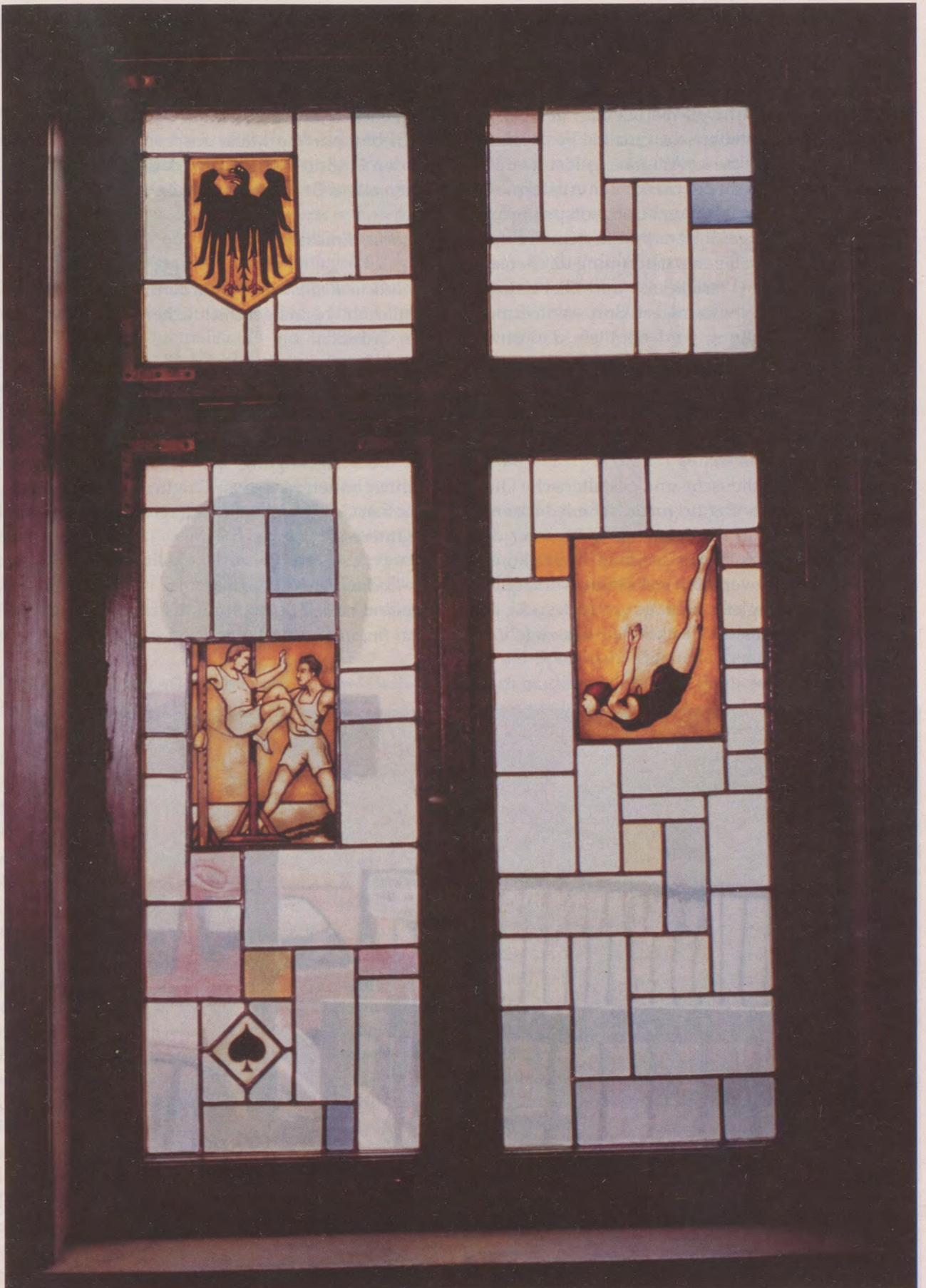
Zum anderen ergibt sie sich aus der jahrzehntelangen Eigenschaft des *Goldenen Rades* als Turn- und Versammlungslokal der schon 1844 gegründeten Göppinger Turngemeinde und dem damit verbundenen Erinnerungswert an diese Zeit, die zugleich auch die Pionierzeit der Turnbewegung und des Vereinswesens in Göppingen mit umfaßt und noch heute im Turnersaal anschaulich wird.

Der schon 1828 errichtete Tanzsaal und die ihm folgenden Säle dienten darüber hinaus jahrzehntelang auch für andere große Vereins- und Familienfeste, für Tanz- und sonstige Veranstaltungen des privaten und öffentlichen Lebens. Bis zum Bau einer Stadthalle entfaltete sich früher praktisch das gesamte, einen größeren Kreis von Menschen einbindende kulturelle Leben einer Stadt in den Sälen entsprechend ausgestatteter Wirtschaften. Das *Goldene Rad* spielte auch in dieser Beziehung lange Zeit eine dominierende Rolle in Göppingen. Durch diesen im Bewußtsein der Bevölkerung noch vorhandenen Bezug zu den kulturellen und sozialen Verhältnissen seiner Zeit ist dem *Goldenen Rad* ein entsprechender «Assoziationswert» beizumessen, der die Bedeutung des Anwesens für die Heimatgeschichte verdeutlicht.

Künstlerische Bedeutung

Künstlerische Bedeutung sind vor allem dem Zwerchhaus, dem Wirtshausschild und den Glasfenstern des Turnersaals zuzusprechen.

Das beim teilweisen Ausbau des ersten Dachgeschosses zu Fremdenzimmern im 19. Jahrhundert errichtete Zwerchhaus verleiht der durch das frü-



Glasfenster im Turnersaal mit Sportszenen, Spielkartenemblem und Schild mit Reichsadler, das als besonderes Zeitdokument das Dritte Reich unbehelligt überdauerte.

here traufständige Quereinhaus vorgegebenen sehr ruhigen Hauptfassade zur Poststraße den für ein stattliches Gasthaus nach damaligem Selbstverständnis wünschenswerten städtebaulichen und funktionalen Akzent. Daß hierbei eine gesteigerte ästhetische und gestalterische Qualität beabsichtigt wurde, da nur so diese Aufgabe gelöst werden konnte, ersieht man an der markanten Ausformung des Giebeldreiecks mit starkem Dachvorsprung und als Fußwalm weitergeführtem profiliertem Traufgesims sowie der auffälligen Ausformung der Fenster an Giebelzwickeln (Viertelkreis) und Giebelspitze (Dreieck mit «strahlenförmiger» Sprossenteilung). Durch diese Gestaltung wird deutlich, daß etwas nicht Alltägliches gewollt wurde, wodurch das neu hinzugefügte Element die Aufmerksamkeit des Betrachters auf das Gebäude lenken und seine besondere Funktion und seine herausragende Bedeutung verdeutlichen helfen sollte.

Eine gesteigerte ästhetische und gestalterische Qualität zeichnen auch das originale schmiedeeiserne Wirtshausschild und die bemalten Glasfenster des Turnersaals aus. Das Wirtshausschild ist eine künstlerisch (kunsthandwerklich) bemerkenswerte qualitätsvolle Arbeit. Zugleich stellt es ein aufwendig gestaltetes Symbol für die Funktionen des zugehörigen

Gebäudes dar: goldenes Rad für die Wirtschaft, Brauerwerkzeuge für die Brauerei.

Die farbigen Glasfenster des Turnersaals mit Bleifassungen und originalen Beschlägen sind künstlerisch ansprechende Arbeiten, die das ästhetische Empfinden in besonderem Maße ansprechen und außerdem den Eindruck vermitteln, daß mit den Glasgemälden etwas Besonderes gewollt wurde.

Öffentliches Erhaltungsinteresse

Das *Goldene Rad* ist ein Kulturdenkmal aus wissenschaftlichen, heimatgeschichtlichen und künstlerischen Gründen.

Seine Erhaltung liegt insbesondere wegen seines stadt-, bau-, kultur- und zeitgeschichtlichen Seltenheitswertes, wegen seines vielfältigen dokumentarischen und exemplarischen Wertes, wegen seines unter Berücksichtigung der verschiedenen Zeitschichten hohen Maßes an Originalität und wegen des hohen Gewichtes der Schutzgründe im öffentlichen Interesse.

*Hans-Joachim Aderhold
Landesdenkmalamt Stuttgart
Referat Inventarisierung*



Eingangshalle des «Goldenen Rads» in Göppingen mit geschwungenem Blumenfenster.

Warum das «Goldene Rad» in Göppingen sterben mußte – Eine Bürgergruppe kämpfte vergeblich

Klaus R. Gebhardt

Als nach der entsetzlichen Brandnacht zum 26. August 1782 die Sonne über der weitgehend vernichteten Stadt Göppingen aufging, hatten 496 Familien ihre gesamte fahrende Habe und ihre Häuser verloren. Die Verluste an alter Bausubstanz konnten nie mehr angemessen ersetzt werden. Aus der im 17. Jahrhundert einst gepriesenen *anmuthigen Stadt mit Ihrem lieblichen Prospekt* wurde nach der schachbrettartigen Neuplanung in der Zeit der Aufklärung im aufblühenden Industrialismus ein häßliches «Fabrikdorf», dessen Bürger in materieller Hinsicht sichtbar verelendet waren.

Als weitere Folge trat eine innere Verarmung der Göppinger ein, die bis zur heutigen Zeit Spuren hinterlassen hat. K. Kirschmer nennt das Innenleben der Bürger in seiner Göppinger Stadtgeschichte 1952 etwas euphemistisch: *Klar und zweckmäßig zwar, aber doch über die Maßen real*. Diese Haltung ist möglicherweise mit ein Grund für das Desinteresse der Göppinger am Schicksal des Gebäudes *Goldenes Rad*, das erst dann ein Ende fand, als es bereits zu spät war, das Haus noch zu retten.

*Die Schildwirtschaft «Goldenes Rad»:
Treffpunkt der Bürger und der Vereine*

Zu den nur 191 im Jahr 1782 von den Flammen verschonten Häusern der Vorstädte gehörte auch das 1777 erbaute Gehöft des Spitalbauern vor dem in Richtung Ulm gelegenen östlichen Stadttor. Darin wurde bald nach dem Stadtbrand die gut gehende Wirtschaft *Goldenes Rad* eröffnet, denn das vorherige Gasthaus mit diesem Schild war innerhalb der Mauern dem Feuer zum Opfer gefallen.

Dieses Anwesen wird im Jahre 1869 folgendermaßen geschildert: *Zweistockiges Haus mit Scheuer, im unteren Stock u. a. zwei große Wirtschaftszimmer, zwei Wohnzimmer und Küche, im oberen Stock ein großer Tanzsaal und 12 Zimmer*. Es wurde damals für ansehnliche 34200 Gulden verkauft.

Die gute Raumausstattung und geschickte Wirte führten dazu, daß das *Rad* zum Treffpunkt verschiedener Vereine sowie der Feuerwehr wurde. Für Hochzeiten und Tanzveranstaltungen wurden die Räumlichkeiten im ersten Stock genutzt. In den folgenden Jahrzehnten war das *Goldene Rad* die Heimstatt für Turner und Sänger; es war das Gasthaus, in dem Grundstückskäufe und Geschäfte aller Art besprochen und nach dem Kauf durch gemeinsames Essen und Trinken öffentlich besiegelt wurden.

Der hohe Stellenwert auch für das private Leben geht beispielhaft aus dem folgenden Glückwunsch hervor, den ein Vater dem Hochzeitspaar auf eine Metallplatte gravieren ließ:

*Zur Hochzeit bring ich klipp & klar,
Mein allerbesten Glückwunsch dar.*

*Es mög der Gott der Eheleute,
Euch geben viel & grosse Freude.
Wünsch Perlen, Gold & Edelstein,
Gesundheit & Zufriedensein.*

*Auch dass bei diesen teuren Zeiten,
Der Storch nicht z'oft kommt zu Euch Beiden.
Und dass wir nach den Flitterwochen,
Im **Rad** bald wieder zusammen hocken.*

Göppingen 29. 7. 26 Vater Hammele

Eine letzte große Erneuerung im Jahre 1929/30 mit dem geschickten Umbau der Scheune in einen Turnersaal und einen Sängersaal zeigt die engen Verbindungen des *Goldenen Rad* zur Göppinger Turner- und Sängerbewegung. Denn bevor es eine eigene Turnhalle gab, dienten ja die Nebengebäude des *Rad* als Sportsaal. Mitgliederversammlungen und Feiern fanden in diesem Stammlokal statt, auch der Sängerbund übte und tagte regelmäßig im *Goldenen Rad*.

*1985 als Brauereigaststätte geschlossen,
Behörden stimmen leichtfertig Abbruch zu*

Nach dem Kriege wurde das Gasthaus beschlagnahmt und diente den amerikanischen Besatzern als PX-Laden. 1951 erst wurde es zurückgegeben und wieder zur Brauereigaststätte. Da der letzte Besitzer jedoch keine ausreichenden Renovierungen vornehmen ließ, verkamen Gebäude und Hotel zusehends. Die Umsätze der Gaststätte gingen dadurch offenbar so sehr zurück, daß nach dem Ausscheiden der Pächter 1985 die letzte Göppinger Brauereigaststätte geschlossen wurde. Eine zweihundertjährige Tradition war jäh beendet worden!

Seitdem war das *Goldene Rad* geschlossen. Versuche, es umzunutzen, wurden unternommen, aber vom Vorbesitzer trotz guter Ansätze nicht verwirklicht, da sie ihm unrentabel schienen. Er beantragte schließlich eine Abbruchgenehmigung bei der Stadt Göppingen als unterer Denkmalschutzbehörde, und er verklagte die Stadt später wegen Untätigkeit, nachdem der Vorgang längere Zeit unerledigt geblieben war.



«Goldenes Rad» vor dem Abbruch: Bis in das Erdgeschoß ist die Sichtfachwerkkonstruktion unter dem Putz erhalten. Der markante Zwerchgiebel des 19. Jahrhunderts verleiht dem bedeutenden Gasthaus den in dieser Zeit wünschenswerten städtebaulichen und funktionalen Akzent.

Die Stadt Göppingen legte daraufhin den Vorgang mit einem Begleitbrief dem Regierungspräsidium in Stuttgart als oberer Denkmalschutzbehörde zur Entscheidung vor. Es finden sich in diesem Brief vom 17. Oktober 1988 und im nachfolgenden Schreiben des Regierungspräsidiums Sachverhalte, die die Bürgergruppe *Goldenes Rad* daran zweifeln lassen, in wieweit denn eine sinnvolle Denkmalpflege in unserem Land möglich sein soll, wenn die Behörden solcherart mit dem Recht umgehen?

Auf der einen Seite steht das Landesdenkmalamt, das in sorgfältiger Recherche ermittelt hat, daß das markante Fachwerkgebäude, ursprünglich als Sichtfachwerk angelegt, aus wissenschaftlichen, heimatgeschichtlichen und künstlerischen Gründen ein Kulturdenkmal im Sinne des § 2 des Denkmalschutzgesetzes des Landes Baden-Württemberg darstellt, dessen Erhaltung im öffentlichen Interesse liegt. Auf der anderen Seite findet sich die Stadt Göppingen, die im genannten Schreiben dem Regierungspräsidium die Zustimmung zur Abbruchgenehmigung in den Mund legt, da die Denkmalswürdigkeit in diesem Fall nicht gegeben sei (!) und man den Abbruch nicht verhindern wolle. Die Erhaltung sei darüber hinaus unzumutbar. Eine Behauptung, die bis heute nie durch handfeste Zahlen wirklich durchgängig nachgewiesen wurde.

Dies muß man jedenfalls dem Begleitschreiben mit der mehr als dürftigen Begründung des Regierungspräsidiums Stuttgart vom 17. Oktober 1988 zur Abbrucherlaubnis entnehmen. Darin wird sogar bestätigt, daß die vorgelegten Vergleichskostenberechnungen nie ausreichend geprüft werden konnten, da der Eigentümer nicht bereit war, die entsprechenden Zahlenwerte mitzuteilen. Nur für die Arbeiten im Dachgeschoß legte man diese Zahlen bei einer mündlichen Besprechung vor! Weil diese Werte dann weitgehend ungeprüft auf das Gesamtgebäude hochgerechnet wurden, konnte vermutet werden, es würden Sanierungskosten in unzumutbarer Höhe anfallen. Dies wurde dann als Tatsache angenommen, ohne nähere Überprüfung, wie aus dem Begleitschreiben zur Abbruchgenehmigung hervorgeht. Möglicherweise ist auch noch die Intervention eines Abgeordneten zugunsten des Antragstellers beim Regierungspräsidium hilfreich gewesen, von der im Göppinger Gemeinderat unwiderprochen die Rede war.

Als letzter Begründungspunkt wurde dann auf den Fall *Goldener Adler* hingewiesen, auf ein bereits abgebrochenes historisches Gasthaus Göppingens, und argumentiert: Man müsse wegen der Gleichbehandlung in beiden Fällen dem Abbruch zustimmen. Was sollen Denkmalschutzbehörde und

Denkmalschutzgesetz, so fragen wir uns, wenn doch mit dem platten Argument des Gleichheitsgrundsatzes auf diese Weise jeder Abbruch zu rechtfertigen ist? Es kann doch nicht richtig sein, eine falsche Entscheidung damit zu begründen, daß man den gleichen Fehler bereits früher begangen hat. So wird das Denkmalschutzgesetz zu Makulatur gemacht!

*Göppinger Bürgergruppe versucht,
Landesgirokasse am Erhalt zu interessieren*

Nach dem Vorliegen der Abbruchgenehmigung verkaufte der Vorbesitzer das Gelände bald an die Landesgirokasse Stuttgart und an die Firma Keller-Bau in Süssen. Da die LG – nach Aussage des Vorbesitzers – als Hausbank von Anfang an über seine Verkaufsabsichten orientiert war und da sie bereits seit 1975 ein Baugelände in Göppingen suchte, ist anzunehmen, daß sie die Erteilung der Abbruchgenehmigung für den Vorbesitzer abwartete. Man fürchtete offenbar, die Bank könne selber nicht ohne weiteres den Nachweis der wirtschaftlichen Unzumutbarkeit des Gebäudeerhaltens erbringen.

Diese Vermutung findet eine Stütze in den verzweifelten Bemühungen der Landesgirokasse, diesen Zusammenhang zu verschleiern, indem LG-Chef Dr. Zügel gegenüber seinem Verwaltungsrat behauptete, die Abbruchgenehmigung sei *ohne Wissen und Zutun* der Bank beantragt worden. Auch aus den Gemeinderatssitzungen in Göppingen wurde klar, daß die Erlaubnis zum Abbruch nur deshalb die Unterstützung der Göppinger Räte fand, um einem geachteten Bürger aus einer mißlichen Lage zu helfen!

Als die neuen Besitzer, die in Grundstücksgemeinschaft eine Neubebauung in baurechtlicher Abstimmung mit der Stadt Göppingen planen, das Neubauprojekt der Öffentlichkeit vorstellten und damit allen Bürger der Verlust des lieb gewordenen *Goldenen Rads* als reale Gefahr vor Augen stand, formierte sich erheblicher Protest in der Bevölkerung. Es kam zu einer Trauerbeflaggung von zahlreichen Gebäuden der Stadt. Aus diesem Widerstand einzelner formte sich die unpolitische Bürgergruppe «Goldenes Rad» mit dem Bestreben, das Gebäude zu retten.

Die Bürgergruppe trug in Stuttgart der Landesgirokasse Möglichkeiten zur Erhaltung des Gebäudes vor, die eine Integration des Bauwerkes in einen Neubau als Kassenhalle erlaubt hätten. Die LG wollte sich mit diesen Plänen aber nicht anfreunden und hat nach Meinung der Bürgergruppe «Goldenes Rad» niemals ernsthaft eine Alternativplanung

mit dem Bestand des Gebäudes geprüft. Jedenfalls sind bis heute keine Unterlagen vorgelegt worden, die diese Annahme widerlegen. Es wurde stets nur argumentiert, das Gebäude könne *in seinem jetzigen Zustand nicht als Bankgebäude* verwendet werden.

Im Gespräch am 16. November 1990 äußerte der zuständige Direktor der Landesgirokasse die Ansicht – er war auf eine Prüfung der Zuschußmöglichkeiten für die Denkmalerhaltung angesprochen –, daß in diesem Zusammenhang *Geld keine Rolle spiele*. Er räumte darüber hinaus ein, daß das geplante neue Gebäude, welches das abgerissene *Goldene Rad* ersetzen soll, *leider scheußlich* sei. Als Begründung für diese starre Haltung wurde den betroffenen Göppingern mitgeteilt, man habe von Anfang an so geplant, und sie hätten sich viel zu spät gemeldet. Außerdem sei die Bank bereit, den Flachdach-Neubau zur Not mit einem normalen Dach zu versehen, wenn dies gewünscht werde. Auch über den Verputz lasse man mit sich reden.

Ein ernsthaftes Bemühen der Landesgirokasse, die Brisanz des Problems überhaupt zu erfassen, war nicht zu spüren. Man hat den Eindruck, daß mit der geschickt erworbenen Abbruchgenehmigung die Achtung vor der historischen Würde eines Bauzeugens mit einmaligem Charakter endgültig verloren ging!

Alle Vorschläge von seiten der Bürgergruppe sind ohne wirklich ernsthafte Prüfung abgelehnt worden. Es wurde stets mit dem Hinweis argumentiert, die Firma Keller-Bau als Miteigentümer wolle keinesfalls einen Umbau des alten Gebäudes dulden. Am 27. November 1990 benachrichtigte die LG die Bürgergruppe, daß sie keine der aufgezeigten Möglichkeiten aufgreifen wolle. Sie erklärte, weiter an ihrem Neubauvorhaben mit dem Abriß des Gebäudes festzuhalten!

Verkaufsangebot nur eine Finte?

Noch vor Gründung der Bürgergruppe hatte der Vorstandsvorsitzende der Landesgirokasse, Dr. W. Zügel, am 31. Juli 1990 an den Göppinger Oberbürgermeister Haller geschrieben, daß die LG das Gebäude *Goldenes Rad* nicht selber erhalten wolle. Er schloß seinen Brief mit den Worten: *Ich bedauere, Ihnen keinen besseren Bescheid geben zu können, biete aber noch einmal an, daß wir von dem Vorhaben zurücktreten, wenn ein Dritter das Hotel «Goldenes Rad» wieder errichten will und kann.*

Als letzte Möglichkeit, das *Goldene Rad* zu erhalten, wollte die Bürgergruppe daher als Dritter in dieses Kaufangebot eintreten. Verhandlungen hierüber lehnte LG-Direktor Fundel in einem Telefonge-

sprach am 27. November 1990 jedoch ohne Begründung ab. Man muß annehmen, daß auch dieses Verkaufsangebot nur eine platte Finte und niemals ernst gemeint war und sich nahtlos in das Taktieren mit Halbwahrheiten einpaßt, denn das Vorkaufsrecht des Partners Keller-Bau hätte die Landesgirokasse auch schon im Juli am Verkauf gehindert.

In das Verkaufsangebot sollte nach Meinung der Bürgergruppe daher die Stadt Göppingen für die Bürgergruppe eintreten. Sie vertraute nämlich noch den Worten des Oberbürgermeisters, der zur Rettung des Gebäudes am 15. November 1990 an die Bürgergruppe geschrieben hatte: *Es bleibt mein und des Gemeinderates kommunalpolitisches Ziel, das uns Mögliche zu tun, um das Bauwerk in seinem heutigen Erscheinungsbild zu erhalten.*

Zur Verwirklichung dieser letzten Möglichkeit hatte die Bürgergruppe «Goldenes Rad» der Stadt Göppingen ein Konzept vorgelegt, nach dem die Stadt als Zwischenkäufer auftreten sollte. Die Stadt sollte

erst kaufen, wenn der Kaufpreis durch die Bürgergruppe in Form einer Bankbürgschaft gesichert war. Die zweimal anfallende Grunderwerbsteuer wollte die Gruppe tragen.

Nun aber, als es ernst wurde, zeigte sich das Falschspiel von Gemeinderat und Stadtverwaltung. Entgegen allen – populären – öffentlichen Beteuerungen dachte niemand daran, die Bürgergruppe zu unterstützen. Ohne massiven Druck von Gemeinderat und Oberbürgermeister gab es aber keine Hoffnung, die Landesgirokasse auf ihr Versprechen vom Juli festzulegen. Das Schicksal des *Goldenen Rads* war endgültig besiegelt: Am 7. Januar dieses Jahres leistete der Abbruchbagger ganze Arbeit, es gibt das Kulturdenkmal *Goldenes Rad* nicht mehr, obwohl die Bürgergruppe mehr als 2500 Unterschriften für den Erhalt gesammelt und zuletzt noch den Petitionsausschuß des Landtags angerufen hatte.



Die vertäfelte Gaststube des «Goldenen Rads». An der Decke erkennt man die gestuften Gipsprofile, über die die Belüftung und Entlüftung der Gasträume erfolgte.

Einladung zur Mitgliederversammlung 1991 des Schwäbischen Heimatbundes

am Samstag, 11. Mai 1991, um 14.00 Uhr
im Pädagogisch Kulturellen Centrum
in Freudental, Kreis Ludwigsburg

Tagesordnung

Begrüßung und Grußworte

1. Tätigkeitsbericht des Vorstandes
2. Kassenbericht des Schatzmeisters
3. Prüfungsbericht des Kassenprüfers
4. Entlastung
5. Neufassung der Satzung

6. Wahl des Vorstands
7. Wahl des Beirats
8. Erhöhung des Jahresbeitrages
9. Verschiedenes

Der Satzungsentwurf zum Tagesordnungspunkt 5, Neufassung der Satzung, ist im Anschluß abgedruckt.

Anträge zur Tagesordnung sind spätestens zehn Tage vor der Versammlung dem Vorsitzenden schriftlich zuzuleiten.

Hinweis: Freudental ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln schlecht zu erreichen. Bitte bilden Sie Fahrgemeinschaften. Angebote und Anfragen richten Sie bitte an die Geschäftsstelle.

SATZUNG DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES e. V.

§ 1 Name und Sitz des Vereins

1. Der Verein führt den Namen Schwäbischer Heimatbund e. V.
2. Der Verein ist in das Vereinsregister des Amtsgerichts Stuttgart eingetragen. Er hat seinen Sitz in Stuttgart.

§ 2 Zweck des Vereins

1. Der Schwäbische Heimatbund will die naturgegebenen und kulturellen Grundlagen unserer schwäbischen Heimat erhalten und stärken, für die Aufgaben der Gegenwart und die Gestaltung der Zukunft nutzen und dadurch einen sachgerechten und zeitgemäßen Beitrag zur Weiterentwicklung der Gesellschaft und ihrer Umwelt leisten.
2. Der Satzungszweck wird insbesondere verwirklicht durch:
 - a) vereinseigene Veröffentlichungen,
 - b) Vorträge, Führungen, Studien- und Lehrfahrten, Ausstellungen, Konzerte, Dichterlesungen, Tagungen, Verleihung von Preisen,
 - c) sachverständige Beratungen und Stellungnahmen zu wichtigen, mit der Arbeit des Vereins zusammenhängenden Tagesfragen, auch in Presse und Rundfunk,
 - d) Erwerb und Pflege von Kulturdenkmalen und naturschutzwürdigen Grundstücken.
3. Der Schwäbische Heimatbund verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne von § 52 Abs. 2 AO 1977, und zwar insbesondere durch Förderung der Volksbildung, der Denkmalpflege und des Naturschutzes.
4. Der Schwäbische Heimatbund ist selbstlos tätig; er verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke.
5. Der Schwäbische Heimatbund ist parteipolitisch und konfessionell neutral.

§ 3 Mitgliedschaft

1. Mitglieder des Vereins können natürliche Personen (persönliche Einzelmitgliedschaft) und juristische Personen (körperschaftliche Mitgliedschaft) werden sowie Gruppen und Zusammenschlüsse, die gleiche Ziele verfolgen wie der Schwäbische Heimatbund (kooperative Mitglieder). Die Mitgliedschaft wird durch Abgabe einer Beitrittserklärung beantragt.
2. Über die Aufnahme eines Mitglieds entscheidet der Vorstand. Er kann die Entscheidung auf ein anderes Organ des Vereins übertragen.
3. Zu Ehrenmitgliedern kann die Mitgliederversammlung auf Antrag des Vorstands Personen ernennen, die sich um den Verein und seine Ziele besonders verdient gemacht haben.
4. Die Mitgliedschaft endet durch Austritt, Ausschluß oder Tod.
5. Der Austritt ist nur auf Ende eines Geschäftsjahres zulässig; er muß dem Verein mindestens 3 Monate vorher schriftlich erklärt werden.
6. Ein Mitglied kann vom Vorstand ausgeschlossen werden,
 - a) wenn es dem Zweck des Vereins zuwiderhandelt,
 - b) wenn es trotz schriftlicher Erinnerung in zwei aufeinanderfolgenden Jahren den Jahresbeitrag nicht bezahlt hat.

§ 4 Jahresbeitrag

1. Natürliche Mitglieder leisten einen Jahresbeitrag, dessen Höhe von der Mitgliederversammlung festgesetzt wird. Er wird am 1. Januar für das neue Jahr fällig.
2. Körperschaftliche und kooperative Mitglieder bezahlen einen Jahresbeitrag, der höher ist als der Jahresbeitrag für natürliche Personen. Die Höhe wird vom Vorstand festgesetzt.

§ 5 Geschäftsjahr

Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 6 Organe des Vereins

1. Organe des Vereins sind:

- a) die Mitgliederversammlung,
- b) der Vorstand,
- c) der Vorsitzende und seine beiden Stellvertreter,
- d) der Beirat.

2. Der Vorsitzende und seine beiden Stellvertreter bilden den Vorstand im Sinne von § 26 BGB; jeder ist allein vertretungsberechtigt.

3. Die Tätigkeit des Vorstands und der Mitglieder der anderen Organe des Vereins ist ehrenamtlich. Notwendige Aufwendungen, insbesondere Reisekosten, können erstattet werden.

§ 7 Mitgliederversammlung

1. Die Mitgliederversammlung findet jährlich mindestens einmal statt.

2. Sie hat die Aufgabe,

- a) den Vorsitzenden, seine beiden Stellvertreter, den Schatzmeister, den Schriftführer und zwei weitere Mitglieder sowie die Beiratsmitglieder auf die Dauer von drei Jahren zu wählen,
- b) den Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden, den Kassenbericht des Schatzmeisters und den Prüfungsbericht des vom Vorstand bestimmten Kassenprüfers entgegenzunehmen und dem Vorstand Entlastung zu erteilen,
- c) die Höhe des Jahresbeitrages für die natürlichen Mitglieder festzusetzen,
- d) über Satzungsänderungen und die Auflösung des Vereins zu beschließen,
- e) die vom Vorstand vorgeschlagenen Ehrenmitglieder zu ernennen,
- f) über sonstige wichtige Angelegenheiten des Vereins sowie über Anträge der Mitglieder zu beschließen.

3. Die Mitgliederversammlung ist vom Vorsitzenden rechtzeitig, jedoch mindestens 10 Tage vorher, unter Angabe der Tagesordnung durch Mitteilung in der vereinseigenen Zeitschrift einzuberufen.

4. Anträge der Mitglieder zur Tagesordnung sind spätestens fünf Tage vor der Versammlung dem Vorsitzenden schriftlich zu übermitteln.

5. Der Vorsitzende hat eine außerordentliche Mitgliederversammlung einzuberufen, wenn die Belange des Vereins es erfordern oder wenn mindestens 5% der Mitglieder die Einberufung schriftlich unter Angabe des Zwecks verlangen.

6. Die Mitgliederversammlung wird vom Vorsitzenden geleitet. Sie beschließt mit der einfachen Stimmenmehrheit der erschienenen Mitglieder. Satzungsänderungen und die Ernennung von Ehrenmitgliedern bedürfen einer Dreiviertelmehrheit der erschienenen Mitglieder.

§ 8 Vorstand

1. Der Vorsitzende, seine beiden Stellvertreter, der Schatzmeister, der Schriftführer und zwei weitere Mitglieder bilden den Vorstand.

2. Der Vorstand beschließt über alle Angelegenheiten des

Vereins, die nicht der Mitgliederversammlung oder dem Vorsitzenden vorbehalten sind.

3. Der Vorstand tritt möglichst monatlich zusammen.

§ 9 Vorsitzender

1. Der Vorsitzende lädt unter Angabe der Tagesordnung zu den Sitzungen der Vereinsorgane ein und leitet sie.

2. Der Vorsitzende erledigt mit Hilfe des Geschäftsführers die laufenden Geschäfte.

3. Im Verhinderungsfall wird der Vorsitzende durch einen der beiden Stellvertreter vertreten.

§ 10 Beirat

1. Der Beirat berät den Vorstand vor allem in Fachfragen und in Angelegenheiten von regionaler Bedeutung. Der Beirat soll helfen, die Verbindung zwischen den Organen des Vereins und seinen Mitgliedern zu stärken. Der Beirat tritt mit dem Vorstand zu gemeinsamer Sitzung zusammen, wenn dieser es für notwendig hält oder mindestens die Hälfte der Beiratsmitglieder es wünschen, jedenfalls aber zweimal im Jahr.

2. Die Beiratsmitglieder werden von der Mitgliederversammlung auf die Dauer von drei Jahren gewählt. Dem Beirat sollen angehören: Fachleute der für Naturschutz und Landschaftspflege, Denkmalpflege, Volkskunde und für technische Aufgaben zuständigen Behörden, die im Arbeitsbereich des Vereins tätig sind, ferner Mitarbeiter des Staatlichen Museums für Naturkunde Stuttgart, des Württembergischen Landesmuseums, der Württembergischen Landesbibliothek und der Staatlichen Archivverwaltung.

§ 11 Geschäftsführer

Der Geschäftsführer ist dem Vorsitzenden verantwortlich für die ordnungsgemäße geschäftliche Abwicklung aller laufenden Angelegenheiten sowie für die Ausführung der Beschlüsse des Vorstands und der Mitgliederversammlung. Sein Aufgabenbereich und die Arbeitseinteilung in der Geschäftsstelle werden durch eine vom Vorstand zu erlassende Geschäftsordnung bestimmt. Der Geschäftsführer ist Angestellter des Vereins.

§ 12 Ausschüsse

1. Der Vorstand bildet Ausschüsse. Deren Vorsitzende werden vom Vorstand berufen.

2. Die Ausschüsse haben folgende Aufgaben:

- a) Auseinandersetzung mit Problemen des Fachgebietes
- b) Durchführung laufender Aufgaben im Fachgebiet
- c) Beratung von Vorstand sowie örtlichen und überörtlichen Gruppierungen in Fachfragen

3. Die Ausschüsse haben ein Selbstergänzungsrecht. Eine solche Ergänzung ist dem Vorstand mitzuteilen.

4. Die Amtsdauer des Ausschußvorsitzenden und der Ausschußmitglieder läuft parallel zur Amtsdauer des Vorstandes.

5. Folgende Ausschüsse sollen gebildet werden:

Redaktion für die Zeitschrift Schwäbische Heimat, Natur- und Umweltschutz, Denkmalschutz, Städtebau, Allgemeine Heimatpflege, Liegenschaften, Veranstaltungen, Werbung. Bei Bedarf können weitere Ausschüsse gebildet werden.

5. Auf Wunsch des Ausschusses hat der Vorstand einen Vertreter des Ausschusses zu hören.

§ 13 *Örtliche und überörtliche Gruppen*

1. Der Schwäbische Heimatbund bildet gebietlich abgegrenzte, örtliche und überörtliche Gruppen, z.B. Regional-, Stadt- und Ortsgruppen. Sie arbeiten im Sinne des Vereinszwecks und auf der Grundlage dieser Vereinssatzung in ihrem Bereich.

2. Die Leitung der Gruppen übernehmen deren Vorstände.

3. Die im Gebiet einer Gruppe wohnenden Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes wählen den Vorsitzenden der Gruppe und bis zu zwei Stellvertreter mit einfacher Stimmenmehrheit auf die Dauer von drei Jahren.

4. Die Vorstände der Gruppen treffen sich mindestens einmal im Jahr mit dem Vereinsvorstand zu einer gemeinsamen Sitzung und einmal im Jahr zu einer gemeinsamen Sitzung mit dem Vereinsvorstand und dem Beirat.

5. Auf Wunsch des Vorstands der Gruppe hat der Vereinsvorstand einen Vertreter der Gruppe zu hören.

§ 14 *Niederschriften*

Über die Sitzungen des Vorstands und über die Mitgliederversammlungen sind Niederschriften aufzunehmen, die mindestens die gefaßten Beschlüsse enthalten müssen. Der Schriftführer beurkundet die Beschlüsse.

§ 15 *Auflösung des Vereins*

Über die Auflösung des Vereins kann nur eine zu diesem Zweck einberufene Mitgliederversammlung entscheiden, wenn mindestens 10% der Mitglieder anwesend sind. Ist dies nicht der Fall, so muß eine neue Mitgliederversammlung unter Einhaltung einer Frist von mindestens einem Monat einberufen werden, die dann ohne Rücksicht auf die Zahl der erschienenen Mitglieder beschlußfähig ist. Für den Beschluß ist eine Mehrheit von vier Fünfteln der erschienenen Mitglieder erforderlich.

§ 16 *Gemeinnützigkeit*

1. Mittel des Vereins dürfen nur für die satzungsmäßigen Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder erhalten keine Zuwendungen aus Mitteln des Vereins.

2. Es darf keine Person durch Verwaltungsaufgaben, die den Zwecken des Vereins fremd sind, oder durch unverhältnismäßige hohe Vergütungen begünstigt werden.

3. Bei Auflösung oder Aufhebung des Vereins oder bei Wegfall seines bisherigen Zwecks fällt das Vermögen des Vereins an das Land Baden-Württemberg, und zwar an die Stiftung Naturschutzfonds Baden-Württemberg.

§ 17 *Inkrafttreten*

Die Satzung tritt am 11. Mai 1991 in Kraft. Damit erlischt die Satzung vom 12. Januar 1983.

Sonderfahrt Mitgliederversammlung 1991 (Rahmenprogramm)

Samstag, 11. Mai 1991

Abfahrt: 8 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof.

Unkostenbeitrag (inkl. Eintritte): 30.– DM

Stuttgart – Bietigheim-Bissingen – Horrheim – Ochsenbach – Freudental – Stuttgart

Für die Teilnehmer an der Mitgliederversammlung 1991 hat die Geschäftsstelle ein Rahmenprogramm ausgearbeitet.

In Bietigheim-Bissingen erwartet Sie eine Führung durch die reizvolle Altstadt. Das Weinmuseum in Horrheim führt Interessierte in die Welt des Weines ein; Attraktion ist ein Kelterbaum. Um nicht nur die Verarbeitung des Rebensaftes kennenzulernen, werden Sie auf einem Spaziergang durch einen Weinlehrpfad Gelegenheit haben, etwas über Rebsorten und Anbau zu erfahren. Das Mittagessen ist in Ochsenbach im Gasthaus «Zum Adler» eingeplant. Die Mitgliederversammlung ist um 14 Uhr in Freudental im Pädagogisch-Kulturellen Centrum. Nach der Versammlung besteht Gelegenheit zu einem gemeinsamen Kaffeetrinken. Anschließend hält der Leiter des Pädagogisch Kulturellen Centrum in Freudental, Ludwig Bez, einen Vortrag «Die ehemalige Synagoge als Ort des Lernens und der Begegnung». Im Anschluß ist ein Rundgang durch Freudental und den jüdischen Friedhof vorgesehen. Ankunft in Stuttgart gegen 19 Uhr.

Anmeldungen zur Sonderfahrt erbitten wir unter dem Stichwort «Mitgliederversammlung 1991» an die Geschäftsstelle (bis 19. April 1991).

Denkmalschutz-Preis 1991

des Schwäbischen Heimatbundes (Peter-Haag-Preis)

Der Schwäbische Heimatbund vergibt seit 1978 seinen Denkmalschutz-Preis für denkmalpflegerisch beispielhaft instand gesetzte, gestaltete und genutzte Altbauten (Peter Haag-Preis). Auch 1991 soll dieser Preis wieder verliehen werden.

Gemäß der Satzung des Preises dürfen nur Objekte in privatem Eigentum ausgezeichnet werden. Jedermann ist berechtigt, Vorschläge für eine solche Auszeichnung einzusenden, auch die Eigentümer selbst können sich um den Preis bewerben. Die Vorschläge sollten versehen sein mit kurzen Erläuterungen und Fotos, die eine Beurteilung der denkmalpflegerischen Leistungen ermöglichen. Geschichte und Baugeschichte des jeweiligen Gebäudes sind, wenn möglich, aufzuzeigen und Pläne beizulegen. Die Objekte müssen im Bereich unseres Vereinsgebietes liegen, also in den ehemals württembergischen und hohenzollerischen Landesteilen.

Die Vorschläge richten Sie bitte bis zum 30. April 1991 an die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes, Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1. Anfragen unter Telefon (0711) 221638, Telefax (0711) 293484.

Ausschreibung des Kulturlandschaftspreises

Der Schwäbische Heimatbund hat beschlossen, neben dem seit Jahren bekannten und bewährten Denkmalschutzpreis (Peter-Haag-Preis) einen weiteren Preis für besondere Verdienste um die Erhaltung, Pflege und Wiederherstellung von Kulturlandschaften zu vergeben. Damit soll die traditionelle Aufgabe des Schwäbischen Heimatbundes im Bereich des Naturschutzes und der Landschaftspflege hervorgehoben werden, denn Heimat bedeutet nicht nur Kultur und Geschichte, sondern ebenso Natur und Umwelt. Die Satzung dieses Preises des Schwäbischen Heimatbundes für Kulturlandschaften hat folgenden Wortlaut:

1. Der Schwäbische Heimatbund stiftet einen Preis für eine beispielhaft erhaltene und gestaltete Kulturlandschaft als Ausdruck der Koexistenz von Mensch und Natur.
2. Die Preissumme beträgt 5000 DM. Der Preisträger erhält eine Urkunde.
3. Den Preis erhalten der Eigentümer oder Betreuer der ausgezeichneten Kulturlandschaft.
4. Der Preis wird in einer öffentlichen Veranstaltung verliehen.
5. Jedermann, auch der Eigentümer oder Betreuer, kann geeignete Kulturlandschaften vorschlagen. Die Objekte sollen in den württembergischen oder hohenzollerischen Landesteilen liegen.
6. Über die Verleihung entscheidet eine Jury, die vom Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes berufen wird. Die Jury kann Gutachter hören. Die Jury arbeitet ehrenamtlich.
7. Der Preis wird jährlich verliehen. Die Jury kann von einer Verleihung absehen.

Die **Vorschläge** für diesen Preis richten Sie bitte **bis zum 30. April 1991** an die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes, Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1. Anfragen unter Telefon (0711) 221638 oder Telefax (0711) 293484.

Orts-, Stadt- und Regionalgruppen des Schwäbischen Heimatbundes

Liste der Vertrauensleute und Vorsitzenden

Backnang: Dipl.-Ing. Helmut Erkert
Schubartstraße 13
7150 Backnang
Telefon (07191) 1558

Heilbronn: Willi Lutz
Nürnberger Straße 62
7100 Heilbronn
Telefon (07131) 71999

Isny: N.N.

Kirchheim: Gerhard Haug
Brühlstraße 53
7312 Kirchheim/Teck-Nabern
Telefon (07021) 53960

Leonberg: Dipl.-Ing. Werner Schultheiss
Oberer Schützenrain 6
7250 Leonberg
Telefon (07152) 27396

Leutkirch: Paul Zorn
Marktstraße 22
7970 Leutkirch/Allgäu
Telefon (07561) 4236

Nürtingen: Hans Binder
Schellingstraße 10
7440 Nürtingen
Telefon (07022) 34243

Ravensburg: Prof. Dr. Friedrich Weller
Karl-Erb-Ring 104
7980 Ravensburg
Telefon (0751) 93513

Remstal-Winnenden: Dr. Roland Schurig
1. Vorsitzender
Hungerbergstraße 61
7057 Winnenden
Telefon (07195) 63127

Stuttgart: Harald Schukraft
1. Vorsitzender
Telefon (0711) 611942

Tübingen: Ursula Zöllner
Stauffenbergstraße 71
7400 Tübingen
Telefon (07071) 26481

Ulm: Karl Reutter
Bootshausstraße 3
7910 Neu-Ulm
Telefon (0731) 81300

Untermarchtal: Wolfgang Rieger
1. Vorsitzender
Munderkinger Straße 13
7934 Untermarchtal
Telefon (07393) 3625

Buchbesprechungen

OTTO BORST (Hg): **Das Dritte Reich in Baden-Württemberg.** (Stuttgarter Symposion Bd. 1). Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1988. 334 Seiten mit 6 Abbildungen. Kartoniert DM 29,80

Der Band ist hervorgegangen aus einer gleichnamigen Tagung, die im Herbst 1985 im Stuttgarter Rathaus stattfand. Mit ihr wurde das *Stuttgarter Symposion* begründet, eine für die interessierte Öffentlichkeit gedachte Einrichtung, die erklärtermaßen das Gespräch zwischen Fachleuten und Laien ermöglichen soll. Der Band ist, wie der Herausgeber in seiner Einführung betont, als erste Gesamtdarstellung der NS-Zeit konzipiert, die Württemberg und Baden gleichermaßen behandelt.

Als Einstieg macht Paul Sauer mit gewohntem Kenntnisreichtum mit *Staat, Politik und Akteure(n)* der beiden Länder zwischen 1933 und 1945 bekannt. Die übrigen zwölf Beiträge befassen sich sowohl mit Faktoren der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung – der Wirtschaft (Willi A. Boelcke), den Kirchen (Jörg Thierfelder), dem Schul- und Erziehungswesen (Karl Schneider), der Justiz (Diemut Majer) und der Gesundheitspolitik (Walter Wuttke) –, als auch mit Einzelfragen wie der Kunstpolitik (Michael Koch), der *Dichtung und Literatur* (Otto Borst) oder der *Stuttgarter Bauschule* (Wolfgang Voigt).

Letztlich geht es bei allen diesen Beiträgen um die Frage der Beteiligung am NS-Regime und um die Verstrickung in seine Verbrechen. Freilich ist diese Frage mit unterschiedlicher Klarheit gestellt und beantwortet worden. Der Beitrag über *Schule und Erziehung* etwa stellt erst die Frage, ob die zuvor referierten unterschiedlichen Ausschnitte aus dem nationalsozialistischen Schulalltag *nun alle von strammen Nazis* zeugten, und entlarvt sie dann selber gleich als eine bloß rhetorische Frage. So gestellt ist die Frage ohnehin unproduktiv, geht es doch nicht darum, ob einer nun *strammer Nazi* war oder nicht – ganz abgesehen davon, daß völlig ungeklärt ist, was das eigentlich heißt –, sondern darum zu erkennen, was jemanden dazu brachte, sich zu beteiligen, aufgrund welcher politischen Traditionen, Normen und Wahrnehmungsmuster der Nationalsozialismus als positiv erlebt und verarbeitet werden konnte, und zwar von so vielen.

Für die württembergischen und badischen Richter behandelt Diemut Majer diese Frage beispielhaft, wenn sie zeigt, daß diese in der Mehrzahl den Übergang ins Dritte Reich aufgrund der Kontinuität des Rechtssystems und der Rechtsbegriffe als *bruchlos* erlebt haben. Sie wurden in der Tat auch nicht aus ihrem Amt entfernt. Vielmehr deckten sich die von den NS-Propagandisten immer wieder angeführten Sitten und Normen wie *Ehre, Treue, Pflicht, Gehorsam, Hingabe, Deutschum* mit dem autoritären

Normenkodex des national-konservativen Bürgertums, dem die Mehrzahl der Richter entstammte. In ihrer Ablehnung der Weimarer Republik waren sie sich ebenfalls mit den Nationalsozialisten einig, auf deren Machtübernahme reagierten sie deshalb mehrheitlich mit großer Begeisterung und Akzeptanz. Darin unterscheiden sie sich in nichts von den anderen deutschen Herrschaftseliten, die – wie Jörg Thierfelder für die Mehrzahl der Geistlichen, zumal der evangelischen, Walter Wutke für die Ärzte und Gesundheitsbeamten, Otto Borst für die Hochschullehrer, Wolfgang Voigt für die Architekten der *Stuttgarter Schule* zeigen – die Regierungsübernahme durch die Nationalsozialisten als Chance erlebten, ihre antirepublikanischen, autoritären und ständestaatlich geprägten Ordnungsvorstellungen durchzusetzen.

Völlig unterschiedlich aber ist der Punkt, an dem die anfängliche so profitable Allianz mit den neuen Machthabern als Illusion durchschaut und – höchst selten – auch aufgekündigt wurde. Der Überblick von Jörg Schadt über *Verfolgung und Widerstand* zeigt, daß aktive Opposition – abgesehen von den politischen Gegnern – in der Regel nur dort entstand, wo der NS-Staat mit seinen sich allmählich herausbildenden eigenen Herrschaftseliten die Machtposition der alten Eliten gefährdete oder ihre übernommenen Verhaltensmuster abschaffen bzw. ersetzen wollte. Als Einsatz für die Diskriminierten und Verfolgten blieb sie Ausnahme. Mit Recht weist Schadt aber auch darauf hin, daß die sogenannte Rechtsopposition in den beiden Ländern bisher überhaupt noch nicht erforscht ist.

In einzelnen Beiträgen wird wiederholt die Notwendigkeit einer differenzierten Betrachtung beschworen. Der Herausgeber hält sie gar für das «Dämonische» an der Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus. Dringlicher erscheint mir bei einigen Beiträgen eine präzise Fragestellung und klare Begrifflichkeit zu sein, die – über die reine Aufzählung von Fakten und Ereignissen hinaus – historische Linien und Kontinuitäten sichtbar machen und benennen, wie es in den Beiträgen über die Richter, die Ärzte oder den Repräsentanten der Stuttgarter Bauschule, Paul Schmitthenner, geschehen ist. Schade auch, daß die *lange erwartete erste Zusammenschau der Entwicklungen in Baden und Württemberg*, so der Klappentext, nicht für einen Vergleich fruchtbar gemacht wurde. So bleibt der Eindruck, daß dieser Zusammenstellung von Beiträgen höchst unterschiedlicher Qualität ein Mehr an konzeptioneller Vorarbeit gut getan und sie vielleicht wirklich zu der beabsichtigten Überblicksdarstellung gemacht hätte.

Benigna Schönhagen

ILSE FELLER UND EBERHARD FRITZ: **Württemberg zur Königszeit. Die Fotografien des Herzogs Philipp von Württemberg (1838–1917).** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1990. 157 Seiten mit 140 Duoton- und einige S/W-Abbildungen. Kartoniert DM 68,-

Die ehemalige Archivarin und der derzeitige Archivar des Hauses Württemberg haben in Altshausen einen bedeutenden Schatz von Fotografien aus der Zeit um die Jahr-

hundertwende gehoben. Bildautor war Herzog Philipp von Württemberg, der Urgroßvater des heutigen Chefs des Hauses, Herzog Carl. In den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts erwarb der bis 1905 in Wien Lebende seine erste Kamera, weitere folgten. Acht dieser Apparate sind erhalten geblieben sowie eine Vielzahl von Aufnahmen, deren letzte bisher bekannte 1913 entstand. Für die Veröffentlichung versicherte man sich der Mitarbeit Joachim Sieners, der durch die Erforschung der Stuttgarter Fotografiegeschichte hervorgetreten ist und zusammen mit Eberhard Fritz einen Aufsatz über Herzog Philipp als Amateurfotograf verfaßte. Das kam dem Unternehmen zugute, konnte jedoch nur in vorgegebenen Grenzen für eine dem Medium gerecht werdende Publizierung des Bildmaterials sorgen.

In überwiegend großformatigen Reproduktionen erfreulich guter Qualität – darunter sieben doppelseitigen – wird eine stattliche Anzahl Fotografien des Amateurs aus dem Hause Württemberg vorgestellt. Sie zeigen Personen und Szenen der Familie, Blicke in prunkvolle Innenräume und aus herrschaftlichen Gebäuden auf Paraden und belebte Straßen – einmal sogar die 1. Mai-Demonstration der Stuttgarter Arbeiter im Jahr 1900 –, auf Bauwerke und Landschaften im Königreich; auf außerwürttembergische Motive hat man verzichtet.

Zielpublikum der Publikation sind neben allgemein historisch und speziell am früheren Aussehen der Landeshauptstadt Stuttgart interessierten Käufern offenbar vor allem Betrachterinnen und Betrachter, die sich an Szenen aus der guten alten Zeit und an Gesichtern und Geschichten der ehemaligen Königsfamilie begeistern können; an sie richtet sich auch in erster Linie der biografisch-genealogische Abriß Ilse Fellers, dem ein Stammbaum der Familie beigegeben ist. Das reiche Oeuvre des adligen Amateurs mit seinen z. T. standesbedingt außergewöhnlichen Perspektiven und Motiven sowie einem wachen Blick auf die ihn umgebende (Bild-)Welt gerät in diesem Kontext in nostalgische Untiefen: Das ist allerdings nicht dem gemeinsamen Text von Fritz und Siener anzulasten, sondern vielmehr der Editionspraxis und dem Layout.

So macht die Präsentation nirgends deutlich, für welche Zwecke die Bilder angefertigt wurden: Sind sie Einzelstücke oder Teile von Serien? Welche schmückten Alben? Welche waren gerahmt? Wurden sie verschenkt oder dienten sie nur der eigenen Erinnerung? Bilder wurden ohne Angabe der Originalmaße vergrößert oder so stark beschnitten, daß sie als extreme Querformate erscheinen; um von Herzog Philipp nicht, nicht oft oder nicht schön genug fotografierte Orte oder Personen ins Buch hineinzubringen, nahm man zusätzlich Bilder anderer Autoren auf – die eher zufällige Auswahl stellt jedoch kein Vergleichsmaterial zur Liebhaber- oder Berufsfotografie der Zeit bereit; die Bildlegenden liefern entsprechend fast ausschließlich Informationen zu den Themen und nicht zu den Darstellungsweisen. Daß – immerhin – die jeweiligen Aufnahmeapparate genannt werden, vermag da nur wenig zu trösten.

Dennoch wären diese dem Verkaufsinteresse geschuldeten Entscheidungen leichter hinzunehmen, wenn man

dem fotohistorischen Text mehr Raum zur Verfügung gestellt hätte, um vor allem die Überlegungen zur Amateurfotografie, die in den Aufnahmen visualisierten Interessen und sozialen Inhalte, den Vergleich zur zeitgenössischen Bildpraxis weiter auszubauen und stärker kulturgeschichtlich-theoretisch zu fassen. Das auf den ersten Blick so schöne Buch geht somit trotz aller Sachlichkeit im fotohistorischen Textteil nicht entschieden genug an den im Untertitel formulierten Anspruch heran, diesen interessanten Bestand auch wissenschaftlich angemessen zu veröffentlichen.

Wolfgang Hesse

FRIEDER STÖCKLE: Erlebnis Baden-Württemberg. Texte und Anregungen zur Landeskunde. Konkordia Verlag Bühl 1989. 280 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 36,-

Das Ziel des Buches sei, so heißt es im Vorwort, *die Herausbildung und Erhaltung eines Heimatgefühls beim jungen Menschen in besonderer Weise anzuregen und zu fördern*. Es wendet sich deshalb in erster Linie an Lehrer und Eltern, denen es im Rahmen von Schullandheimaufenthalten, Exkursionen, Erkundungen oder als *Hausbuch für Familie und Freizeit* dienen soll. Tatsächlich schuf Frieder Stöckle ein Lese- und Arbeitsbuch, in dem sich vergnügliche, literarische und informative Kurztexte verschiedenster schwäbischer Autoren ebenso finden wie Anregungen für Schüler zu weiterem Forschen, Arbeiten, Denken, *Schauen, Horchen und Fühlen*.

In fünf Kapiteln geht Stöckle die Erlebniswelt Baden-Württemberg an: Natur, Jahres- und Tageszeit; Arbeit; Lebenserfahrungen, Freizeit und Spiel; Menschen, Städte und Landschaften; Geschichten aus alter Zeit. Das fünfte Kapitel hätte gut in die vorhergehenden vier eingearbeitet werden können, sind doch auch sie weitgehend durch «Geschichten aus alter Zeit» veranschaulicht, kommen doch auch dort Johann Peter Hebel, Eduard Mörike, Gustav Schwab, Ludwig Uhland, Heinrich Hansjakob, Friedrich Hölderlin, Hermann Hesse, Schiller, Schubart, Kerner, und wie sie alle heißen mögen, zu Wort. Natürlich nicht nur sie, auch Texte jüngerer Autoren – wie etwa von Gerhard Raff und Jürgen Lodemann – sind im Band versammelt. Sie, die lebenden Autoren, gilt es beispielsweise auch zu suchen: *Nehmt Verbindung auf zu den Autorinnen und Autoren der Heimat. Manche Autoren haben nur ein kleines Bändchen herausgegeben. Aber oft stehen da interessante und unverwechselbare Texte drin.*

Alles in allem: ein schönes Lese- und Arbeitsbuch für den Deutschunterricht, vor allem aber für den Heimatkundeunterricht. Leider ist es zu sehr rückwärts gewandt, orientiert sich an einer verschwundenen Gesellschaftsordnung und Arbeitswelt, schwelgt in eher nostalgischen Träumen und klammert weitgehend die Probleme der Jugendlichen, die Erlebniswelt «Industriegesellschaft», das tatsächliche heutige Leben, die real existierende Heimat aus.

Sibylle Wrobbel

WERNER FRASCH: **Ein Mann namens Ulrich. Württembergs verehrter und gehaßter Herzog in seiner Zeit.** DRW-Verlag Stuttgart 1991. 288 Seiten mit 62 Abbildungen. Kunstleinen DM 44,-

Kein Fürst Württembergs hat so viel harsche Kritik, ja Ablehnung erfahren wie Herzog Ulrich. Kaum einer ist aber auch so bejubelt und bewundert worden wie er. Die Literatur über ihn, über sein Wirken und seine Taten ist Legion. Auch für Werner Frasn ist Ulrich der «verehrte» und zugleich «gehaßte» Herzog, doch versucht er ein ausgewogenes Urteil zu finden. Emotionslos beschreibt er Ulrichs abenteuerliches Leben. Auch ihm ist die Kindheit des Herzogs der Schlüssel für späteres Handeln: Ohne Eltern aufgewachsen – die Mutter starb an seiner Geburt, der Vater wurde geisteskrank –, erlebte der 1487 Geborene die Absetzung seines Vetters, das vormundschaftliche Regiment der Landstände. Schließlich wurde er 1503, viel zu früh, vom Kaiser für mündig erklärt. Kaum hatte er die Regierung übernommen, mischte er entgegen dem Willen seiner Ratgeber im Bayerischen Erbfolgekrieg mit und konnte – der Erfolg gab ihm scheinbar recht – auf der Seite der Sieger Württemberg größere Gebietserwerbungen zu führen: Besigheim, Heidenheim, die Grafschaft Löwenstein.

Vom Erfolg geblendet umgab er sich mit Hofschranzen, liebte eine prunkvolle Hofhaltung und häufte Schulden auf Schulden. Ein Aufstand im Lande, «der Arme Konrad», zwang ihn, 1514 der städtischen «Ehrbarkeit» im Tübinger Vertrag, der «magna charta Württembergs», größere Mitspracherechte einzuräumen. Doch folgten dann die Ermordung des Stallmeisters Hans von Hutten, die Hinrichtung führender Vertreter der Ehrbarkeit, schließlich der Überfall auf die Reichsstadt Reutlingen. Das Maß war voll. Der Schwäbische Bund vertrieb 1519 den Herzog und übergab das Herzogtum gegen Ersatz der Kriegskosten an Kaiser Karl V. Erst fünfzehn Jahre später, 1534, nach einem unsteten Wanderleben gelang Ulrich, der sich inzwischen der lutherischen Bewegung angeschlossen hatte, mit Unterstützung des Landgrafen Philipp von Hessen die Rückeroberung seines Landes.

Mit dem alten Herrscher kam die neue Konfession. Rasch wurde die Reformation im Land durchgeführt, wurden die Klöster aufgehoben, ihr Territorium dem Land eingegliedert. Im Zusammenhang mit der Reformation entfaltete Ulrich eine reiche gesetzgeberische Tätigkeit. Am bedeutsamsten wurde die Errichtung des Evangelischen Stifts in Tübingen. Gegen Ende seines Lebens mußte Ulrich dann als engagierter Protestant im Schmalkaldischen Krieg 1546 eine bittere Niederlage hinnehmen, die ihm einen kaiserlichen Prozeß um Württemberg wegen Lehensuntreue und die Einführung des Interims bescherte. Von Gicht geplagt, starb er am 6. November 1550 in Tübingen, wo er auch beigesetzt wurde.

Für die künftige Entwicklung Württembergs waren vor allem der Tübinger Vertrag, «das alte gute Recht» und die letzten fünfzehn Regierungsjahre prägend. Die Schwerpunkte, die Werner Frasn jedoch in seiner Biographie setzt, orientieren sich vor allem an der Literaturlage. Be-

kanntes wird ausführlich abgehandelt, so beansprucht etwa die Schilderung von Ulrichs Hochzeit zwölf Seiten, während den gesamten fünfzehn Jahren nach der Rückeroberung des Herzogtums nur etwa 35 Seiten eingeräumt werden. So entstand eine neue kenntnisreiche und meist gefällig zu lesende neue Biographie, doch findet sich darin nichts Neues.

Sibylle Wrobbel

Altwürttembergische Lagerbücher aus der österreichischen Zeit 1520–1534. Teil V. Ämter Asperg, Bietigheim, Besigheim, Markgröningen, Leonberg und Vaihingen. BEARBEITET VON THOMAS SCHULZ. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, 27. Band). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1989. XVI, 519 Seiten. Kartoniert DM 65,-

Lagerbücher verzeichnen Einkünfte, Rechte und Besitztümer einzelner Herrschaften. Minutiös werden die herrschaftlichen Eigengüter – Schlösser, Zehntscheuern, Marställe – ebenso beschrieben wie die Einnahmen aus Umgeld, an Leibhennen, Wegzoll, Zehnten, Fischzoll, Steuern, Zinsen, Speisung, die Verleihung von Hofgütern, Mühlen, Keltern, Wiesen, Äckern oder die Rechte an den kirchlichen Pfründen. Festgehalten werden in den Büchern neben der Abgabenhöhe auch die Namen der Zins- oder Lastpflichtigen, die Lage der Güter, der Wiesen und Äcker sowie die obrigkeitlichen Verhältnisse. Nicht selten geben die handschriftlichen Lagerbücher – inzwischen verloren gegangene – Urkunden in Abschriften wieder. Sie bilden deshalb eine herausragende Quelle nicht nur zur Wirtschaftsgeschichte, sondern auch zur Familien-, Sozial- und Rechtsgeschichte. Erstaunlich ist, daß trotzdem Lagerbücher relativ selten gedruckt sind.

Der Plan, die altwürttembergischen Lagerbücher aus der Zeit von 1520 bis 1534, in der Württemberg unter österreichischer Herrschaft war, zu veröffentlichen, ist gut vierzig Jahre alt. Die ersten beiden von Paul Schwarz edierten Bände, in denen vierzehn von rund 40 Ämtern beschrieben wurden, erschienen 1958 und 1959. 1972 schließlich legte Gregor Richter zwei weitere Bände – Amt und Stadt Stuttgart umfassend – vor. Daß die Stuttgart betreffenden Lagerbücher allein zwei Bände beanspruchten, lag nicht nur am vorhandenen Material, sondern an neuen Editionsrichtlinien, die Kürzungen von Wiederholungen, Verweise oder Zusammenfassungen ablehnten und so zu einer zwar wortgetreuen, aber auch oft unnötigen Ausführlichkeit führten.

Im neuen fünften Band wird nun wieder nach den alten Richtlinien verfahren. Diese Verkürzungen machen die Bände nicht nur lesbarer, sie tragen auch dem Ziel Rechnung, einen großen Bestand für landeshistorische Forschungen zu erschließen, ohne dabei auf wichtige Angaben zu verzichten. Man kann nun zuversichtlich den nächsten Bänden und damit dem Abschluß des Gesamtunternehmens entgegensehen.

Wilfried Setzler

OTTO BORST: **Fellbach. Eine schwäbische Stadtgeschichte.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1990. 440 Seiten mit 24 Farbtafeln und 100 Abbildungen. Leinen DM 59,-

Eine schwäbische Stadtgeschichte, so lautet der Untertitel des neuesten Werkes aus der Feder des Landeshistorikers Otto Borst. Also eine in schwäbisch oder wenigstens im schwäbischen Geiste abgefaßte Ortsgeschichte? Soweit werden Verlag und Autor den Lokalpatriotismus wohl nicht treiben wollen, obgleich Otto Borst am Ende des Werkes, dort wo Geschichte und Gegenwart aufeinander treffen, vehemente Klage führt über den raschen Verfall der alten Mundart und der lokalen sprachlichen Differenzierungen hin zu einer von Massenmedien und – wenn man so will – norddeutschem «Kulturimperialismus» geprägten Einheitssprache. Oder soll mit dem Titel suggeriert werden, Fellbachs Geschichte sei typisch schwäbisch, was immer das auch heißen mag, oder typisch für die Region? Dies könnte eher zutreffen, deutet der Autor doch an, daß man bis ins 19. Jahrhundert hinein in vielen Dörfern der Region «Fellbach» hätte wiedererkennen können. Aber eine typische Stadt? Fellbach wurde erst 1933 zur Stadt erhoben.

Der Aufstieg des Allerweltsdorfes Fellbach von einer kleinen Weinbaugemeinde zur reichen Industriestadt des späten 20. Jahrhunderts – facettenreich beschrieben – bildet gleichsam den roten Faden des Werks. Und wo sich über Fellbach partout gar nichts berichten läßt, weicht Otto Borst schon auch einmal einfach nach Steinheim an der Murr (Urmenschenfund) oder nach Cannstatt – «Blutgericht» von Cannstatt im Jahre 746 – aus. Bis ins 17. Jahrhundert unterschied Fellbach nur wenig von Dutzenden ähnlicher Wengertergemeinden im Mittleren Neckarraum. Dann erst gewann der Ort sein eigenes, unverwechselbares Profil, nicht zuletzt durch die starke pietistische Gemeinde, deren spezielle Strukturen unlängst Hans-Volkmar Findeisen einer eingehenden Würdigung unterzog, auf die sich Otto Borst übrigens ausdrücklich beruft. Im 19. und 20. Jahrhundert verdrängte dann die langsame Industrialisierung – und damit eine neue Schicht, das Proletariat – mehr und mehr den Weinbau und die Weingärtner; bis heute ist Fellbach aber auch Weinbaugemeinde geblieben. Gerade der Geschichte der kleinen Leute und ihrer Lebensbedingungen gilt des Autors besonderes Interesse, sei es nun beispielsweise ihr Leiden in Kriegs- und Hungerszeiten – ganz besonders im Dreißigjährigen Krieg –, sei es der harte Arbeitstag der Weingärtner bei mageren Verdienstaussichten oder auch die religiöse und gesellige Kultur der Fellbacher. Politische Bewegungen geraten hingegen erst mit dem 20. Jahrhundert in nennenswertem Umfang ins Blickfeld des Autors, ganz besonders in der Weimarer Republik und während des sogenannten «Dritten Reiches», das einer ausführlichen, kritischen und offenen Betrachtung unterworfen wird. Mancher Fellbacher wird sein Gesicht oder das naher Verwandter nur ungern auf einem der Fotos entdecken.

Es ist seltsam, wie «menschlich» Geschichte wird, wenn der handelnde oder leidende Mensch nicht als statisti-

sche, namenlose Größe, sondern als konkretes Einzelschicksal erscheint. Jener Jerg Schmidt etwa, dem 1622 von fünf berittenen Soldaten ohne jeden Anlaß der Schädel mit einem Dolch gespalten wird; oder der Drohbrief des NSDAP-Ortsgruppenleiters Jung an jenen Hausbesitzer, der die «Frechheit» besaß, ein Ladengeschäft immer noch an einen jüdischen Bürger zu vermieten. Dann waren da aber auch noch die «großen», die herausragenden Zeitgenossen: der Pfarrer und Chronist Georg Conrad Maickler im 17. Jahrhundert etwa, der Pietist Johannes Schnaitmann, der Dichter Eduard Mörike oder die Komponistenfamilie Auberlen. Otto Borst weiß Geschichte zu personifizieren, seine Ortsgeschichte gewinnt damit an Anschaulichkeit, ist flüssig lesbar, ja oft geradezu spannend und damit für den Laien in besonderem Maße interessant. Der Historiker allerdings wird Fußnoten und Quellenhinweise vermissen, zumindest dort, wo direkt aus alten Dokumenten zitiert wird. Die ausführliche, aber summarische Zusammenstellung der Archivalien im Anhang wird dem Fachmann nicht genügen können.

Aus der *schwäbischen Stadtgeschichte* spricht Otto Borsts Begeisterung für das Thema, seine Liebe zur Landesgeschichte allgemein, aber auch ganz besonders seine Freude am Formulieren. Der Leser wird dies zu danken wissen. Manchmal allerdings mag denn die Feder doch zu schnell übers Papier geglitten sein, der Stil wird essayistisch, manches wird behauptet oder vorausgesetzt, was so erst zu beweisen wäre. Dies um so mehr, als die Ortsgeschichte ja durchaus – und zu Recht – den Anspruch erhebt, ein wissenschaftliches Werk zu sein. Geradezu hanebüchen will Otto Borsts – obgleich nur als Möglichkeit dargestellte – Vermutung erscheinen, die Hirschstangen im württembergischen Wappen könnten etwas mit dem keltischen Hirschgott Cerunnos zu tun haben (*viro-dunum* [kelt.: fester Ort] → *wirtem*), ja ein Kelte namens Viro habe den Württemberg erstmals befestigt. So weit wird man als Württemberger dem reichsstädtischen Gelehrten dann doch nicht folgen wollen.

Bleibe noch die Ausstattung des mit 415 Seiten recht umfangreichen Werkes. Viele Zeichnungen, Skizzen, Reproduktionen und Fotos lockern den Text auf, veranschaulichen den Inhalt. Allerdings wird man die Qualität vieler Schwarzweißbilder bemängeln müssen, ganz besonders der reproduzierten historischen Aufnahmen, die in aller Regel zu dunkel geraten sind.

Raimund Waibel

HEINZ ALFRED GEMEINHARDT UND WERNER STRÖBELE (BEARBEITER): **Stadt. Bild. Geschichte. Reutlingen in Ansichten aus fünf Jahrhunderten.** Katalog und Ausstellung zum Stadtjubiläum «900 Jahre Reutlingen». Mit Beiträgen von Irene Antoni, Roland Brühl, Heinz Alfred Gemeinhardt, Edith Neumann, Werner Ströbele und Astrid Wendt. Reutlingen: Heimatmuseum und Stadtarchiv 1990. 288 Seiten mit 310 Abbildungen. Pappband DM 38,-

Die Stadt Reutlingen hat zu ihrem 900jährigen Jubiläum 1990 eine Ausstellung *Stadt Bild Geschichte* veranstaltet, zu

der sie einen opulenten, großformatigen und reich, meist sogar farbig bebilderten Katalog vorgelegt hat. Um es vorwegzunehmen: Für die Reutlinger Lokalgeschichtler bedeutet er ein Muß.

Wer in Württemberg sich mit Stadtansichten beschäftigt, kommt an Max Schefolds *Alte Ansichten aus Württemberg* aus den späten 50er Jahren nicht vorbei. Auch Reutlingen ist hier mit gut einhundert Katalognummern bedacht, die sich die Ausstellungsmacher zum Maßstab nahmen; sie haben jedoch weit mehr zusammengetragen, vor allem aus den Beständen des Heimatmuseums, das zusammen mit dem Stadtarchiv diesen Katalog und die Ausstellung erstellt hat.

Es ist jedoch nicht nur mehr geworden – das ist nach 30 Jahren nicht anders zu erwarten –, sondern auch eine beeindruckende inhaltliche, bildgeschichtliche Aufgliederung, die bis ins späte 19. Jahrhundert – wie Schefold – Vollständigkeit anstrebt. Für die letzten einhundert Jahre und ihre Bilderflut beschränkte man sich weise auf den Bestand des städtischen Kunstmuseums; auch der Fotografien nahm man sich nicht an. Etwa 350 Bilder sind ohnehin schon genügend schwierig zu bearbeiten.

In der Gliederung mischen sich, durchaus abwechslungsreich, Reutlinger Geschichte in Bildern und die Geschichte des Stadtbildes. Es handelt sich mehrheitlich um graphische Werke, die zum größten Teil auch abgebildet worden sind. Sie werden ausführlich beschrieben, es werden Hinweise auf Entstehung, Verwendung, auch auf Unklarheiten gegeben.

Die Bilder Reutlingens setzen mit dem Jahr 1545 ein, für die erste Hälfte der Reutlinger Geschichte fehlt altes Bildmaterial völlig. Bis ins 19. Jahrhundert ist die Zahl der Bilder überschaubar: Städtebücher, Karten, zünftische Zeugnisse, Reutlinger Kalender, die Bilder um den Brand von 1726 und die wohl prominenteste Ansicht von Ludwig Ditzinger von 1620 zeigen die Reichsstadt von außen und ganz. Mit dem 19. Jahrhundert kommen genrehafte Detailansichten auf – Tore, Türme, Brunnen, Klein-Venedig an der Echaz und die Marienkirche als Wahrzeichen der Stadt –, die zum Teil in Sammelbildern vereinigt werden mit Ansichten der Umgebung, etwa Schloß Lichtenstein oder die Achalm. Die Achalm wird, ebenso wie die Industriebauten des 19. Jahrhunderts, noch einmal gesondert gewürdigt. Mit Sammelmappen und Reutlingen-Motiven auf Gegenständen wie Münzen oder touristischen Souvenirs schließt sich der Reigen, der mit künstlerischen Darstellungen unseres Jahrhunderts und einer Abhandlung über Reutlinger Lithographen des frühen 19. Jahrhunderts abgerundet wird.

Das Werk kann zum Maßstab genommen werden. Es bewältigt die Flut der Bilder, kann als Bestandskatalog des Heimatmuseums genutzt werden, ist außerordentlich reich bebildert und hat geschickt eine streng chronologische Ordnung vermieden zugunsten von Motivzusammenhängen. Auch die Reproduktionen sind gut, sie hätten allerdings manchmal weniger beschnitten werden sollen. Insgesamt ein erfreulicher, nicht nur für Reutlinger informativer und kompetent verfaßter Band.

Martin Beutelspacher

MICHAEL SCHÖDEL und MAX GUTEKUNST: **Wandern einst und jetzt. Zur Geschichte der Betzinger Ortsgruppe des Schwäbischen Albvereins 1890–1990.** Festschrift zum 100jährigen Jubiläum. Eigenverlag Schwäbischer Albverein, Ortsgruppe Betzingen 1990. 140 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 10,- (erhältlich im Museum «Im Dorf» oder bei Max Gutekunst, 7410 Reutlingen, W.-Kuhn-Straße 56, zuzgl. Porto und Verpackung)

Als Festschrift zum hundertjährigen Bestehen des Betzinger Albvereins erschien das vorliegende Buch und zugleich als Katalog für die gleichnamige Ausstellung, die von Mai bis Juni vergangenen Jahres im Betzinger Museum «Im Dorf» zu sehen war. Wie das 1988 eröffnete Museum, so war auch diese Ausstellung unter großem Vereins-Engagement und der Federführung des Kulturwissenschaftlers Michael Schödel entstanden. Er zeichnet für Konzeption und Realisation des eindrucksvollen Dorfmuseums verantwortlich, und er hat nun – im Auftrag und in Zusammenarbeit mit dem Vertrauensmann der Ortsgruppe, Max Gutekunst –, mit diesem Band etwas vorgelegt, was weit über das hinausgeht, was als Ausstellungsbeilage geläufig ist.

Michael Schödels «Kulturgeschichte des Wanderns» greift weit aus in zeitlichem, räumlichem und sozialem Sinne, indem sie nach dem Wandel von Naturbetrachtung und Körpergefühl fragt, der «Wandern» – nach adliger und bürgerlicher Besitznahme als «Spaziergang» – für die dörfliche Industriebevölkerung möglich und erstrebenswert werden ließ: Wandern als der neue, kulturelle Wert, als Vereinsziel, als integrierende soziale Kraft.

1890, im Gründungsjahr der Ortsgruppe, wandelte sich Betzingen bei Reutlingen längst *Vom Bauerndorf zum Fabrikort*. Die Stationen dieses Wandels werden im Buch genau und facettenreich nachgezeichnet anhand von umfangreichem Quellenmaterial: örtlichen Archivalien, Zeitungen und Zeitschriften, Fotos, Vereinsbeständen. Deutlich und anhand eindrucksvollen Bildmaterials illustriert wird so etwa der «Herrenverein» unter Leitung des Gründers, des Betzinger Fabrikanten und Kommerzienrats Karl Schickhardt; er hatte sich bereits um 1868 eine Betzinger Tracht fertigen lassen, die heute im Ortsmuseum hängt und ein wichtiger Markstein ist auf dem Weg Betzingens zum weithin bekannten «Trachtendorf». Als 1. Arbeiter firmiert dann ein Meister, der fünf Jahre nach der Gründung eintritt: Der Weg zum «Sozialen Wandern» im «Volksverein» ist beschritten. Dazu gehören – als neue Werte – Natur- und Heimatschutz und in Betzingen speziell die Trachtenpflege. Kriege und Notzeiten, neue Sportarten und soziale Gruppen, neue Ideologien und «Bräuche» schildert der Verfasser in ihren Bezügen zur Orts- und «großen Geschichte». So entsteht eine spannende, gut lesbare und vorbildliche Ortsgeschichte, die – am Beispiel Albverein – in vielem aussagekräftiger ist als manche traditionelle Ortsgeschichte: Eine Geschichte der Ideen und Menschen im Dorf, ihrer Teilhabe und aktiven Aneignung, die exemplarisch ist für viele Dörfer in Württemberg.

Christel Köhle-Hezinger

FRITZ BÜRKLE: **Der Neckar und Freiberg im Wandel der Zeit.** Eigenverlag der Stadt Freiberg 1990. 335 Seiten mit 210 Abbildungen und 11 Kartenbeilagen. Kartonierte DM 40,-

Ein Heimatbuch zu verfassen, das sich aus der großen Zahl laufend erscheinender Heimatbücher heraushebt, ist bei deren zur Zeit gängigem hohen inhaltlichen und drucktechnischen Standard nicht ganz einfach. Dem langjährigen Heimatbundmitglied und früheren Leiter der Wasserwirtschaftsämter Künzelsau und Besigheim, dem «Vater des naturnahen Wasserbaus» im Lande, Fritz Bürkle, ist ein solcher Wurf gelungen: Ein stattliches Werk über den Neckar bei Beihingen und Geisingen und alles, was mit dem Fluß zu tun hat. Wer nun denkt, 335 Seiten seien vielleicht doch etwas viel für einen rund drei Kilometer langen Abschnitt des Neckars, wird schon beim ersten Durchblättern eines Besseren belehrt: Was Fritz Bürkle, der sogar einen Wasserbauverständigen des 16. Jahrhunderts aus dem Nachbarort Benningen als Vorfahren nachweisen kann, im Lauf mehrerer Jahre an Material zusammengetragen, aufgestöbert, zufällig gefunden und gezielt erfragt hat, ist kaum zu fassen und hier nur grob zu skizzieren:

Das Buch beginnt mit einem Vergleich aller wichtigen Kartenwerke – *Spiegel ihrer Epoche* –, auf denen dieser Neckarabschnitt abgebildet ist und die ausschnittsweise als Reproduktionen dem Buch beiliegen. Von der berühmten Schickhardtschen Neckarkarte aus dem Jahr 1598 bis hin zur aktuellen topographischen Karte werden die Blätter erläutert und ausgiebig kommentiert. Die Nutzungen zu beiden Seiten des Flusses, dessen Lauf und Ufergestalt werden recht anschaulich im geschichtlichen Zusammenhang geschildert: Die Flußlandschaft der verschiedenen Epochen ersteht vor dem geistigen Auge des Lesers.

Der Fischerei im Neckar, die bezüglich der Wasserqualität schon wesentlich bessere, aber auch schlechtere Zeiten hatte als heute, der Neckarschiffahrt von den Anfängen bis zur Großschiffahrt des 20. Jahrhunderts, Fähren, Furten und Brücken sowie der Wasserkraftnutzung sind weitere Kapitel mit vielen Abbildungen gewidmet, die ein äußerst vielfältiges Bild des Flusses und der mit ihm schicksalhaft verbundenen Anwohner geben. Vor allem aber sind es die Abschnitte Hochwasser, Hochwasserschutz sowie Sand- und Kiesgewinnung, die dem Leser den Wandel der Neckarlandschaft vor Augen führen. Unglaublich die Aufwendungen, die von den Gemeinden für Ufersicherung und Schadensbeseitigung an Brücken, Fähren und Ufern aufgebracht werden mußten, unvorstellbar heute auch die «Kraterlandschaft» der Kiesgruben in der Neckaraue zwischen Beihingen, Geisingen und Pleidelsheim, die noch gar nicht lange der Vergangenheit angehört. Kleingartenanlagen und Gewerbegebiete an deren Stelle lassen heute weder den ursprünglichen Zustand der Aue noch die vielfältigen Nutzungen der letzten hundert Jahre erkennen, weshalb manchen Leser bei Betrachtung der Luftbilder, Planauszüge und Fotos das Staunen und hoffentlich auch Nachdenklichkeit über den rasanten Landschaftswandel überkommen wird.

Ein leicht lesbarer Text macht das Buch zur vergnüglichen Lektüre – auch in einzelnen Abschnitten, ohne daß man Zusammenhänge missen müßte. Daten, Quellen und weiterführende Hinweise finden sich in knapp hundert Fußnoten: Lebensdaten von Menschen, die als Fährleute, Unternehmer oder Arbeiter in den Kiesgruben, Fischer oder in sonstiger Funktion mit dem Neckar verbunden waren, Quellenverweise und vieles mehr. Daten, die unweigerlich der Vergessenheit anheimfallen würden und späteren Generationen kaum mehr die Rekonstruktion des Neckars erlauben und das Leben am Fluß veranschaulichen könnten, werden hier mit einer Akribie aufgearbeitet und wiedergegeben, die das Buch zum Geschichtsllexikon werden lassen.

Die Fülle an Dokumenten weckt im Leser das Verlangen, noch mehr wissen zu wollen; den Rezensenten hätte zum Beispiel Näheres zum Schicksal der Beihinger Archentbrücke im April 1945 und etwas zum Bau der neuen Brücke interessiert. Aber man kann sichergehen: Entweder gibt es keine Fotos, Dokumente oder Berichte, sonst hätte sie Fritz Bürkle bestimmt aufgetrieben, oder aber finden sich Hinweise, wo man in Archiven oder anderen Büchern weiteres findet.

Der Stadt Freiberg, voran Bürgermeister Schlagenhaut, kann man nur gratulieren zu diesem großartigen Werk und gleichzeitig herzlich danken, denn ohne maßgebliche Finanzierung hätte das Buch nicht in diesem Umfang und in dieser hervorragend aufgemachten Form erscheinen können.

So läßt sich zusammenfassen: Ein rundum gelungenes Werk, das nicht nur Einheimischen, die am Neckar aufgewachsen sind und sich beim Lesen in vergangene Zeiten zurückversetzen wollen, sondern allen, die sich für Landschaft und Geschichte am mittleren Neckar interessieren, eine reich schüttende Quelle von Information und auch Unterhaltung sein wird. *Der Neckar verdient es, geliebt zu werden*, schreibt Fritz Bürkle in seinem Schlußwort. Diese Liebe hat dem Verfasser die Feder geführt und sollte auf alle, die heute für den Neckar und sein Tal Verantwortung haben, übergehen!

Reinhard Wolf

Stadtökologisch-geographischer Lehrpfad Nagold. Herausgegeben von der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald, Gruppe Nagold und Umgebung. Redaktion: J. Löffler. Nagold 1989. 56 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 4,- (zu beziehen bei SDW, Calwerstraße 10, 7270 Nagold)

In einem rasanten Tempo und in einem gewaltigen Umfang wie nie zuvor haben der Verkehr und die Bebauung nach dem Zweiten Weltkrieg viele ursprüngliche Lebensräume zerstört. Doch finden sich auch in dicht bebauten Stadtbereichen kleine und kleinste «Ersatzlebensräume» für Tiere und Pflanzen, allerdings sind auch diese oft bedroht. Mauerfugen, Pflasterritzen, Bäume, Hecken, Dächer bilden Lebensgrundlagen vieler Tiere und Pflanzen. Auf die Bedeutung einer solchen Umwelt und auf die

Wichtigkeit ihrer Erhaltung möchte der in vorliegender Broschüre beschriebene Lehrpfad in Nagold aufmerksam machen.

Auf etwa 1,5 km Länge wird an verschiedenen Stationen städtische Vegetation – längst Vertrautes – aufgezeigt. Selbstverständliches – könnte man meinen – wird verdeutlicht. Doch bei genauem Hinsehen wird offenbar, daß das eigentlich längst Vertraute gar nicht wahrgenommen wird, daß man gerade dafür die Sinne geschärft bekommen muß. Zur Information vor Ort gibt die Broschüre darüber hinaus eine Fülle praktischer Tips, wie wir dem Leben *ob Tier oder Pflanze wieder mehr Raum in unserer städtischen Umgebung einräumen* können.

Man darf hoffen, daß diese Broschüre, vor allem aber die mit dem Lehrpfad verbundene Idee, zahlreiche Nachahmer finden wird. Es gibt bisher viele Lehrpfade, dieser aber von der «Schutzgemeinschaft Wald, Gruppe Nagold und Umgebung» geschaffene ist noch einzigartig.

Wilfried Setzler

HERBERT JÜTTEMANN: Bauernmühlen im Schwarzwald. Dokumentation und Restaurierung bäuerlicher Alltags-technik. (Industriearchäologie in Baden-Württemberg, Band 1). Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1990. 226 Seiten mit 470 Abbildungen. Gebunden DM 49,-

Die große Zeit der Bauernmühlen im Schwarzwald ist unzweifelhaft vorüber. Im Zuge der Industrialisierung wurde diese jahrhundertlang tradierte Technik zur Energiegewinnung und Nahrungsmittelherstellung mehr und mehr durch innovative, effizientere Verfahrensweisen in sogenannten Kundenmühlen ersetzt: Allein zwischen 1880 und 1928 nahm die Zahl der Getreidemühlen im Schwarzwald von etwa 1400 auf 950 ab. Heute existieren hier noch rund 300 Bauernmühlen, die zum großen Teil stark verfallen sind oder gar zu Ferienwohnungen umfunktioniert wurden – ohne Rücksicht auf den Verlust der gesamten technischen Ausstattung dieser eindrucksvollen Zeitzeugen vergangener Generationen.

Den weiteren Verfall dieser Denkmale bäuerlicher Alltagskultur einzudämmen, den drohenden Verlust der wenigen verbliebenen Mühlen durch fachgerechte Restaurierung abzuwenden, das ist wohl das wesentlichste Ziel, das der Autor Herbert Jüttemann mit seiner Dokumentation verfolgt. In den Jahren 1968 bis 1988 spürte er rund 270 alte Mühlen in der genannten Region auf und versäumte es nicht, mit den wenigen noch lebenden Mühlenbauern Interviews durchzuführen, um ihr in der Arbeit von Generationen gewachsenes Wissen nicht vollständig in Vergessenheit geraten zu lassen. Denn wie so viele andere Handwerker ist auch das des Mühlenbauers in heutiger Zeit im Aussterben begriffen. Doch Herbert Jüttemann hat noch viele bewährte Praktiken und Kniffe, die als gutgehütete Geheimnisse der Mühlenbauerfamilien stets vom Vater an den Sohn weiter vermittelt wurden, in Erfahrung gebracht und in seiner Dokumentation festgehalten.

Nach einem kurzen historischen Abriß über Mühlenge-

schichte und Mühlentechnik, in dem u. a. die Lebens- und Arbeitsweise der Mühlenbauern erläutert wird, besticht der Autor im zweiten Teil des Buches mit einer Vielzahl an Fachkenntnissen, die sein eingangs formuliertes Interesse, einen Beitrag zum Erhalt bzw. zur Restaurierung von Bauernmühlen zu liefern, sofort glaubwürdig werden lassen.

Jede einzelne aufgefundene Mühle wurde von ihm einer baulichen und technischen Untersuchung unterzogen. Physikalische Grundlagen, Funktionsprinzipien und vorgefundene technisch-konstruktive Ausführung werden kapitelweise für die einzelnen Baugruppen erläutert und mit einer Vielzahl an Photographien, technischen Zeichnungen und schematischen Darstellungen illustriert. Im Anhang werden schließlich die 277 erfaßten Schwarzwälder Mühlen auf einem Übersichtsblatt und 24 Landkartenausschnitten nach dem Erfassungsstand von 1986 wiedergegeben.

Beeindruckend, und sicher nicht nur für den technikgeschichtlichen Laien, ist die Tatsache, daß abgesehen von wenigen veränderten Details und dem Hinzukommen von Eisen als Werkstoff für bestimmte Bauteile, die Bauernmühle im Grunde einen zweitausend Jahre alten Entwicklungsstand der Mühlentechnik widerspiegelt. Die Grundkonstruktion der Bauernmühle entsprach auch im späten 19. Jahrhundert noch der Mühle des Altertums, wie sie der römische Baumeister und Schriftsteller Vitruv schon vor Christi Geburt beschrieben hat.

Mit dieser langbewährten, scheinbar «primitiven» Antriebsform verschwindet nicht nur ein Stück Technikgeschichte, mit ihr verlieren wir zunehmend eine Lebenshaltung, die im Einklang mit der Natur stand. Angesichts der drohenden Erschöpfung unserer Ressourcen und zunehmender Umweltprobleme sollten wir dieser «sanften Technologie» zumindest unseren größten Respekt bezeugen. Die Erhaltung und Restaurierung der noch verbliebenen Bauernmühlen ist ein erster Schritt in diese Richtung. Herbert Jüttemann hat mit seinem Buch einen wertvollen Beitrag dazu geleistet.

Susanne Goebel

ANTON H. KONRAD (U. A.): **Au an der Iller. Ein Dorf im Wandel der Zeiten.** Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1987. 376 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. DM 45,-

Aufmerksamkeit verdient in diesem Buch vor allem ein 100 Seiten umfassender Beitrag von Hans Peter Köpf über die ehemalige Herrschaft Brandenburg an der Iller, ein einst recht bedeutsames Territorium, das bei der «napoleonischen Flurbereinigung» zu Beginn des 19. Jahrhunderts zwischen Württemberg und Bayern geteilt wurde und wohl deshalb bisher von der bayerischen wie der württembergischen landesgeschichtlichen Forschung unbeachtet geblieben ist.

HERMANN BAUMHAUER: **Im Herzen des Schwabenlandes. Kulturgeschichte in Wort und Bild.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1990. 182 Seiten mit 117 Farbtafeln. Leinen DM 69,80

Dieser Band führt anhand großformatiger Fotos – etwa die Hälfte stammt von Joachim Feist – durch die Kerngebiete Württembergs, kommentiert und erläutert von Hermann Baumhauer, einem Liebhaber der württembergischen Geschichte und Kultur: ein schöner Band, auch wenn einige Fotos schon anderswo zu sehen waren.

MARTIN WEYER-MENKHOFF: **Friedrich Christoph Oetinger.** Brockhaus Verlag und Verlag Ernst Franz Metzgingen 1990. 176 Seiten mit 61 Abbildungen. Paperback DM 15,80

Prälat Oetinger (1702–1782) galt als *der genialste Theologe Württembergs und der bedeutendste unter den Pietisten überhaupt*: diese Biographie, von einem der besten Kenner Oetingers verfaßt, bietet unter Berücksichtigung neuer Quellen eine Einführung in dessen Leben und Denken.

LEANDER PETZOLDT: **Schwäbische Volkssagen.** W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1990. 175 Seiten mit 17 Abbildungen. Pappband DM 39,80

In fachkundiger Auswahl werden hier die schönsten, charakteristischsten und eindrucksvollsten Sagen aus dem schwäbischen Raum vorgelegt, die, eng mit der heimatischen Landschaft verbunden, nicht nur unterhalten, sondern vielmehr Verständnis erwecken wollen für die Denk- und Lebensweise früherer Generationen.

WALTER BLEICHER: **Hundersingen an der Donau. Ortschronik und Heimatbuch.** Jubiläumsschrift zur 900-Jahrfeier des einstigen Klosterdorfes 1090–1990. Gemeinde Herbertingen 1990. 224 Seiten mit 139 Abbildungen, davon 7 in Farbe, und 19 Graphiken. Kartoniert DM 29,80

Diese Chronik bietet in ihrem Mittelpunkt einen an Jahreszahlen orientierten Überblick zur Geschichte des Dorfes von der Zeit der benachbarten Heuneburg bis heute; Sonderkapitel sind der Dorfschule, dem Bildhauer Melchior Binder, dem Minnesänger von Buwenburg und der Pfarrgemeinde gewidmet.

SIEGFRIED FREY: **Das württembergische Hofgericht (1460–1618).** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Band 113). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1989. 242 Seiten mit 9 Abbildungen. Kartoniert DM 36,-

Im ersten Teil seiner in zwei Teile gegliederten Dissertation untersucht Siegfried Frey die Entstehung des württembergischen Hofgerichts 1460 und dessen Entwicklung bis 1654, beschreibt den Geschäftsgang des Gerichts, den Instanzenweg in Württemberg, das Verhältnis von Gericht und Kanzlei, das Gerichtspersonal sowie dessen Einkommensverhältnisse; im zweiten topographischen Teil listet er die Richter, Beisitzer, Sekretäre und Advokaten des Hofgerichts von 1460 bis zum Beginn des 30jährigen Kriegs 1618 auf und verzeichnet deren biographische Daten.

LOTHAR BERTSCH: **Freude am Denken und Wirken. Das Leben des Pfarrers und Mechanikers Philipp Matthäus Hahn.** Verlag Ernst Franz Metzgingen 1990. 184 Seiten mit einigen Abbildungen. Paperback DM 18,80

Die Feiern zu seinem 250. Geburtstag 1989 und zu seinem 100. Todestag 1990 mit Ausstellungen und Vorträgen haben Ph. M. Hahn eine neue Konjunktur beschert, die sich auch in einer Reihe von Publikationen niederschlägt – hier: eine Biographie, die auf Quellen fußend verständlich über Hahns Leben, Denken und Wirken informiert.

CASIMIR BUMILLER: **Studien zur Sozialgeschichte der Grafschaft Zollern im Spätmittelalter.** (Arbeiten zur Landeskunde Hohenzollerns, Band 14). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1990. 248 Seiten. Kartoniert DM 48,-

Diese Studien, eine 1985 abgeschlossene Dissertation an der Universität Freiburg, beschreiben, auf gründlichen Forschungen beruhend, die wirtschaftlichen, sozialen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Adels, der Stadtbürger, der Landbevölkerung und der Minderheiten sowie der Randgruppen in der Grafschaft Zollern und deren Entwicklung in der Zeit vom 14. zum 16. Jahrhundert.

FRITZ BÜRKLE: **Karl August Friedrich von Duttenhofer (1758–1836). Pionier des Wasserbaus in Württemberg.** (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 41). Klett-Cotta Stuttgart 1988. 151 Seiten mit 40, teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 18,-

Diese reich illustrierte Dokumentation bildet die Frucht jahrelanger Forschungsarbeit, die sich des Werks und Lebenswegs Duttenhofers annahm, der mit Friedrich Schiller die Schulbank drückte, an der Hohen Karlsschule seine Ausbildung erfuhr, dort als Lehrer wirkte und die Technik-, Kultur- und Verkehrsgeschichte Württembergs seiner Zeit wesentlich mitbestimmte.

F. W. J. SCHELLING: **Einleitung in die Philosophie.** Herausgegeben von Walter E. Ehrhardt. (Schellingiana, Band 1). fromann-holzboog Verlag Stuttgart 1989. 153 Seiten. Pappband DM 84,-

Die 1986 in Leonberg, Schellings Geburtsstadt, gegründete Internationale Schelling-Gesellschaft hat sich *die Verbreitung der Kenntnis der Schellingschen Philosophie und die Förderung ihrer Forschung* zum Ziel gesetzt und folgerichtig eine neue Publikationsreihe «Schellingiana» ins Leben gerufen, deren erster Band eine Nachschrift der Vorlesung Schellings aus dem Sommersemester 1830 wiedergibt, die Maximilian II. von Bayern gefertigt hat.

CHRISTIANE HÖGERLE und SABINE ZOLLER: **Bad Herrenalb. Vom Kloster zum Kurort. Die Geschichte.** Verlag Bernhard Gengenbach Bad Liebenzell 1990. 301 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Pappband DM 49,80

Diese umfangreiche und anschauliche Chronik der Stadt Bad Herrenalb beschreibt die Entwicklung des Ortes vom Zisterzienserkloster zur modernen Kurstadt, darüber hinaus bietet sie einen Einblick in die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im nördlichen Schwarzwald.

SIGRID FRANK: **«Schon Vatis Opa war dabei ...» Hundert Jahre Arbeiter-Maifeiern in Stuttgart.** Silberburg Verlag Stuttgart 1990. 160 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Klappenbroschur DM 16,80

Seit 1890 ist der 1. Mai Kampf- und Feiertag der arbeitenden Menschen; zum Jubiläum legt der DGB dieses Buch vor, das die Geschichte der Maifeiern in Stuttgart – früher ein Zentrum der Arbeiterbewegung – auf Grund zahlreicher bisher unveröffentlichter oder neu entdeckter Dokumente nachzeichnet.

ULI KREH: **Stuttgart und seine Stäffele.** Silberburg-Verlag Stuttgart 1989. 160 Seiten mit 242 Farabbildungen. Pappband DM 78,-

Mit diesem grafisch und fotografisch meisterlich gestalteten Buch lassen sich nicht nur die Staffeln Stuttgarts entdecken, mit ihm kann man zur ganzen Stadt einen neuen Zugang finden: ein Buch nicht nur für die «Stäffelesrutscher», wie man die Stuttgarter scherzhaft nennt, sondern für alle, die Stuttgart und schöne Bücher lieben.

KARL PFEIFLE: **So war das.** Eigenverlag Stuttgart 1990. 116 Seiten. Pappband DM 20,- (zu beziehen bei Dr. Karl Pfeifle, 7000 Stuttgart 75, Oelschlägerstr. 4)

Die Erinnerungen des 1904 in Göppingen geborenen Karl Pfeifle, vor allem an seine Studentenzeit in Tübingen, geben neben den persönlichen Erlebnissen auch ein Stück allgemeiner Geschichte wieder.

FRIEDRICH SILCHER: **Volkslieder für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte.** Mit sechs Kupferdrucken nach Zeichnungen von Theodor Schüz. Faksimile der Prachtausgabe von 1891 mit einem Geleitwort von Hermann Prey und einer Nachbemerkung von Hermann Josef Dahmen. 92 illustrierte Seiten. Bärenreiter Verlag Kassel 1989. Geprägter Pappband DM 78,-

Dieser zum 200. Geburtstag von Silcher herausgegebene Nachdruck einer mehrfarbigen Prachtausgabe vereint 70 Volkslieder, die meisten von Silcher komponiert, für ein bis zwei Singstimmen mit Klavierbegleitung: durch die reichen Verzierungen einer jeden Seite ein ideales repräsentatives Geschenk, das nicht nur Chorsänger und Liederfreunde erfreut.

Weitere Titel

Metzingen in alten Chroniken. Ferdinand Heinrich August Weckherlin, Carl Christian Gratianus. Mit ausführlicher Kommentierung durch Richard Zeller und Rolf Bidingmaier. (Metzinger Heimatblätter 4). Volkshochschule Metzingen 1990. 168 Seiten mit einigen Abbildungen. Broschiert DM 21,-

Momente der Stadtgeschichte. Pforzheim 1966–1985. Oberbürgermeister Willi Weigelt zum 70. Geburtstag. Im Auftrag der Stadt Pforzheim herausgegeben von Hans-Peter Becht. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1990. 104 Seiten mit 144 Abbildungen. Pappband DM 28,-

R | FRIEDRICH E. VOGT: **Kurz, knitz ond gschliffa. Ein gestandener Schwabe packt aus.** J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1990. 64 Seiten. Kartoniert DM 18,-

FRITZ RICHERT: **Karl Adler. Musiker – Verfolgter – Helfer. Ein Lebensbild.** (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 46). Klett-Cotta Stuttgart 1990. 88 Seiten und 31 Abbildungen. Pappband DM 19,-

NORBERT STEIN, EDUARD THEINER und HEINZ PFIZENMAYER: **Remseck am Neckar. Die Herren von Kaltental und die Reichsfreien Nothaft von Hohenberg.** Ein Blick in die Ortsgeschichte von Aldingen, Hochberg und Hochdorf mit neuen Erkenntnissen und Mutmaßungen über die Deckengemälde im Kaltental'schen Schloß und Hinweisen auf die bewegte Baugeschichte des Hochdorfer Schlosses. (Heimatkundliche Schriftenreihe der Gemeinde Remseck am Neckar Heft 9). 48 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 5,-

HANS ANTHON WAGNER und WOLFGANG WULZ: **Schwäbische Ortsnecknamen.** Band 2: Von Leuten, die auf Käse reiten, einen Bach bescheißen, wie Füchse bellen und viele andere unglaubliche Geschichten. Breitenholzer Igel-Verlag 1990. 186 Seiten mit einigen Abbildungen. Pappband DM 29,50

HELMUT BINDER: **Der Jungfraufels. Sagenhafte Geschichten zwischen Reußenstein und Württemberg.** Silberburg Verlag Stuttgart 1990. 128 Seiten. Broschiert DM 16,80

JOHANNES FISCHER: **Aus Fünfzig Jahren. Eine Niederschrift von 1933/34.** Bearbeitet von Günther Bradler. (Schriftenreihe des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins, Band 12). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1990. 122 Seiten und vier Abbildungen. Leinen DM 28,-

Quellen zur Geschichte der Volksbibliotheken in Württemberg und Hohenzollern 1806–1918. Ein sachthematisches Inventar. Bearbeitet von Ulrich Hohoff mit einem Beitrag von Peter Vodosek. (Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Band 40). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1990. 357 Seiten mit 29 Abbildungen. Pappband DM 43,-

CURT VISEL (HG): **Bäuerliches Leben in und um Memmingen in alten Photographien.** Texte von Uli Braun. Maximilian Dietrich Verlag Memmingen 1990. 80 Seiten mit 104 Abbildungen. Pappband DM 32,-

Hans-Jürgen Imiela: **Fritz Steisslinger (1891–1957). Leben und Werk.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1990. 342 Seiten mit 275 Abbildungen, davon 124 in Farbe. Leinen DM 128,-

LOTHAR SPÄTH: **Unser Baden-Württemberg. Eine Liebeserklärung.** Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1990. 192 Seiten. Kartoniert DM 29,80

JUSTINUS KERNER: **Die Seherin von Prevorst.** 5. Auflage. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1990. 368 Seiten. Kartoniert DM 42,- R

Anschriften der Autoren

Julian Aicher, Schützenstraße 15, 7980 Ravensburg
Winfried Aßfalg, Michel-Buck-Straße 4, 7940 Riedlingen
Heinz Bardua, Blumenstraße 22, 7052 Schwaikheim
Veit Erdmann, Kammweg 48, 7410 Reutlingen
Klaus R. Gebhardt, Dr. med., Hauptstraße 34, 7320 Göppingen
Susanne Goebel, Nauklerstraße 22, 7400 Tübingen
Ulrich Gräf, Wolfbergweg 3, 7121 Freudental
Winfried Roesner, Talstraße 86, 7024 Filderstadt
Klaus Sackenreuther, Trossinger Straße 28, 7000 Stuttgart 75
Ursula Weber, Wöhrdstraße 2, 7400 Tübingen

Bildnachweis

Titelbild und S. 13–24: Klaus Sackenreuther, Stuttgart 75; S. 2: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; S. 3 und 5: Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, hrsg. von Eduard Paulus und Eugen Gradmann, III. Band Jagstkreis, Esslingen o. J., ca. 1895; S. 4: Bürgermeisteramt Dischingen; S. 6–11: Ulrich Gräf, Freudental; S. 28: Kristl Buttschardt, Biberach/Riß; S. 29: Aus dem Gesangbuch der Evangelischen Landeskirche in Württemberg; S. 33: Uwe-Paul Flach, Ravensburg; S. 35: Bauernhaus-Museum Wolfegg; S. 39, 44, 46, 48 und 50: Wirtschaftsarchiv Hohenheim; S. 40, 43, 45 und 49: Maschenmuseum Albstadt; S. 52–61: Winfried Aßfalg, Riedlingen; S. 63: Privatbesitz; S. 64–76: Landesdenkmalamt Stuttgart.

Eingriffe in die Natur sind teurer geworden

(lsw). Die Ausgleichsabgabe für Eingriffe in Natur und Landschaft wird nach einem Beschluß der Landesregierung erhöht. Wie der Regierungssprecher erläuterte, werden bei der Bemessung der Abgabe Bodenversiegelung und Landschaftszerschneidung zusätzlich berücksichtigt.

Beim Flächenverbrauch werde der bisherige Rahmen von 0,50 bis eine Mark auf zwei bis zehn Mark pro Quadratmeter angehoben. Wo Boden entnommen wird, seien künftig 0,50 bis 1,50 Mark zu zahlen. Seither waren zehn bis 30 Pfennig vorgesehen. Die Ausgleichsabgabe wird als Entschädigung fällig, wenn Ersatzmaßnahmen für Eingriffe in die Natur nicht möglich sind.

Die Neuregelung schaffe zusätzlich mehr Einsatzmöglichkeiten für die Gelder aus der Ausgleichsabgabe, sagte der Regierungssprecher. In Zukunft würden auch Naturschutz- und Landschaftsschutzprojekte gefördert, die zwar keinen räumlichen Bezug zur abgabepflichtigen Maßnahme aufwiesen, deren Realisierung aber dringlich sei.

Wie weiter erläutert wurde, seien die Rahmensätze für die Ausgleichsabgabe erstmals 1977 festgelegt und seither nicht verändert worden. Die Kosten für Ersatz- und Ausgleichsmaßnahmen seien jedoch ständig gestiegen. Eine Anpassung an die Preisentwicklung sei überfällig, da es im Augenblick für den Verursacher eines Schadens billiger sei, die Abgabe zu zahlen, als Ersatzmaßnahmen vorzunehmen. In der Praxis gehe daher die Bereitschaft zurück, den Schaden an der Landschaft unmittelbar oder ersatzweise an anderer Stelle zu beheben.

Neuartiges Flußkraftwerk dient Hochwasserschutz

(lsw) Ein neuartiges Flußkraftwerk dient künftig in Rottenburg zugleich dem Hochwasserschutz. Wie das Regierungspräsidium Tübingen erklärte, entsteht am heiklen Neckardurchbruch ein Wasserkraftwerk, das bei rund tausend Kilowatt Leistung 5,25 Millionen Kilowattstunden im Jahr erzeugen und so etwa tausend Haushalte mit Strom versorgen wird. Mit dem Bau wurde im Herbst 1989 begonnen. Die Stromerzeugung soll im Frühjahr 1991 aufgenommen werden. Die Gesamtkosten betragen 16 Millionen Mark. Das Land gibt 2,1 und die Europäische Kommission 1,6 Millionen Mark Zuschüsse.

Nachdem die Stadt 1967 ein Flußkraftwerk ähnlicher Kapazität gebaut hatte, das 30 Prozent des Strombedarfs deckte, plante sie seit 1982 ein zweites. Der kritische Standort «Beim Preußischen» erforderte aber eine wesentliche Umgestaltung des Neckars an der Stelle, an der 1970 der frühere Aufstau des Flusses geborsten war mit der Folge starker Erosionszerstörungen an Flußbett und Ufer sowie zahlloser Überschwemmungen. Um solche Schäden zu vermeiden, waren völlig neue Techniken nötig. Es mußten nicht nur erhebliche Eingriffe in Natur und Landschaft ausgeglichen, sondern am einzigartigen denkmalgeschützten früheren Asbestwerk auch die Auflagen der Denkmalpflege berücksichtigt werden. Mit dem Werk konnte Rottenburg zugleich den seit Jahrzehnten verschobenen hochwassersicheren Ausbau des Neckars oberhalb der Stadt verwirklichen. Durch die Verzahnung von Wasserkraftnutzung und Hochwasserschutz sei, so das Präsidium, «ein bedeutsames, in die Landschaft eingefügtes Vorhaben realisiert».

Albvereinskampagne für Acker- und Wegraine

(PM) Acker- und Wegraine durchzogen früher mit ihrer reichen Blütenpracht die Fluren im Lande. Sie prägten und belebten das Landschaftsbild. In diesen wertvollen Saumbiotopen finden viele Pflanzen und Tiere einen Lebensraum.

Heute werden Acker- und Wegraine in der «Roten Liste bedrohter Lebensräume» als stark gefährdet geführt. Unter allen Biotopen wurden Raine in den letzten Jahrzehnten am stärksten vernichtet. Hecken verschwanden zu 70 %, Stufenraine, das sind kleine Böschungen zwischen den Feldern, sind seit der Jahrhundertwende um 90 % zurückgegangen. Diese Lebensräume wurden lange Zeit bei Flurbereinigungen kaum beachtet. Auch heute noch gibt es Landwirte, die Wegraine aus der Flur verbannen und damit Tieren und Pflanzen letzte Rückzugsgebiete nehmen. Die Hauptursache für den dramatischen Rückgang von Acker- und Wegrainen sind der Ausbau von Wirtschaftswegen und das Umpflügen von Rainen und Wegerändern. Der Schwäbische Albverein fordert mit seinem Jahresthema, daß Acker- und Wegraine erhalten und an geeigneten Stellen, zum Beispiel entlang von Wegen, neugeschaffen werden. Er sieht darin einen wichtigen Beitrag der Landwirtschaft zum Naturschutz. Der Schwäbische Albverein hilft den Mitbürgern, Acker- und Wegraine neu zu entdecken und Freude an diesen Biotopen zu finden. Das «Ökologische Netz» der Acker- und Wegraine ist unverzichtbar für die Erholungsfunktion der Landschaft und für den Artenschutz. Der Schwäbische Albverein fordert die Öffentlichkeit auf, diesem bedrohten Landschaftselement mehr Beachtung zu schenken.

Heimatbund möchte vielleicht ins «Städtle»

(STN) Für die wohl ältesten Häuser in der Innenstadt hat die Stadt Stuttgart einen Abbruchartrag gestellt. Das ist vom Rathaus ebenso wie vom Landesdenkmalamt bestätigt worden. Dort sieht man aus rein rechtlichen Gründen kaum eine Chance, diese Baudenkmäler im Leonhardsviertel zu sichern. Sanierungskosten von 8000 Mark pro Quadratmeter für die windschiefen Häusle zwischen Weber- und Richtstraße kann man schließlich niemandem aufzwingen. Trotz dieser immensen Kosten will Bürgermeister Rolf Lehmann noch nicht von Abbruch reden. Erst wolle er alle Möglichkeiten für einen Erhalt durchspielen. Interessant ist dabei eine Idee, die der Schwäbische Heimatbund der Stadtverwaltung vorgebracht hat: Wie wäre es mit Büros im «Städtle»? Die Stadt wäre nicht abgeneigt, muß jedoch in erster Linie vom Geld reden.

Fünf Häuser stehen in diesem Teil des Leonhardsviertels zwischen Hauptstätter- und Leonhardstraße. Zwei gehören der Stadt bereits, drei weitere sind noch im privaten Besitz, ohne daß die Stadt hier um jeden Preis eine Gesamtlösung anstrebt. Aber ohne eine Kombination aus privatem und städtischem Besitz wäre ein Umzug des Schwäbischen Heimatbunds wohl nicht vorstellbar. Dessen Geschäftsführer Klaus Vogel braucht für die Geschäftsstelle der 6000 Mitglieder an die 200 Quadratmeter. Der Heimatbund muß in absehbarer Zeit aus seinen jetzigen Räumen im Alten Waisenhaus an der Planie ausziehen. Dort steht in zwei oder drei Jahren die seit langem geplante Generalsanierung an. Anschließend braucht das Institut für Auslandsbeziehungen mehr Platz. Ein Baudenkmal wäre Klaus Vogel gerade recht («Wir sind schließlich ein Denkmalschutzverband»), die Lage in der Innenstadt auch.

Angesehen hat sich Klaus Vogel diese etwa 500 Jahre alten Häuser bereits und fand sie «in einem furchterregenden Zustand» vor. Trotzdem sei diese Häuserzeile zwischen engen Gassen «in höchstem Maße erhal-

tungswürdig». Und die Kosten? Da kann man sich höchstens einen gemeinsamen Kraftakt vorstellen, also eine Finanzierung durch Verein, Stadt und Denkmalstiftung des Landes. Und das Rotlichtviertel wäre nicht störend? Da hätte Klaus Vogel keine Bedenken. Und auf lange Sicht gesehen ändere sich die Umgebung ja sowieso.

Gruorn soll als «Öko-Dorf» neu entstehen

(epd) Die in den großen Truppenübungsplatz Münsingen auf der Schwäbischen Alb einbezogene und 1939 in Trümmer gelegte Ortschaft Gruorn soll als Modelldorf nach ökologischen Grundsätzen neu aufgebaut und wiederbesiedelt werden. Dafür tritt der jetzt in Münsingen gegründete Verein «Neue Wege in Gruorn» auf der Grundlage von Schöpfungsbewahrung und Ehrfurcht vor dem Leben ein. Bei der Versorgung mit Nahrungsmitteln und Energie soll das Öko-Dorf einmal weitgehend selbständig sein und traditionelles Dorfleben mit Ausprägungen heutiger Lebensgewohnheiten wie dem Einbeziehen von Minderheiten verbinden. Zu dem neuen Verein gehören bisher 13 Mitglieder, darunter der in Gruorn geborene evangelische Pfarrer Gottfried Ludwig aus Geislingen/Steige.

Zwischen der neuen Initiative und dem ebenfalls in Münsingen ansässigen «Komitee zur Erhaltung der Kirche von Gruorn» gibt es bisher keinerlei Zusammenarbeit. Die hierin zusammengeschlossenen ehemaligen Gruorner sowie deren Nachkommen und Freunde haben erreicht, daß die vom Verfall bedrohte Dorfkirche auf dem Militärgelände erhalten blieb. Im Zusammenhang mit dem Treffen ehemaliger Gruorner Bürger in ihrem früheren Heimatdorf an Pfingsten und Allerheiligen des letzten Jahres hatte es Kontroversen zwischen Komiteemitgliedern und Anhängern des neuen Vereins gegeben. Die Alt-Gruorner lehnen einen Wiederaufbau des Dorfes nach den Prinzipien des neuen Vereins ab.

Herrenberg besitzt mächtiges Geläute

(epd) Der berühmte Turm der Stiftskirche in Herrenberg wird um eine Attraktion reicher: Er beherbergt künftig das mit 15 Glocken umfangreichste Geläute in der evangelischen Landeskirche Württemberg sowie das «Südwestdeutsche Glockenmuseum», das größte seiner Art südlich der Mainlinie. Jüngst wurde das aus fünf Glocken bestehende Stiftskirchengeläute in einem ersten Abschnitt um vier Glocken erweitert. Am Schluß sollen 15 läutbare Klangkörper im Stiftskirchenturm hängen. Die Gäu-Metropole reicht dann mit ihrem Geläute an weltberühmte Dome und Münster heran.

Der reichliche Glockenbestand erlaubt es, in Herrenberg zahlreiche «Teil-Geläute» einzurichten, die zu Hochzeit oder Trauerfall, zur Taufe oder zur Werktagsandacht, zu kirchenmusikalischen Darbietungen oder eben zum Sonntagsgottesdienst rufen. Geplant ist, nur an den drei höchsten kirchlichen Feiertagen Weihnachten, Ostern und Pfingsten mit allen 15 Glocken zu läuten, an «normalen» Sonntagen mit acht, an herausgehobenen mit neun. Noch offen ist, ob einmal vom Herrenberger Stiftskirchenturm aus Glockenspiele zu hören sein werden. Damit würde an eine bis ins 20. Jahrhundert hinein gepflegte Tradition angeknüpft.

Die bisher ungenutzten Geschosse im Turm bieten Raum für eine der größten Glockenstuben in Württemberg. Einmalig ist, daß dort alle 15 Glocken läutbar in einer Ebene aufgehängt werden können. Eine Etage tiefer befindet sich das «Südwestdeutsche Glockenmuseum». Es soll seinen Endbestand erhalten haben, wenn 1992/93 das 700jährige Bestehen der Herrenberger Stiftskirche gefeiert wird. Wiederum eine Etage tiefer werden Informationen über Glockenguß und Läutewerke zu sehen sein.

Styropor-Recyclinganlage in Betrieb genommen

(swp) Die Deponien in der Bundesrepublik werden schon in wenigen Jahren für Verpackungsmüll nicht mehr zur Verfügung stehen, da die Aufnahmefähigkeit der 332 deutschen Deponien bei unverändertem Anfall bis spätestens 1995 um die Hälfte geschrumpft sein wird.

Staatssekretär Martin Grüner vom Bundes-Umweltministerium in Bonn hält daher den Aufbau dualer Abfallwirtschaftssysteme zur Vermeidung und Verringerung von Verpackungsabfall, wie sie von der Wirtschaft selbst vorgeschlagen wurden, für unerlässlich, um die Abfallmengen entscheidend zu verringern. Solche Systeme außerhalb der öffentlichen Entsorgung müßten in höchstens drei Jahren geschaffen werden, sagte Staatssekretär Grüner.

Bei der Einweihung einer von der Firma Storopack (Metzingen im Kreis Reutlingen) errichteten Recycling-Anlage für Styropor-Verpackungen in Langenau verwies Grüner in diesem Zusammenhang auf den Verordnungsentwurf seines Ministeriums, mit dem nicht nur eine Erweiterung der bestehenden Pfandregelungen für Einweg-Getränkeverpackungen angestrebt wird, sondern die Wirtschaft auch zum Aufbau von Entsorgungssystemen in eigener Verantwortung gezwungen werden soll.

Die Langenauer Recycling-Anlage, die zu den derzeit größten ihrer Art in Europa gezählt wird, kann in ihren beiden Mühlen stündlich rund 600 Kilogramm Styropor verarbeiten, das dann einer Wiederverwertung zugeführt wird. Der bereits seit fünf Jahren im Recycling aktive Metzinger Verpackungshersteller, der auch Branchenführer ist, entsorgt derzeit über 100 Industriebetriebe und mehr als 150 Sammelstellen und erreichte zuletzt einen jahresdurchschnittlichen Rücklauf von 18 Prozent seiner Neuproduktion.

Firmenchef Hans Reichenecker geht jedoch davon aus, daß diese Quote bis zum Ende des laufenden Jahres auf 25 und im nächsten Jahr schon auf 50 Prozent steigen wird.

Höhlenforscher als Naturschützer?

(IsW) Die Höhlenforscher im Südwesten verlangen besonders von den Behörden mehr Anerkennung ihrer wissenschaftlichen Arbeit. Dies unterstrich der Geschäftsführer des Landesverbandes für Höhlen- und Karstforschung Baden-Württemberg, Nikolaus Löffelhardt (Ulm), beim 8. Treffen südwestdeutscher Höhlenforscher in Albstadt-Ebingen. Er wies darauf hin, daß seine Organisation durch eine angestrebte Mitgliedschaft im Landesnaturschutzverband bei künftigen Planfeststellungsverfahren mitarbeiten will. Zudem soll das Image der Höhlenforscher verbessert werden.

Begonnen hatte die Fachtagung der etwa 130 Forscher aus 25 Gruppen und Vereinen mit einer Bestandsaufnahme. Nach den dabei genannten Zahlen sind im Südwesten mehr als 3000 Höhlen und höhlenähnliche Objekte registriert, davon allein auf der Schwäbischen Alb knapp 2300. Auf Rheinland-Pfalz und das Saarland entfallen nach Angaben der Experten 317 Höhlen. Als höhlenreichster Landkreis im Muschelkalkgebiet darf sich Schwäbisch Hall rühmen. Dort sind 103 unterirdische Systeme erfaßt.

Etwas schwerer tun sich die Höhlenkundler im Land mit der Kartierung und Registrierung von Dolinen (Erdfällen). In diesem Bereich mangle es vor allem an Geld, klagte Gerhard Bronner aus Donaueschingen. Dabei wäre eine präzise Dokumentation etwa für die Wasserwirtschaft hilfreich. Der Pforzheimer Höhlenforscher Jochen Hasenmeyer wartete mit neuen Nachweisen für das Ur-Alb-Höhlnennetz auf. Er datierte die Laichinger Tiefenhöhle auf ein Alter von mindestens 40 bis 45 Millionen Jahre. Den Festvortrag hielt Jürgen Scheff über archäologische Forschungen in Höhlen des Zollernalbkreises.

«Tätiger Umweltschutz» im Landkreis Biberach

(IsW) Bei der zum 13. Mal veranstalteten Aktion «Tätiger Umweltschutz» im Landkreis Biberach haben 4000 Teilnehmer rund 15000 Arbeitsstunden geleistet. Nach Angaben des Landratsamtes wurden am 14. November in den Dörfern, in Feld und Flur etwa 20000 heimische Sträucher und Bäume, davon über 500 Obsthochstämme bodenständiger Sorten, neu gepflanzt. Hunderte von Schülern sowie Mitglieder verschiedener Vereine hätten zudem Biotope angelegt, Nistkästen aufgehängt sowie Wälder, Fluren und Bachläufe von Unrat befreit. Auch seien zahlreiche Autowracks einer Wiederverwertung zugeführt, 19 Tonnen Problemstoffe sowie große Mengen Gartenabfälle eingesammelt worden.

Schwäbisch Hall lehnt Deserteursdenkmal ab

(IsW) Ein der Stadt Schwäbisch Hall als Geschenk überlassenes Denkmal für Deserteure ist vom Gemeinderat am 25. Oktober 1990 mit 19:9 Stimmen abgelehnt worden. Ein Vorschlag der SPD-Fraktion, das Kunstwerk zur Diskussion in der Bevölkerung bis zum Herbst 1991 auf den Kocherwiesen stehen zu lassen, fand keine Mehrheit. Im Gemeinderat wurde die Ansicht vertreten, das Denkmal auf dem Haller Waldfriedhof, das in seiner Inschrift aller Opfer von Krieg und Gewalt gedenke, sei Erinnerungsstätte genug.

Das Denkmal für Deserteure war während einer Kunstaktion am 6. Oktober aufgestellt worden. Anlaß dazu war der Tod zweier Deserteure, die unweit des Standortes an den Haller Kocherwiesen von SS-Männern im April 1945 erhängt worden waren. Die Diskussion über die Schenkung bewirkte, daß der Gemeinderat die Verwaltung der Stadt beauftragte, die jüngere Geschichte Schwäbisch Halls einschließlich der NS-Zeit erforschen zu lassen.

Nach 330 Jahren Heirat über Konfessionsgrenze

(epd) Zu einer historischen Trauung kam es am 13. Oktober, in dem Ort Tübingen auf dem Kleinen Heuberg, als dort Rainer Michael Haile seine Braut Elke Wittmann zum Traualtar führte. Das Ja-Wort des katholischen 26jährigen Diplomingenieurs aus Dormettingen und der evangelischen 24jährigen Bürokauffrau aus Tübingen in der evangelischen Karsthankirche besiegelte erstmals seit 330 Jahren wieder eine Eheschließung zwischen Brautleuten aus den beiden Orten über die ehemaligen Kirchen- und Landesgrenzen hinweg. Zuletzt ehelichte im Jahr 1660 ein Matthias Haß aus dem katholischen Dormettingen eine Margarethe im Hoff aus dem evangelischen Tübingen, aber auch nur deshalb, weil sich im Jahr zuvor bereits ein gemeinsames Töchterlein eingestellt hatte. Sonst gab es seit der Reformation in Württemberg im Jahr 1534 dort keine landes- und konfessionsübergreifende Heirat mehr.

Tübingen auf dem Kleinen Heuberg, heute ein Stadtteil von Rosenfeld, lag genau an der Landesgrenze zu den Besitzungen des mächtigen Truchseß von Waldburg. Diese kamen später zur habsburgisch-österreichischen Grafschaft Hohenberg. Das Herzogtum Württemberg wurde 1534 evangelisch, die habsburgischen Lande blieben entschieden katholisch. Diese – seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts aufgehobenen – Grenzen zeigen sich auf der konfessionellen Landkarte bis heute: Auf dem Kleinen Heuberg gibt es einstige österreichische Orte, die bis heute zu über 90 Prozent katholisch sind, unmittelbar neben ehemals württembergischen und darum fast rein evangelischen Gemeinden. Eine ökumenische Heirat über die trennenden Grenzen hinweg war jahrhundertlang nahezu undenkbar. Kam es doch einmal zu einer Eheschließung, so konvertierte einer der beiden Ehepartner bald zur Konfession des anderen, was dann im jeweiligen Heimatort als «erschreckliches Exempel» galt und sich im Kirchenbuch mit Einträgen niederschlug wie «Ist der

N. N. leider durch die Ehe zur lutherischen Ketzerei abgefallen» oder «Ist die N. N. durch die Eh' leider zum Papsttum apostasiert». Erst 330 Jahre nach der letzten Heirat über Konfessionsgrenzen hinweg kam es nun in Tübingen wieder zu einer ökumenischen Trauung. Die beiden künftigen Ehegatten sind jeweils in ihrer Kirche aktiv und wollen bei ihrer Konfession bleiben.

Schafe schützen Kapelle Doch der Stall stört

Professor Dr. Krins von der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamts Württemberg leitete uns eine Stellungnahme zu, die sich auf sh aktuell, 4/90 bezieht. Dort berichteten wir unter der Überschrift «Schafe schützen Wurmlinger Kapelle» über eine geplante Schäferei am berühmten Wurmlinger Kapellenberg. Herr Professor Krins schreibt dazu:

Die abgedruckte Pressemeldung verlangt eine Ergänzung. Sie enthält nämlich keinen Hinweis darauf, daß der geplante Schafstall als ein Baukörper mit außerordentlich großen Abmessungen (ca. 25×40 m) zu Füßen der Wurmlinger Kapelle errichtet werden soll. Als das Landesdenkmalamt hierzu gehört wurde – dies erst verspätet, nachdem alle anderen Instanzen sich bereits geeinigt hatten –, mußten selbstverständlich erhebliche Bedenken gegen dieses Bauwerk aus Rücksicht auf das weit bekannte Erscheinungsbild des Wurmlinger Kapellenberges geltend gemacht werden. Diese Bedenken hat auch das Regierungspräsidium Tübingen als Höhere Denkmalschutzbehörde geteilt. Ein Kompromißvorschlag, diesen Schafstall mit einem begrünten Dach zu errichten, fand weder die Zustimmung des Bauherrn noch die des vorgesehenen Schäfers. Inzwischen wurde eine Arbeitsgruppe unter Federführung des Regierungspräsidiums eingerichtet, um das Problem der Beweidung der Kapellenberghänge noch einmal grundsätzlich zu durchdenken und andere Lösungsansätze zu entwickeln. – Die ministerielle Pressemitteilung war also etwas voreilig.

Wernauer Baggerseen: Auto-Teststrecke bleibt

(EZ) DBV-Kreisvorsitzender Roland Appel ist enttäuscht. Obwohl die Naturschützer nicht damit gerechnet hatten, daß mit dem Ablauf des Pachtvertrages zwischen der Grundstücksgesellschaft GbR und dem Unternehmen Mercedes-Benz die ungeliebte Teststrecke des Automobilriesen aus dem Naturschutzgebiet Wernauer Baggerseen verbannt werden könnte, war da doch ein Fünkchen Hoffnung. Vergebens, der Vertrag wird verlängert. Dagegen läßt sich offenbar nichts machen. Denn in diesem «privaten Rechtsgeschäft», so das Stuttgarter Regierungspräsidium, hat selbst die Höhere Naturschutzbehörde nichts zu melden. Für die Nutzung des Geländes in den Neckarauen, auf dem Mercedes-Benz-Fahrzeuge jeglicher Größenordnung seit 1967 in Versuchsfahrten getestet werden, besteht Bestandsschutz.

«Im Moment spricht nichts dafür, daß wir in absehbarer Zeit auf Wernau verzichten können», machte Mercedes-Benz-Pressesprecher Dr. Hans-Georg Kloos auch sämtliche Hoffnungen zunichte, daß sich innerhalb der nächsten fünf Jahre vielleicht doch noch ein vergleichbares Prüfgelände finden ließe. Nach einer solchen Ausweichmöglichkeit haben Regierungspräsidium und Automobilgigant bislang vergebens gesucht. Das teilte die Behörde auch Bürgermeister Roger Kehle mit. Das Wernauer Stadtoberhaupt hatte nicht nur wissen wollen, ob es stimme, daß «der Pachtvertrag über die Autoteststrecke von der Grundstückseigentümerin und der Firma Daimler-Benz verlängert wurde». Kehle hatte bei der Stuttgarter Behörde auch gleich noch nachgehakt, ob «in einem Naturschutzgebiet ein Pachtvertrag ohne Zustimmung der Naturschutzbehörde» verlängert werden könne.

In den ersten Tagen des neuen Jahres flatterte ihm die Antwort auf den Schreibtisch: Dem Regierungspräsidium sei von der Vertragsverlängerung zwar bislang noch nichts bekannt, allerdings habe man damit ge-

rechnet, nachdem sich kein anderer Standort für die Autotests gefunden habe. Gegen die Verlängerung habe die Stuttgarter Behörde keine rechtlichen Instrumente zur Hand. «Insbesondere besteht kein Zustimmungsvorbehalt für dieses private Rechtsgeschäft, auch wenn es um die Nutzung von Grundeigentum im Naturschutzgebiet geht.» Harald Notter, Pressesprecher des Regierungspräsidiums: «Die Teststrecke ist Privateigentum, das seit Ende der sechziger Jahre an Daimler-Benz verpachtet ist. Anfang der achtziger Jahre kam dann das Naturschutzgebiet.» Somit habe die Mercedes-Nutzung Bestandschutz. «Der Pachtvertrag ist noch nicht verlängert, aber Daimler-Benz hat den Wunsch geäußert zu verlängern», sagte Gisela Goebel, Geschäftsführerin der Grundstücksgesellschaft GbR, zum Stand der Dinge. So wird es denn auch geschehen. Denn das Unternehmen kann und die Grundstücksgesellschaft will nicht anders. Wernaus Bürgermeister möchte sich indessen in Sachen alternativer Standort noch einmal an den Mercedes-Benz-Vorstandschef Werner Niefer wenden.

Streuobstwiesen in Plieningen geschützt

(FZ) Das Regierungspräsidium hat die Plieningener Streuobstwiesen zum Naturschutzgebiet erklärt.

Mit 50 Hektar Fläche sind die Plieningener Streuobstwiesen die größten auf der gesamten Stuttgarter Gemarkung. SPD und Grüne hatten sich für die Erklärung zum Naturschutzgebiet stark gemacht, die Plieningener Landwirte waren entschieden dagegen. Sie befürchten, daß sie in ihrer Arbeit durch bürokratische Vorschriften behindert würden.

Die CDU-, die FW- und die FDP-Fraktion des Stuttgarter Gemeinderats hatten sich 1989 gegen einen entsprechenden Beschlußantrag der Stadtverwaltung ausgesprochen. Damit entschied das Regierungspräsidium jetzt gegen das mehrheitliche Votum des Gemeinderats.

Zehn Jahre «Schatzsuche» für die Wissenschaft

(lsw) Das Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg, das das größte regionale Archiv dieser Art in der Bundesrepublik ist und als einziges ein ganzes Bundesland betreut, feierte sein zehnjähriges Bestehen. Seit 1980 die baden-württembergischen Industrie- und Handelskammern und das Land die «Stiftung Wirtschaftsarchiv» ins Leben riefen, wurden unter anderem Geschäftsberichte und Briefköpfe, Plakate und Preislisten, Konstruktionszeichnungen und Design-Entwürfe sowie Baupläne für Fabriken, Arbeitersiedlungen und Fabrikantenvillen aufgespürt, gesammelt und restauriert.

Oft werden diese Kulturgüter aus Unkenntnis, Personal- oder Platzmangel stiefmütterlich behandelt oder einfach vernichtet. Dennoch lagern heute im Ostflügel des Hohenheimer Schlosses in Stuttgart, den die Universität dem Wirtschaftsarchiv zur Verfügung stellte, und in einem Außenmagazin, das 1988 gemietet wurde, 7000 Meter Akten.

Neben den Aufgaben, Archivbestände der Privatwirtschaft, der Interessenvertretungen der Wirtschaft und der Kammern vor der Vernichtung zu retten und für die sozialgeschichtliche, betriebs- und volkswirtschaftliche Forschung zugänglich zu machen, berät das Archiv auch Privatfirmen beim Aufbau eigener Sammlungen. So erstellten die Mitarbeiter von Direktor Gert Kollmer in jüngster Zeit unter anderem Gutachten über die Archive der Firmen Bosch, Käsbohrer und Allianz.

Dieser Service wird allen traditionsreichen Unternehmen kostenlos angeboten. Nach Ansicht Kollmers ein guter Grund, altes Schriftgut in die Hände des Archivs zu geben. Das Material wird gesichtet, sortiert und in sicheren Magazinen aufbewahrt. Auch wenn ein Privatarchiv in die Hohenheimer Sammlung übergeht, kann eine Firma ihre Besitzrechte vertraglich sichern.

Heute umfaßt die Sammlung in Hohenheim 15 Archive von Industrie- und Handelskammern und 215 Firmenarchive, darunter beispielsweise

die so namhafter Firmen wie «Assmann und Stockder», «Kino-Bauer», «Birkel» und der «Bleicherei und Färberei Uhingen». Schwerpunkt aller Bestände ist die Zeit zwischen 1870 und 1960. Geschlossene Firmenarchive der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind hingegen große Raritäten. Einige wenige Archivalien stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Bei fünf Mitarbeitern und einem Etat von 500000 Mark im Jahr, der zu einem Viertel vom Land und zu drei Vierteln von den Kammern getragen wird, dürfen die Sachkosten des Archivs 60000 Mark nicht übersteigen.

Synagoge in Oberdorf wird Dokumentationsstätte

(epd) Als Dokumentations- und Gedenkstätte soll voraussichtlich ab 1992 die frühere Synagoge in Oberdorf dienen, die derzeit renoviert wird. Im Verlauf der im Frühjahr 1990 begonnenen Erneuerung kamen in einem Zwischenboden sogenannte rituelle «Gräber» zum Vorschein, in denen die jüdische Gemeinde einst nicht mehr benutzte kultische Gegenstände sowie Gebetsbücher und Thora-Rollen verborgen hatte, darunter einen kostbaren großen Thora-Wimpel aus dem 17. Jahrhundert. Die Anfang des 19. Jahrhunderts erbaute Synagoge hatte als Sitz des ostwürttembergischen Rabbinats für die Region Schwäbisch Gmünd/Aalen/Ellwangen/Crailsheim zentrale Bedeutung. Als einzige württembergische Synagoge verfügt sie über einen separaten Fraueneingang.

Das jüdische Gotteshaus überstand zusammen mit der Pflaumlocher Synagoge die berüchtigte Reichskristallnacht 1938, weil Einheimische die von auswärtigen Nationalsozialisten – wie in allen deutschen Synagogen – gelegten Brandsätze gelöscht hatten. Die Pflaumlocher Synagoge dient heute als Rathaus. In Oberdorf, wo die Restaurierung vom Trägerverein ehemalige Synagoge verantwortet und mit ABM-Arbeitsplätzen unterstützt wird, hatte das Gebäude bis 1988 als Lagerschuppen gedient.

Neuer Anlauf für «Haus der Geschichte»

(STN) Die Pläne für ein Haus der Geschichte im Zentrum der Landeshauptstadt hat das Land noch längst nicht aufgegeben. Zwar hat der Gemeinderatsausschuß für Umwelt und Technik dieses Vorhaben im Akademiegarten, also nahe der Rückseite des Neuen Schlosses und in der Nachbarschaft des Landtags an der Ecke Planie/Konrad-Adenauer-Straße, mit deutlicher Mehrheit abgelehnt. Aber es wird für diesen Standort weitergeplant. Dies ist auch mit dem Referat Städtebau der Stadt so abgesprochen worden, wie Frau Ministerin Marianne Schultz-Hector vom Ministerium für Kultus und Sport erklärt hat. Dies hat auch Bürgermeister Hansmartin Bruckmann bestätigt. Das Stuttgarter Architekturbüro Behnisch und Partner, das im Februar 1990 den Wettbewerb für dieses Vorhaben an der «Kulturmeile» gewonnen hatte, sollte die Pläne auch im Sinne der Vorstellungen der Kritiker im Rathaus weiterentwickeln und dank eines Modells verständlicher machen. Dies werde dann Grundlage für eine erneute Diskussion im Kreis der Stadträte sein.

Dieses Haus der Geschichte, in dem Besuchergruppen des Landtags von den aktuellen Geschehnissen zur Vergangenheit des Landes geführt werden sollen, wird von der großen Mehrheit auch des Gemeinderats durchaus als sinnvoll angesehen. Derzeit sieht zwar vor allem die SPD dringendere Vorhaben (zum Beispiel Wohnungsbau), will aber das Land nicht von seiner Absicht abbringen – nur eben einen Neubau nicht an diesem Standort zulassen, selbst wenn die Architekten eine fast vollständig unterirdische Lösung entwickelt haben. Die Argumente von SPD, FDP, Grünen und Republikanern (gegen die Stimmen von CDU und Freien Wählern): Den Akademiegarten von einer Bebauung freihalten, damit die Sicht auf die Rückseite des Neuen Schlosses nicht verstellt wird. Wenn das Land weiteren Platz für ein Museum brauche, dann solle es Räume im Neuen Schloß freimachen. Eine Ausweichmöglichkeit für die dortigen

gen Büros ergäbe sich bei den geplanten Neubauten des Landes entlang der Neckarstraße, im Löwentorzentrum an der Heilbronner Straße oder in der von der Stadt geplanten «Prag City» am Pragsattel.

Frau Schultz-Hector sieht es bei ihren derzeit laufenden Gesprächen mit Landtagsabgeordneten und Stadträten als Ziel an, «die Sympathie für die Sache zu stärken, um dann vielleicht die Standortfrage doch in unserem Sinne lösen zu können». Zudem will die Ministerin die Politiker von Stadt und Land möglichst früh in die Vorlaufphase dieses Museums einbeziehen. Die Vorarbeiten haben längst begonnen. Das Haus der Geschichte hat derzeit seinen Sitz in der Heilbronner Straße. 15 Wissenschaftler sind dort bereits tätig. Ihre Vorbereitungen dürften sich noch bis Mitte der neunziger Jahre hinziehen.

Daß das Land am Akademiegarten als Standort festhält, ist für Frau Schultz-Hector keine Frage. Wenn es nicht gelinge, den Gemeinderat (Planungshoheit!) davon zu überzeugen, «ist dieses Projekt aber nicht gestorben». Allerdings sei die Nähe zum Landtag eine Bedingung.

Archäologiepreis für Werner Schmidt

(Isw) Der Ditzinger Werner Schmidt erhielt den Württembergischen Archäologiepreis der Volksbanken und Raiffeisenbanken. Die mit 5000 Mark dotierte Auszeichnung wurde am 10. Dezember 1990 im Stuttgarter Neuen Schloß überreicht. Außerdem wurde Schmidt mit einer Nachbildung der Goldschale aus dem Hochdorfer Keltengrab geehrt.

Schmidt ist seit Jahren «unermüdlich der Vorgeschichte auf der Spur», heißt es in der Laudatio. Er habe als ehrenamtlicher Beauftragter der archäologischen Denkmalpflege nahezu 400 Fundmeldungen abgegeben. Sie reichten von jungsteinzeitlichen Siedlungen bis zu frühmittelalterlichen Bauresten. Speziell beim Bau der Schnellbahntrasse Stuttgart – Mannheim dokumentierte der Hobby-Archäologe mehr als 25 bis dahin unbekannt Siedlungsplätze.

Dauerausstellung über Graf Eberhard im Bart

(epd). Als erster Herzog des von ihm wiedervereinigten Württemberg regierte Graf Eberhard im Bart von seiner Geburtsstadt Urach aus sein Land, das bis 1482 insgesamt 40 Jahre geteilt war. Im Schloß seiner Residenzstadt Urach, wo er sich mit der Italienerin Barbara Gonzaga von Mantua vermählt hatte, eröffnete das Württembergische Landesmuseum am 7. November in Anwesenheit des Graf Eberhard-Nachfahren Carl Herzog von Württemberg eine erste dokumentarische Dauerausstellung über einen der populärsten süddeutschen Fürsten, den Historiker als «Leitfigur der württembergischen Geschichte» bezeichnen. 32 Bildtafeln mit zeitgenössischen Dokumenten informieren über den Architekten des modernen Württemberg, den Justinus Kerner 1887 als den «reichsten Fürsten» in dem Gedicht «Preisend mit viel schönen Reden» besang und der seitdem als «Württembergs geliebter Herr» bekannt ist. Auf den Luther-Gefährten Philipp Melanchthon geht die Episode zurück, nach der Graf Eberhard beim Reichstag zu Worms als der Regent gerühmt worden sei, der überall in seinem Land im Schoß jedes Untertanen ruhig schlafen könne.

Vor der Reformation hatte der fromme Graf die religiöse Reformbewegung der Brüder vom Gemeinsamen Leben aus den Niederlanden ins Land geholt. Graf Eberhard V. der Ältere ging so nicht nur als Gründer der Tübinger Universität (1477), sondern auch als Initiator der Stifte Urach, Herrenberg, Tübingen, Dettingen/Erms, Tachenhausen (bei Nürtingen) und Einsiedel (bei Tübingen) in die Geschichte ein. Der Sohn der Mechthild von der Pfalz hatte sich im Mönchsgewand bestatten lassen. In der von ihm erbauten Amanduskirche neben dem Uracher Schloß befindet sich sein Betstuhl, während sein auch bei der Pilgerreise nach Jerusalem benutzter persönlicher Taschenkalender und sein Paternoster (eine rosenkranzähnliche Gebetskette zum Zählen der Vaterunser) im Schloß Altshausen aufbewahrt wird.

Unglaublich,
Classic und *Vario*.
Jetzt ist Bausparen
so flexibel wie Sie.



LBS
Bausparkasse der Sparkassen

Classic
&
V
a
r
i
o

Classic und *Vario*.
Das neue Bausparen
der 90er Jahre.

Mit dem LBS-*Classic*
kommen Sie schnell an
besonders günstiges
Baugeld.

Mit dem LBS-*Vario*
wählen Sie selbst:

- Ihre Spar-Rendite
- Ihr Bauspar-Tempo
- Ihre Zinsen für die
Finanzierung.

Und das jederzeit, ganz
wie Sie wollen.

Wir geben Ihrer Zu-
kunft ein Zuhause.
LBS und Sparkasse:
Unternehmen der
S-Finanzgruppe.

Freilandmuseum steckt in Finanzkrise

(HT) Das Hohenloher Freilandmuseum steckt in einer Finanzkrise. Dem Museumsdorf beim Schwäbisch Haller Stadtteil Wackershofen fehlen mehrere hunderttausend Mark, um die ausgewählten Gebäude umsetzen zu können. Nachdem sich die Verschuldung der Millionengrenze nähert, werden weitere Defizite als «nicht mehr seriös» angesehen. Konsequenz: Historisch wertvolle Bausubstanz ist vom Verfall bedroht.

Eine Getreide- und Sägemühle aus dem Jahr 1687 im Weiler Weipertshofen ist bereits in einem derart desolaten Zustand, daß sie beim nächsten großen Regen möglicherweise «total absackt», wie Museumspädagoge Werner Sasse befürchtet. «Dieses einmalige Objekt» mußte abgestützt werden, weil sonst die Grundmauern in sich zusammengefallen wären.

Doch für die klapprige Mühle hat das Freilandmuseum kein Geld. Fast alle Vorhaben mußten wegen der Ebbe in der Kasse hinausgeschoben werden. Die Finanzmisere wurde mitverursacht durch eine neue Technik bei der Umsetzung der alten Häuser. Inzwischen werden ganze Wände, teilweise komplette Räume nach Wackershofen geschafft. Dieses Verfahren, das die Gebäude in ihrem originalen Zustand beläßt, kommt das Museum ungleich teurer als die Zerlegung in Einzelteile mit anschließendem Aufbau in Puzzlemanier.

Rund 3,5 Millionen Mark standen bislang für das Bauvolumen bereit. 75 Prozent davon übernahm die Staatskasse, das restliche Viertel teilten sich die Stadt Schwäbisch Hall, der Landkreis Hall und der Hohenlohekreis. Jetzt ist das Regionalmuseum von Einsparungen betroffen. Der Kreis Schwäbisch Hall überwies für dieses Jahr 150000 Mark, der Hohenlohekreis beteiligt sich mit 75000 Mark. Von der Stadt Schwäbisch Hall kommen 450000 Mark, allerdings trägt sie auch einen Teil der Personalkosten und bezahlt zudem «viele versteckte Posten».

Museumsleiter Albrecht Bedal fehlen jetzt rund 300000 Mark, um die gesteckten Ziele des als vorbildlich gel-

tenden Freilichtmuseums erreichen zu können. «Wir müssen überall kürzertreten», beschrieb Werner Sasse die Situation. In Wackershofen werde keineswegs nur deshalb der Finanzteufel an die Wand gemalt, um Gelder aus den Kreiskassen zu lokalisieren. «Es ist wirklich ernst», betonte Sasse.

Das gut zehn Jahre alte Freilandmuseum für das nördliche Württemberg, durch das im letzten Jahr mehr als 125000 Besucher marschierten, hat sich bislang vor allem auf den Aufbau konzentriert. Dabei sind allerdings einige Bereiche zu kurz gekommen, ließ Museumspädagoge Sasse durchblicken. Die Weingegend um Heilbronn und Öhringen solle künftig ebenso stärker berücksichtigt werden wie der Raum der Keuperwaldberge. Das Gebiet vom Schwäbischen Wald bis zu den Ellwanger Bergen sei bisher kaum untersucht.

Groß ist das Einzugsgebiet des Museums, wie es in einer Konzeption des Kunstministeriums für die sieben regionalen Museen in Baden-Württemberg festgelegt wurde. Für die betroffenen Landkreise besteht nach Überzeugung von Werner Sasse die «moralische Verpflichtung zur finanziellen Beteiligung». In manchen Landratsämtern jedoch stoßen Anfragen der Hohenloher auf Ablehnung.

Neue Abteilung im Museum für Volkskultur

(Isw) Mit den Auswirkungen der Industrialisierung in Baden-Württemberg befaßt sich eine neue Abteilung im Museum für Volkskultur in Waldenbuch. Die zeitlich nicht begrenzte Ausstellung wurde am 16. November 1990 eröffnet. Sie geht neben den Veränderungen am Arbeitsplatz auf den Wandel im privaten Haushalt, in der Kleidung und in der Freizeit ein. Außerdem wird das Leben der kleinen Leute aufgearbeitet. So sind der Bilderwelt sowie die Frömmigkeit der Protestanten, Katholiken und Juden Schwerpunkte gewidmet. Beachtet wird auch das Spielzeug der Kinder, das der Esslinger Verlag J. F. Schreiber beeinflusst hat.

Lauster-Halle Stuttgart: Kompromiß ohne Bestand?

(SWO/STZ) Das Land Baden-Württemberg, so wurde jetzt bekannt, nutzt seine vertraglich mögliche Option nicht, nach der in einem Teil der nach langen Diskussionen seinerzeit für denkmalschutzwürdig erklärten Lauster-Halle an der Neckartalstraße in Stuttgart eine Werkstatt der Kunstakademie zukünftigen Bildhauern Arbeitsraum bringen sollte. Damit dürfte einmal die Diskussion um den ganzen Vorgang wieder aufleben und zum anderen das Gefühl bleiben, daß sich der scheinbar gemeinsame Nenner zwischen der Denkmalschutzbehörde, dem Land Baden-Württemberg und der heutigen Nutzerfirma des Areals in der Realität als nicht ausreichend tragfähig erweist. Eine kulturelle Nutzung der großen Vierkranhalle auf dem ehemaligen Lauster-Gelände an der Neckartalstraße ist ungewisser denn je. Wie das Stuttgarter Stadtplanungsamt bestätigte, hat das Land auf eine vertraglich festgelegte Option verzichtet, die im vorderen Drittel der denkmalgeschützten Halle, die ansonsten mit Erdaushub aufgefüllt ist, eine Nutzung für kulturelle Zwecke ermöglicht hätte. Aus finanziellen Gründen werde die dort vorgesehene Werkstatt für angehende Bildhauer der Kunstakademie nicht eingerichtet.

Wie das Hallendrittel genutzt werden soll, ist «noch völlig offen», sagt Manfred Schempp von der unteren Denkmalschutzbehörde im Stadtplanungsamt, der die Entwicklung für «bedauerlich» hält. Kritik kommt auch von der Stuttgarter Architekturstudentin Sandra Brodtmann, die sich mit zwei Kommilitonen im Rahmen einer Semesterarbeit mit dem Gelände beschäftigt. Daß dort nun eine Bauschuttortier- und -recyclinganlage geplant wird, die teilweise in dem Hallendrittel untergebracht werden soll, ist für sie «ein weiteres Glied in der Kette der Fehlentwicklungen», bei denen «die Interessen des Denkmalschutzes ungenügend gewahrt worden» sind.

Das Areal an der Neckartalstraße, nun im Schatten der Umweltschutz-

bauten für die Müllverbrennungsanlage und das Kraftwerk, ist bis vor zwei Jahren vom steinverarbeitenden Betrieb Lauster genutzt worden, der inzwischen an die Hofener Straße in Bad Cannstatt umgezogen ist. Seitdem wird das Gelände von der Firma Albert Schmid GmbH genutzt, einem Unternehmen für Erdbau-, Abbruch-, Bautransporte; Absatzkipper-, Containerfahrzeuge; Sondermülltransporte. Grundlage dieser Nutzung ist ein öffentlich-rechtlicher Vertrag, der im Mai 1989 zwischen der Stadt, dem Landesdenkmalamt, dem Regierungspräsidium, der Grundstücksbesitzerin Renate Schmid und der Albert Schmid GmbH abgeschlossen wurde. Die Schmid GmbH, die vorhatte, die Hallen abzureißen und das Gelände aufzuschütten, akzeptiert darin Auflagen. Eine der beiden großen Hallen wurde nur teilweise abgerissen, der Rest aufgefüllt. Die denkmalschützerisch besonders wertvolle Vierkranhalle, 120 Meter lang und 20 Meter breit, durfte zu zwei Dritteln bis auf eine Höhe von neun Metern aufgefüllt werden. Dieser Erdwall wird abgestützt, eine Glaswand soll den Blick vom Südeingang durch die Halle bis zur nördlichen Wand ermöglichen, um die «außergewöhnliche Wirkung des Innenraums» zu erhalten. Hinter der Glaswand kann die Schmid GmbH eine Werkstatt für ihren Fuhrpark einrichten. Die Lastwagen können außerhalb der Halle abgestellt und gewaschen werden. Im Vertrag ist auch der weitere Steinbruchbetrieb festgeschrieben, was den Archäologen wichtig ist, da in dem Grabungsschutzgebiet interessante Funde gemacht werden.

Der Denkmalschutz für das «einzigartige Kulturdenkmal», das bau- und industriegeschichtlich interessant ist, sei hintenan gestanden, moniert Sandra Brodtmann. Die Aufschüttung in der großen Halle habe den tatsächlichen Raumeindruck zerstört, bei den Arbeiten seien zudem Teile beseitigt und beschädigt worden.

Soldaten erhalten Preis für diakonischen Einsatz

(epd) Für ihren gemeinsamen Einsatz in diakonischen Einrichtungen in Münsingen und beim Bau der Gedenkstätte für die Opfer der «Euthanasie» in Grafeneck haben deutsche und französische Soldaten aus Sigmaringen und Breisach jetzt den ersten Preis eines Wettbewerbs erhalten, der alljährlich im Zusammenhang mit dem deutsch-französischen Vertrag ausgeschrieben wird.

Die Soldaten der Flugabwehrbatterie zehn aus Sigmaringen und des 53. französischen Artillerieregiments hatten bei einer gemeinsamen Übung auf dem Münsinger Truppenübungsplatz betagte und kranke Bewohner des Landheims Buttenhausen betreut und bei der Fertigstellung des Altenwohnhauses und der Gedenkstätte Grafeneck geholfen. Dabei hatten sich die Soldaten über die diakonische Arbeit, den sozialen Auftrag der Kirchen und die Ereignisse in Grafeneck im Jahre 1940 informiert, als hier über 10000 behinderte und kranke Menschen ermordet wurden.

Ein weiterer Schwerpunkt war die Information der «Arbeit des Gedenkens» in Grafeneck in den vergangenen drei Jahrzehnten. Der Preis wurde jetzt bei einem militärischen Appell in Ellwangen überreicht, an dem auch Münsingens Dekan Eduard Seng sowie Vertreter des Landheims Buttenhausen und des Samariterstifts Grafeneck teilnahmen.

Umweltschäden kosten immer mehr

(STZ) Luftverschmutzung, Lärm, Verkehr, die Verunreinigungen des Grundwassers oder Schäden, die durch Asbest und Holzschutzmittel hervorgerufen werden, verursachen immer mehr Kosten, für die nicht die einzelnen Verursacher, sondern die Allgemeinheit oder auch künftige Generationen aufkommen müssen. Nach Berechnungen des Umwelt- und Prognoseinstituts (UPI) in Heidelberg liegen die Gesamtkosten der Umweltbelastungen inzwischen al-

lein auf dem Gebiet der bisherigen Bundesrepublik jährlich bei 475,5 Milliarden Mark. Dies, so die Autoren der Studie, sei mehr als die gesamte Bruttowertschöpfung der Energiewirtschaft, der chemischen Industrie, der Automobilhersteller, des Baugewerbes und der Landwirtschaft zusammengenommen.

Mit rund 163 Milliarden Mark, so die Heidelberger Umweltbilanz, verursache der Kraftfahrzeugverkehr die höchsten Kosten. 103,5 Milliarden davon entfielen auf Unfälle, 60,2 auf Flächenbeanspruchung. Während Luftschadstoffe für Material-, Wald- und Gesundheitsschäden in Höhe von 63 Milliarden Mark verantwortlich seien, schlage der Lärm mit 101 Milliarden und die Gewässerverunreinigung in Flüssen und Grundwasser mit 58,5 Milliarden Mark zu Buche. Die Berechnungen, die nach Angaben des UPI für 15 Umweltbereiche erstmals vorgenommen wurden, basieren auf Daten des Jahres 1989.

Die Beanspruchung der Umwelt, stellen die Autoren fest, sei in der Regel für die Verursacher kostenlos. In den heutigen Marktpreisen spiegeln sich diese Kosten nicht wider. So löse beispielsweise ein Kilogramm Pestizid, das im Einkauf 28 Mark kostete, ökologische Schäden in Höhe von 830 Mark aus. Eine Tonne Spritzasbest, für die beim Einbau rund 1000 Mark zu bezahlen seien, müsse heute mit einem Aufwand von 235000 Mark entsorgt werden. Ein Kilo des Wirkstoffs PCP, der in Holzschutzmitteln verwendet wird, verursache Sanierungskosten von 9000 Mark – bei einem Einkaufspreis von 30 Mark.

Am meisten allerdings lasse sich die Allgemeinheit den Verkehrskosten, hat das Institut errechnet. Ein Liter Treibstoff für 1,20 Mark verursache Folgeschäden für 4,50 Mark, – umgerechnet auf den einzelnen Bürger subventioniere jeder Bewohner den Kraftfahrzeugverkehr mit 3700 Mark im Jahr. Wenn es nicht gelinge, die Marktwirtschaft zu einer ökologischen Marktwirtschaft weiterzuentwickeln, prognostizieren die Autoren der Studie, markierten die Umweltkosten demnächst den Punkt, an dem eine Umkehr nicht mehr möglich ist.

Pfarrhaus in Eschenbach: Fachwerk bleibt sichtbar

(NWZ) Seit Bekanntwerden der Absicht des Staatlichen Hochbauamts Schwäbisch Gmünd, das Fachwerk am evangelischen Pfarrhaus in Eschenbach verschwinden zu lassen und dieses im Zuge der Außenrenovierung des Gebäudes zu verputzen, stieß eine solche Entscheidung auf Unverständnis beim Gemeinderat und den Bürgern. Die Begründung der Fachleute, das Fachwerk sei «nicht echt» und auch «nicht stilgerecht», erschien nicht schlüssig, zumal das Fachwerk erst vor rund 15 Jahren freigelegt wurde. Lediglich aus Kostengründen sei damals auf eine weitere Sichtbarmachung rund um das Gebäude verzichtet worden. Initiativen der Gemeindeverwaltung auch beim Regierungspräsidium Stuttgart waren bisher erfolglos. Der frühere Regierungspräsident Dr. Manfred Bulling hatte im August 1989 festgestellt, daß die Entscheidung, ob es beim bisherigen Zustand bleibt, allein beim Land als Eigentümer des Grundstücks, also beim Staatlichen Hochbauamt Schwäbisch Gmünd, liege. Der frühere Regierungspräsident setzte sich für eine andere Lösung nicht ein, nachdem auch er die Auffassung vertrat, daß das Überputzen die denkmalpflegerisch richtige Lösung sei, weil es sich um ein «rein konstruktives» Fachwerk handle.

Beim Kreiswettbewerb zur Ortsverschönerung hatte Bürgermeister Hans Mönchenberg die Bewertungskommission auf diese leidige Angelegenheit hingewiesen. Landrat Franz Weber hatte seinerzeit zugesagt, die Bemühungen der Gemeindeverwaltung auf Beibehaltung der Fachwerkfassade zu unterstützen, zumal städtebauliche und gestalterische Gründe hierfür sprechen würden. Im Oktober vergangenen Jahres konnte Bürgermeister Hans Mönchenberg dem Gemeinderat die Mitteilung machen, daß das Staatliche Hochbauamt Schwäbisch Gmünd bei der Instandsetzung des evangelischen Pfarrhauses nunmehr doch die Fachwerkfront belassen will. Damit ist dem Anliegen der Gemeinde und ihren Bürgern

Rechnung getragen. Der Gemeinderat sah sich durch die Entscheidung in seiner Auffassung bestätigt und begrüßte die Entscheidung ausdrücklich.

Hermann Ehmer löst Gerhard Schäfer ab

(epd) Hermann Ehmer (47) ist neuer Vorsitzender des Vereins für Württembergische Kirchengeschichte. Der Kirchliche Archivdirektor und Leiter des Archivs der Landeskirche ist bei der Jahrestagung des Vereins in Waiblingen einstimmig zum Nachfolger von Gerhard Schäfer gewählt worden, der dem Verein 28 Jahre lang vorstand und sich nicht mehr zur Wahl stellte. Dem Verein für Württembergische Kirchengeschichte gehören fast alle württembergischen Kirchengemeinden und rund 300 Einzelpersonen an.

Hermann Ehmer, ein Bauernsohn aus Beilstein, studierte in Tübingen, Heidelberg und Mainz evangelische Theologie und war Vikar in Waldrems und Oppenweiler. Dort bildeten sich in der Beschäftigung mit dem umfangreichen Pfarrhausarchiv seine geschichtlichen und archivarchivischen Interessen so stark heraus, daß er noch eine Archivarausbildung in Stuttgart und in Marburg absolvierte. Als Archivar war er im Generallandesarchiv in Karlsruhe tätig, ab 1977 baute er in Wertheim das Archiv der Fürsten von Löwenstein auf.

1988 wurde Ehmer, der mit einer Dissertation über den württembergischen Reformator Valentin Vannius zum Dr. theol. promoviert hatte, Archivdirektor der württembergischen Landeskirche. Ehmer, verheiratet und Vater von vier Kindern, ist mit zahlreichen Veröffentlichungen hervorgetreten. 1984 hat er gemeinsam mit Professor Martin Brecht ein vielbeachtetes Buch über die «Südwestdeutsche Reformationsgeschichte» vorgelegt.

Verwaltungsgericht gibt Friedensbewegung Recht

(lsw) Der Verein «Friedens- und Begegnungsstätte Mutlangen» hat beim Verwaltungsgericht Stuttgart einen Sieg errungen. Das Gericht habe der Klage des Vereins gegen das Landratsamt Ostalb wegen der Verweigerung der Baugenehmigung einer «Friedens- und Begegnungsstätte» auf dem Gelände der «Pressehütte» in Mutlangen recht gegeben, sagte Vorstandsmitglied Lotte Rodi vor Journalisten in Mutlangen. Der Gemeinderat von Mutlangen müsse jetzt neu über die Baugenehmigung entscheiden. Man sei optimistisch, weil sich das Verhältnis zur Gemeinde längst normalisiert habe.

Ob das geplante ökologische Musterhaus allerdings überhaupt gebaut werden soll, müsse man erst «in den eigenen Reihen» ausführlich diskutieren. Nach dem teilweise bereits erfolgten Abzug der Pershing-II-Raketen habe sich die Situation des Vereins verändert. Lotte Rodi betonte zugleich, daß der Verein «von Anfang an» nicht nur den Kampf gegen die Raketen geführt, sondern sich auch für Völkerverständigung und gewaltfreie Konfliktlösungen eingesetzt habe. Diese Arbeit solle verstärkt fortgesetzt werden.

Originalgetreue Neu-Gotik in Heidenheim

(epd) Die neugotische Pauluskirche in Heidenheim gilt bei Kennern als Rarität, weil sie in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten blieb. Vor knapp 100 Jahren wurde das evangelische Gotteshaus von dem Stuttgarter Hofbaumeister Felix von Berner in dem bis vor 20 Jahren noch wenig geschätzten neugotischen Stil erbaut. Inzwischen steht die Kirche aber unter Denkmalschutz. Von dem Schorndorfer Architekten Siegfried Greiner wurde der rote Backsteinbau originalgetreu im Stil des gotischen Historismus in fast zweijähriger Bauzeit innen mit einem Aufwand von 2,4 Millionen Mark renoviert.



Das „Gastliche Härtsfeld“ (Ostalb) lädt ein

Eine reizvolle Landschaft auf der Schwäbischen Alb. Das Ferien- und Wanderland zwischen Barock und Wacholderheiden, das allen Freunden unserer Heimat eine Fülle an Interessantem – u. a. Geologie und Botanik – zu bieten hat. Aber auch Wälder und Seen, Burgen, Schlösser und Kirchen, die im Gegensatz zur Burg Katzenstein auch geöffnet sind. „Wandern mit und ohne Gepäck“; und das alles in einem idealen Klima in 450 bis 700 m Höhe mit Ruhe und herrlich reiner Luft. Über die A 7 (Ausf. Heidenheim/Nattheim, Aalen/Oberkochen oder Aalen/Westhausen) jetzt noch schneller und sicherer erreichbar.

Prospekte vom
Verkehrsverband „Gastliches Härtsfeld“ e. V.
Geschäftsstelle Rathaus
7921 Nattheim, Tel. (07321) 3591-0, ab 2. 4. 91 751-0
Telefax (07321) 73223

Unser Treffpunkt gegenüber dem Hauptbahnhof

4 gemütliche Gaststätten unter einem Dach
Eingang Königstr. 2 und Arnulf-Klett-Platz 1

Greiner-Stuben Konditorei-Café
Restaurant eigene Erzeugnisse

Bräustüble Tanz-Café Tabaris
gutbürgerlich internat. Bands, große Tanzfläche

Greiner-Stuben

Im Hindenburgbau Tel. (07 11) 2951 21

New York – Kenia – Mallorca?

Kenn' ich schon!

Wie wär's denn dann mal mit dem eigenen »Ländle«?

Auf den Studienreisen des Schwäbischen Heimatbundes lernen Sie die nähere und weitere Heimat kennen – Geschichte, Kultur und Landschaft. Alle Fahrten finden unter fachkundiger, wissenschaftlicher Reiseleitung statt.

Bei vielen Fahrten gibt es noch freie Plätze. Gerne schicken wir Ihnen unser neues Programmheft – natürlich auch an Ihre Freunde und Bekannten. Weitere Informationen erhalten Sie bei unserer Geschäftsstelle

Schwäbischer Heimatbund
Charlottenplatz 17 · 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 22 16 38
Telefax (07 11) 29 34 84

Übrigens: Die Studienfahrten des Heimatbundes stehen nicht nur unseren Mitgliedern offen – Gäste sind herzlich willkommen.

Sicherheit. Rund um die Uhr. Rund um das Jahr.



Vasenuhr,
Augsburg um 1600
Württembergisches
Landesmuseum,
Stuttgart

Sicherheit für Sie selbst, für die Familie, für Heim, Haus und Geschäft, für das Auto bietet Ihnen die Württembergische durch ein Versicherungsprogramm, das auf Ihren persönlichen Bedarf zugeschnitten ist. Sprechen Sie bitte mit unserem Mitarbeiter in Ihrer Nähe. Er ist Fachmann für versichern, vorsorgen, bausparen und wird sich gern viel Zeit nehmen, Sie sorgfältig zu beraten.

Die Anschrift steht im Telefonbuch unter Württembergische Feuerversicherung AG.

 **Württembergische**
Versicherungen

Mikro-Organismen nagen an Ulmer Münster

(epd) Ganze Tankwagen-Füllungen von Schwefelsäure suchten in den letzten Jahrzehnten das Ulmer Münster heim und richteten auf der «unruhigen» Oberfläche des steinernen Kolosses mit dem zierlichen Stein-Filigran Millionenschäden an. Die jährlichen Instandhaltungskosten für das mittelalterliche Bauwerk mit dem höchsten Kirchturm der Welt betragen jetzt anderthalb Millionen Mark. Sie reichen schon bald nicht mehr, weil der Münsterbaumeister seine achtköpfige Steinmetzmannschaft vergrößern muß, um Schritt zu halten mit dem Zerstörungswerk. Spürbar nachgelassen hat dagegen inzwischen die Bedrohung durch Schwefeldioxid, zugleich der bekannteste für das Waldsterben verantwortliche Luftschadstoff. Bei 49,2 Milligramm pro Quadratmeter Münster-Oberfläche lag 1979 im Jahresdurchschnitt der schweflige, aggressive Niederschlag. 1982 gab es einen Rückgang auf 35 und 1988 – kaum zu glauben – auf «nur» 22,5 Milligramm. (Die Werte für 1989 und 1990 liegen noch nicht vor.). Innerhalb von elf Jahren nahm der steinerstörende Schwefel also um mehr als die Hälfte ab.

Als Ursache vermutet Baumeister Lorenz nicht die wärmeren Winter, sondern ein Nachlassen der schwefelhaltigen Immissionen bei den Kraftwerken sowie in den von Schornsteinfeuern strenger kontrollierten privaten Heizanlagen. Weniger Luftschadstoffe – mehr Steinmetze? Lorenz klärt auf: «Wenn ab morgen die Luft genauso sauber wäre wie vor 150 Jahren, würde auch mein Nachfolger im nächsten Jahrhundert nicht arbeitslos.» Mindestens 50 Jahre bräuchten die von Umweltgiften unterwanderten Steine, um alles auszuoxydieren, was jetzt schon «drinsteckt», so der Fachmann. Die aus Cartoons bekannt gewordenen «grünen Männle» seien Realität und ständig im bohrenden Einsatz.

Millionen von Mikro-Organismen überziehen zusammen mit Algen, Pilzen, Moosen und Flechten die gotische Kathedrale mit einem unsichtbaren lebendigen Netz. Die bis zu

zehn Zentimeter in den Stein eindringenden Winzlinge leben von dem Stickstoff, den der Stop-and-Go-Verkehr rund ums Münster verschwenderisch produziert. Ihre salpetersäure- und nitrathaltigen Ausscheidungen bilden – ähnlich wie die Schwefelsäure – steinsprengende Kristalle, wie der Bauhüttenchef seit zwei Jahren weiß.

Baubeginn für Stadthaus auf Ulmer Münsterplatz

(lsw) Auf dem Ulmer Münsterplatz haben die Vorbereitungen für den Bau des umstrittenen Stadthauses begonnen. Beim Aushub der Baugrube seien mit Rücksicht auf das Münster strenge Sicherheitsvorkehrungen getroffen worden, teilte die Stadt mit. Die Rohbauarbeiten für das 30-Millionen-Mark-Projekt sollen im April beginnen. Mit der Fertigstellung des Stadthauses wird für 1993 gerechnet. Zum gleichen Zeitpunkt soll auch der Münsterplatz neu gestaltet sein.

Den Bau des vom Gemeinderat mehrheitlich beschlossenen Stadthauses nach dem preisgekrönten Entwurf des renommierten New Yorker Architekten Richard Meier hatten Gegner des Projektes durch einen Bürgerentscheid vergeblich zu verhindern versucht. Der «Meier-Bau» ist in der Ulmer Bürgerschaft nach wie vor umstritten: Seine Befürworter – darunter Architekten, Stadtverwaltung, Gemeinderat, Landesdenkmalamt und Münsterkirchengemeinde – sehen in ihm eine «Jahrhundertchance». Für die Gegner stellt der geplante Bau einen «Fremdkörper» dar, der nicht zum 600 Jahre alten gotischen Münster paßt.

Das Stadthaus soll für Ausstellungen, Konzerte und repräsentative Zwecke zur Verfügung stehen sowie Verkehrsbüro und Konzertdirektion beherbergen. Auch die Einrichtung eines Restaurants und eines Cafés ist vorgesehen. Die veranschlagten Kosten betragen ursprünglich 17 Millionen Mark. Inzwischen sind sie auf 30 Millionen Mark gestiegen.

Gibt Wetter Hinweise auf Klimaveränderung?

(LKZ) Das Jahr 1990 war eines der wärmsten seit Menschengedenken. Es setzte die Tendenz des Rekordjahres 1989 fort. In Hessen lagen sogar bereits zum dritten Mal hintereinander die Jahrestemperaturen über dem normalen Mittelwert. Nach Ansicht des Diplom-Meteorologen Wolfgang Terpitz vom Deutschen Wetterdienst in Offenbach könnte dies auf eine beginnende Klimaveränderung hinweisen. «Wir können noch keine Klimaveränderung beweisen. Aber es gibt Hinweise darauf», sagte Terpitz.

Verantwortlich für die Abweichung von der Wärmenorm waren 1990 vor allem die Wintermonate Januar und Februar, die viel milder als im langjährigen Durchschnitt waren. Aber auch Mai und August trugen mit bis zu knapp 38 Grad heißen Tagen zum Ergebnis bei.

Das abgelaufene Jahr hob sich ferner mit deutlich mehr Sonnenschein, aber weniger Frosttagen als üblich hervor. Es ging aber auch als Jahr mit hohen Ozonwerten, Orkanen und Dürreperioden in die Annalen ein.

In einigen Regionen geizte das Jahr insgesamt mit Niederschlägen, in anderen schütteten die Wolken dagegen mehr aus als sonst, anderswo hielt es sich strikt an den Regen-Mittelwert.

Beim Wetteramt Schleswig war das Jahr 1990 das mildeste des 20. Jahrhunderts. Die Mitteltemperatur von 9,6 Grad war höher als alle seit Beginn der regelmäßigen meteorologischen Messungen 1879 errechneten Werte. Im thüringischen Jena wurde mit 10,7 Grad der 1989 gemessene Höchstwert wieder erreicht.

Beide Jahre waren damit dort die wärmsten innerhalb der vergangenen 140 Jahre.

In Nordrhein-Westfalen (NRW) dagegen blieb das Jahr 1990 mit 10,8 Grad knapp unter dem bisherigen Höchstwert von elf Grad im Vorjahr, übertraf aber den langjährigen Mittelwert um 1,3 Grad. Die Stadt Frankfurt am Main erreichte mit ihrem Jahresmittel von 11,5 Grad die höchste Durchschnittstemperatur seit Beginn der Statistik im Jahr 1857.

In Niedersachsen war der Februar nach Auskunft der Meteorologen mit durchschnittlich 7,2 Grad der wärmste in den Aufzeichnungen. In NRW wurden mit 12,4 Grad fünf Grad mehr gemessen als üblich.

Baden-Württemberg meldete einen Hitzerekord im Sommer: 37,7 Grad am 5. August in Karlsruhe waren das Heißeste, was die Stadt seit über 70 Jahren zu bieten hatte.

Andernorts hatte der 4. August am stärksten eingeheizt: In Hannover, wo es im Sommer 50 Prozent mehr Sonnentage als normal gab, stöhnten die Menschen bei 35,4 Grad und in Aachen bei 35,2 Grad unter der Hitze. Den Schwaben brachte der Sommer 43 Tage über 35 Grad! Die Schwäbische Alb meldete an ihrem heißesten Augusttag der Nachkriegszeit 31,3 Grad.

Fast überall lachte die Sonne länger vom Himmel als gewohnt. In NRW schien sie fast 1700 Stunden – 250 Stunden mehr als im Mittel, aber 170 Stunden weniger als im Rekordjahr 1989.

Noch mehr verwöhnt von der Sonne wurden die Thüringer. Über Weimar ließ sie sich rund 1800 Stunden und damit 200 Stunden mehr als normal blicken. In Südhessen strahlte sie sogar 1842 Stunden vom Himmel – bei einem Jahressoll von 1658 Stunden. Sonnenreichster Monat war vielerorts der Wonnemonat Mai.

Im Zuge der sommerlichen Hitzeperioden überstiegen die gesundheitsgefährdenden Ozonkonzentrationen in der Atemluft den Richtwert mehrfach erheblich.

So wurde in Kassel ein Spitzenwert von 320 Mikrogramm Ozon pro Kubikmeter Luft des hochgiftigen Gases gemessen, das sich unter Einwirkung von Sonnenstrahlung aus Auspuffgasen und Sauerstoff bildet.

In Niedersachsen lag der Spitzenwert bei 312, in Bayern bei 310 Mikrogramm. Bei 180 Mikrogramm wird in der Bundesrepublik die Bevölkerung gewarnt. Im Jahr 1989 waren die Spitzenwerte mit 275 Mikrogramm noch niedriger.

«Ganz schön abnorm» waren nach den Worten des Meteorologen Terpitz auch die fünf Stürme, die am Jahresanfang wüteten.

Die Windböen erreichten eine Geschwindigkeit von 130 Kilometern pro Stunde. Eine solche Windstärke sei für das Rhein-Main-Gebiet «sehr auffällig». Auch dies könnte ein «Hinweis auf eine Klimakatastrophe, Klimaänderung» sein, meinte Terpitz und wies zugleich darauf hin, daß rein statistisch betrachtet die Temperaturabweichungen noch im oberen Bereich normaler Schwankungen lägen.

Um genauere Angaben machen zu können, müßte zudem die Klimaentwicklung der ganzen Nordhalbkugel mitbetrachtet werden.

In den Wäldern darf weiterhin geradelt werden

(lsw) In baden-württembergischen Wäldern darf weiterhin geradelt werden. Allerdings gibt es nach einer neuen Verwaltungsvorschrift des Forstministeriums Einschränkungen für schmale Waldwege. Wie Minister Gerhard Weiser mitteilte, sei das Radfahren im allgemeinen eine umweltfreundliche Fortbewegungsart. Im Erholungsort Wald müsse es aber eine Regelung zur Vermeidung von Interessenkonflikten geben. Die Zahl der seit 1987 verkauften Mountain-Bikes, die auch auf Waldwegen benutzt werden können, betrage rund 320000. Bei falschem Verhalten von Radfahrern könnten Konflikte mit Fußgängern und ökologische Schäden entstehen. Wie Weiser betonte, ist das Radfahren im Wald nur auf Straßen und breiten Wegen gestattet. Dabei dürften andere nicht «beeinträchtigt» werden.

Neue Richtlinien für Landschaftspflege

(lsw). Baden-Württemberg kann jetzt für Maßnahmen zur Erhaltung von Natur und Landschaft finanzielle Zuschüsse zahlen. Die Voraussetzung dafür bildet eine Landschaftspflege-Richtlinie, die jüngst von den Landesministern für Umwelt, Erwin Vetter, und Landwirtschaft, Gerhard Weiser, unterzeichnet wurde und damit in Kraft trat.

Wie das Umweltministerium mitteilte, sollen für Naturschutz-Aufgaben im Lande jährlich 30 Millionen Mark an Kommunen, Verbände, Vereine und private Grundstückseigentümer verteilt werden. Die neue Richtlinie ermögliche es unter anderem, Pflegeverträge mit Landwirten abzuschließen. Außerdem könne ein Landwirt jährlich bis zu 1400 Mark pro Hektar Nutzfläche erhalten, die er nicht weiter bewirtschaftet. In der Mitteilung des Ministeriums wird betont, mit der neuen Richtlinie würden die staatlichen Naturschutzmittel «auf Projekte mit möglichst großer ökologischer Wirkung konzentriert».

Hahn-Preis wird 1993 wieder ausgeschrieben

(epd) Der von der Stadt Kornwestheim erstmals vor fünf Jahren ausgeschriebene Philipp-Matthäus-Hahn-Preis wird zum zweiten Mal im Jahr 1993 verliehen. Das kündigte der Präsident der Universität Tübingen, Adolf Theis, an, der das Vorschlagsrecht für die Vergabe des mit 5000 Mark dotierten Preises hat. Nachdem die Auszeichnung im vergangenen Jahr auf eine theologische Arbeit des württembergischen Pietismusforschers Reinhard Breymer gefallen war, soll diesmal nach Angaben von Theis eine naturwissenschaftliche Studie, Dissertation oder Habilitation bevorzugt berücksichtigt werden. Sie müssen bis 30. März 1993 bei der Universität Tübingen eingereicht werden.

Kornwestheim hatte den Preis 1989 zur 250. Wiederkehr des Geburtstags von Hahn verliehen. Der schwäbische «Mechaniker-Pfarrer», der von 1739 bis 1790 lebte, wirkte aufgrund besonderer Gunst von Herzog Carl Eugen in den Jahren 1770 bis 1781 in Kornwestheim. Während dieser Zeit entwickelte er wegweisende Erfindungen auf dem Gebiet der Feinmechanik wie astronomische Uhren und leistungsfähige Rechenmaschinen. Hahns theologische Arbeiten haben die Entwicklung des schwäbischen Pietismus maßgeblich beeinflusst.

«Kirchentaufe» in Haigerloch

(epd) Leonardo da Vincis berühmtes Abendmahlsgemälde verhilft jetzt der evangelischen Kirche in Haigerloch zu einem eigenen Namen. Seit 4. November 1990 heißt das 1863 eingeweihte Gotteshaus «Abendmahlkirche». Seit den fünfziger Jahren schmückt eine Kopie des monumentalen Abendmahlbildes die Stirnwand im Kircheninnern. Die Nachbildung übertrifft nach Auffassung namhafter Leonardo-Kenner das Original in seinem heutigen Zustand und stellt es so dar, wie es von Leonardo zwischen 1492 und 1498 im Speisesaal des Mailänder Dominikanerklosters ursprünglich geplant und geschaffen wurde.

Mit dem Reformationstfest und der «Kirchentaufe» feierte die Diasporagemeinde – nur etwa 380 von 3000 Einwohnern der Haigerlocher Kernstadt sind evangelisch – den Abschluß von Renovierungsarbeiten. In 18monatiger Bauzeit ist die Kirche außen mit einem Kostenaufwand von etwa 160000 Mark saniert worden.

Um die Jahrhundertwende begeisterte sich der Künstler Friedrich Schüz – ein Sohn des aus Nufringen bei Herrenberg stammenden schwäbischen Malers Theodor Schüz – für die Aufgabe, vom Mailänder Abendmahlsgemälde eine Kopie zu schaffen, die bis in die letzten Einzelheiten dem ursprünglichen Mailänder Original entsprechen sollte. Durch Krieg und Notjahre kam der damals bereits 79jährige erst im Jahr 1952 dazu, seinen lebenslang gehegten Wunsch in der Haigerlocher Kirche zu verwirklichen. Zusammen mit dem Bildhauer und Grafiker Gerhard Halbritter aus Tübingen und dem Universitäts-Zeichenlehrer Walter Kröll aus Gießen schuf er in Haigerloch in dreijähriger Arbeit von 1952 bis 1954 ein Kunstwerk, das dem ursprünglichen Leonardo-Gemälde nicht nachsteht. Es ist ebenfalls neun Meter lang und viereinhalb Meter hoch und entspricht damit genau den Abmessungen der Stirnwand des Mailänder Refektoriums; sogar die Lichtverhältnisse stimmen exakt überein. Am Gründonnerstag 1954 wurde das Ge-

mälde enthüllt und tags darauf in aller Form der Evangelischen Kirchengemeinde Haigerloch in Besitz und Gewahrsam übertragen.

«Naßholzlager bedrohen Umwelt!»

(lsw) Die nach den Sturmschäden im vergangenen Frühjahr eingerichteten Naßholzlagerplätze bedrohen nach Auffassung der FDP im baden-württembergischen Landtag die Umwelt. Von diesen Lagerplätzen aus würden die Flüsse und Bäche zunehmend durch hohe Ammoniak- und Stickstoffkonzentrationen vergiftet, erklärte der FDP-Landtagsabgeordnete Ernst Pfister in Stuttgart. In Einzelfällen sei es bereits zu einem Fischesterben durch Verunreinigungen gekommen.

Die Naßlagerung ist nach Auffassung der FDP gefährlicher als zunächst angenommen. Durch sie würden erhebliche Mengen an Nährstoffen (Eiweiß und Stärke) aus dem Holz ausgeschwemmt und gelangten in Form von Ammoniak und Stärke in die angrenzenden Gewässer. Die Einleitung dieser Abwässer führe zu erheblichen Belastungen, die nicht nur ein Fischesterben verursache, sondern das Leben in den Gewässern insgesamt gefährde und zerstöre.

Nach Auskunft der FDP gibt es zur Zeit im Land etwa 300 bis 400 Naßlagerplätze mit bis zu 100000 Festmeter Sturmholz. Diese Lagerplätze waren eingerichtet worden, um nach den Frühjahrsstürmen den Verfall des Holzpreises zu verhindern. Außerdem sollten die Hölzer nicht trocken gelagert werden, da sonst eine Borkenkäferplage befürchtet wurde.

Es gelte jetzt, die «schlummernden Gefahren», die von diesen Naßlagerplätzen ausgingen, umgehend zu untersuchen und Gegenmaßnahmen einzuleiten, forderte Pfister. Die FDP verlangt in einem parlamentarischen Antrag sofortige Gewässer- und Naßlageruntersuchungen durch die Behörden.

Albrecht Goes erhielt Otto-Hirsch-Medaille

(epd) Die Otto-Hirsch-Gedenkmedaille 1991 für besondere Verdienste um die christlich-jüdische Zusammenarbeit ist dem Pfarrer und Schriftsteller Professor D. Albrecht Goes (82) verliehen worden. Goes wurde die Auszeichnung am Mittwoch, 9. Januar, bei einem Festakt im Stuttgarter Rathaus von Oberbürgermeister Manfred Rommel und Heinz M. Bleicher, dem Vorsitzenden der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, überreicht.

Otto Hirsch war Rechtsrat der Stadt Stuttgart, Ministerialrat im württembergischen Innenministerium und wurde 1941 als Vorsitzender der Vertretung deutscher Juden im KZ Mauthausen ermordet. Goes habe einen wichtigen Beitrag dazu geleistet, der Verdrängung der Verbrechen an den Juden entgegenzuwirken, sagte Rommel. Der Abbau von Feindbildern und ein konsequentes Verfolgen «kleiner Schritte» seien hervorstechende Merkmale im Leben von Goes.

In seiner Laudatio bezeichnete der Salzburger Dominikanerpater Paulus Gordan Goes als einen «treuen Diener am Wort», der vielen Menschen Trost gegeben habe. – An dem Festakt nahmen auch der württembergische Landesbischof Theo Sorg und die Ehefrau des Schriftstellers, Elisabeth Goes, teil.

Persönliches

Am 18. Dezember vergangenen Jahres hat der Ravensburger Oberbürgermeister Hermann Vogler Prof. Dr. Friedrich Weller das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland überreicht. Professor Weller war einer der Pioniere der Obstbau-Versuchsstation Bavendorf und lehrt seit elf Jahren an der Fachhochschule Nürtingen Landschaftsökologie und Landschaftspflege. Im Schwäbischen Heimatbund ist der engagierte Naturschützer vor allem als Vertrauensmann der Ortsgruppe Ravensburg in Erscheinung getreten.